

Wiener Stadt-Bibliothek.

34225 ^{1. Ex.} A

Hirschfeld

Was sind die Zeichen.



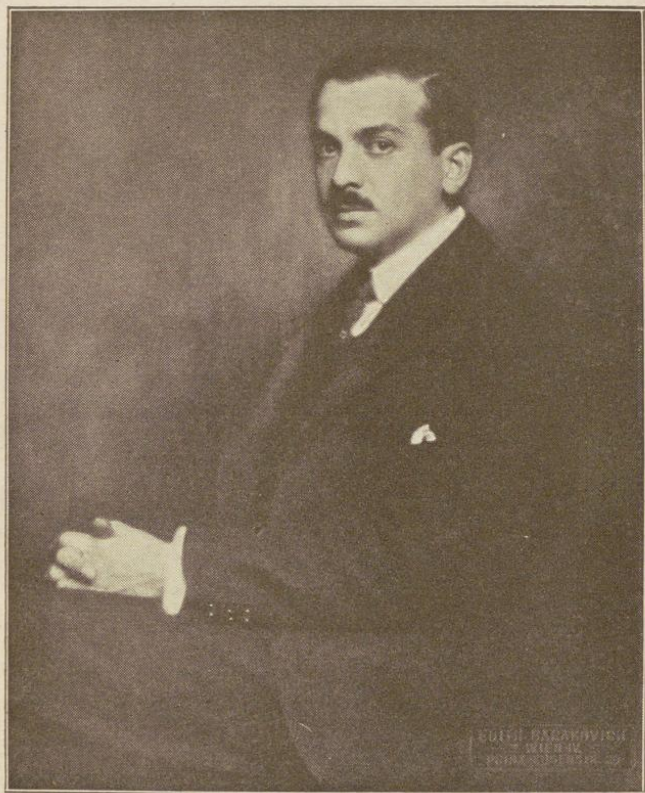
ESSENTER
1 9 2 0

Zehne Jahre Wien
im Skizzen

W I I I A

Wiener Stadt-Bibliothek.

34225 A



Aufnahme: Edith Barakovich

Ludwig Hirschfeld

Ludwig Hirschfeld
Wo sind die Zeiten
Zehn Jahre Wien in Skizzen

1 9 2 1

Wiener Literarische Anstalt
Wien Gesellschaft m. b. H. Berlin

DN 100856

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten
Copyright 1921 by Wiener Literarische An-
stalt, Gesellschaft m. b. H., in Vienna
Einbandzeichnung von Walter Essenther
Illustrationen von Marie Bucek, Walter
Essenther und Marianne Niemtschik



Druck der Offizin der Waldheim-Eberle A. G., Wien

Wo sind die Zeiten . . .

Dieses Buch enthält eine Auswahl meiner während der letzten zehn Jahre für die „Neue Freie Presse“ geschriebenen Skizzen. Zehn Jahre, das sagt sich so leicht. Aber was für furchtbar schwer wiegende zehn Wiener Jahre sind das gewesen! Noch nie und nirgends hat sich wohl eine große Stadt, ein ganzer Menschenschlag in einer kurzen Zeit so gründlich verändert — verändert, um im Grunde dennoch unveränderlich und unverbesserlich zu bleiben. Zwischen dem Wiener von 1909 und dem von 1919 besteht nur eine Ähnlichkeit, wie zwischen der ersten und dritten Generation einer Familie. Wir alle sind sozusagen unsere eigenen Enkel, und wenn wir einen Blick in den unangenehm aufrichtigen Spiegel der Selbstkritik tun, dann müssen wir leider zugeben: Weiß Gott, die Rasse hat sich nicht verbessert, die Familie hat sich bedenklich nach abwärts entwickelt.

Die hier zum Buche vereinigten Skizzen sind ein derartiger kritischer Spiegel: ein Versuch, die äußere und innere Wandlung einer ganzen Stadt, ihrer Menschen und Gewohnheiten, ihres Denkens und Fühlens in kleinen Bildern festzuhalten. Zumeist sind's nur Momentaufnahmen, aus dem Tag heraus entstanden für den Tag. Kein Wunder, wenn sie vielleicht die Fehler von Momentaufnahmen haben: übertriebenes Hell und Dunkel, Verzerrungen und perspektivische Mängel. Aber die Schuld liegt nicht allein am Apparat, sondern auch an den ungünstigen Umständen. Es war manch-

mal, und besonders in den fünf Kriegsjahren, verdammt schwer und auch nicht unrisikant, die Wiener Wirklichkeit zu photographieren. Fast jede der Skizzen, die der mittlere Teil „Wiener Hinterland“ enthält, ist unter der Aufsicht der österreichischen Zensur entstanden. Ihre aus Dummheit und Willkür gemengte lähmende Macht hat auch der unpolitischste Wiener Schriftsteller gespürt. Wer einen instinktiven Abscheu vor allem hatte, was Krieg, Militarismus und große Zeit hieß, wer der anbefohlenen schwarz-gelben Begeisterung nicht fähig war, der stand jeden Tag vor demselben Problem: wie sage ich das, was ich meine, derart, daß man's nicht merkt, wie umschreibe ich die Wirklichkeit, um mich nicht des Hochverrates schuldig zu machen . . . Mit einem Wort: es war richtiger Galgenhumor, denn Galgen gab's damals genug.

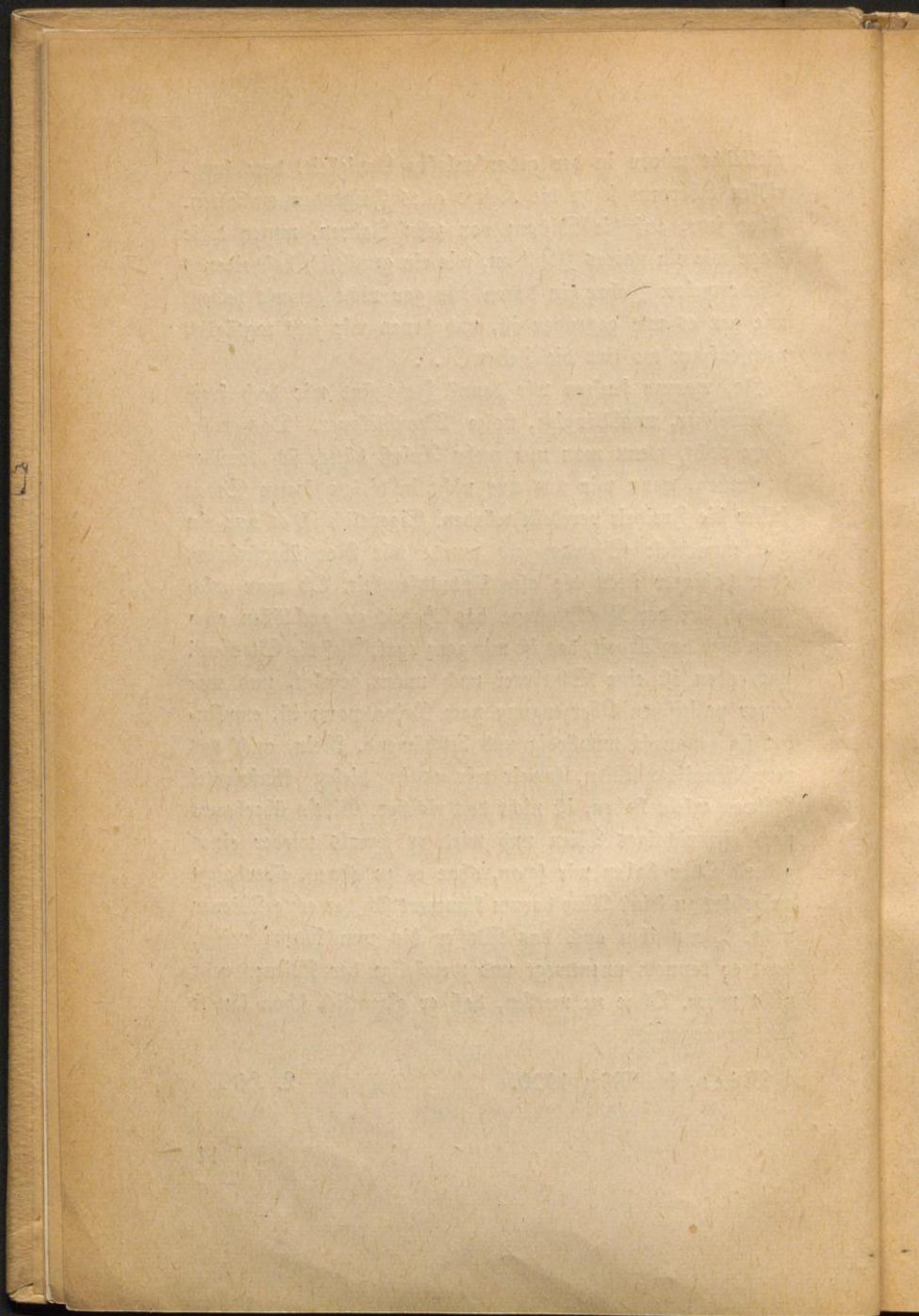
Wir scheint, für einen Humoristen, für einen „Plauderer“ bin ich jetzt schon zu ernst geworden. Denn dagegen kommt man nicht auf: Gegen die Meinung, die der liebe Leser, die holde Leserin von einem hat, gegen die Rubrik, das Kastel, in das man ein- für allemal gesteckt wird. Wer einmal für liebenswürdig und launig, für witzig und ironisch gilt, von dem erwartet das Publikum unerbittlich, daß er es immer und lebenslänglich ist. Und dabei bin ich im Grunde genommen wirklich ein ernster, beinahe melancholischer Patron, so ungefähr wie ich auf dem Bilde dreinschaue. Oder sollte ich am Ende erst beim Zusammenstellen und Durchlesen meines eigenen Humors so ernst und melancholisch geworden sein? Ist schon möglich. Zurückblättern und Zurückblicken ist immer eine elegische Beschäftigung. Und gar ein Rückblick, der bis in die letzten Wiener Friedensjahre reicht. Sie waren ja auch schon ein verändertes und verdorbenes Wien, und

vielleicht wären in der gedankenlosen Üppigkeit, dem luriösen Übermut schon die Keime alles Folgenden enthalten. Aber jetzt, auf die Distanz von zehn Jahren, muten diese Tage wie ein naives Idyll an, wie ein gemütlich bescheidenes Biedermeier: Jahre, in denen wir gar nicht gewußt haben, wie gut es uns gegangen ist, und denen wir jetzt tagtäglich nachseufzen: wo sind die Zeiten . . .

Ja, warum seufzen wir denn? Jetzt sind wir doch freie Österreicher, unabhängige, stolze Republikaner. Das wär' schon recht, wenn man nur mehr Anlaß hätte, sich darüber zu freuen, wenn wir uns nur nicht in diesem freien Staat selber die Freiheit vererben würden. Eigentlich ist es nur ein Farbenwechsel: Schwarz-gelb wurde mit Rot überstrichen, aber dahinter steckt die alte Unduldsamkeit. Ob man mich zwingt, bei der Volkshymne das Haupt zu entblößen oder beim Lied der Arbeit, das ist mir ganz egal. Auf die Streberei nach oben ist eine Streberei nach unten gefolgt, und wer seiner politischen Überzeugung nach Privatmann ist, empfindet sie genau so unwürdig und beschämend. Nein, auch das republikanische Wien, soweit wir es in diesen fünfviertel Jahren erlebt haben, ist nicht das richtige. Gibt's überhaupt noch ein richtiges Wien und wird es jemals wieder eines geben? Oder haben wir schon, ohne es zu ahnen, überhaupt aufgehört zu sein? Aber darum kümmert sich der echte Wiener nicht. Wenn ihm auch das Wasser bis zum Mund reicht, singt er dennoch unentwegt und weinselig: der Wiener geht nicht unter. Ohne zu merken, daß er eigentlich schon längst untergegangen ist.

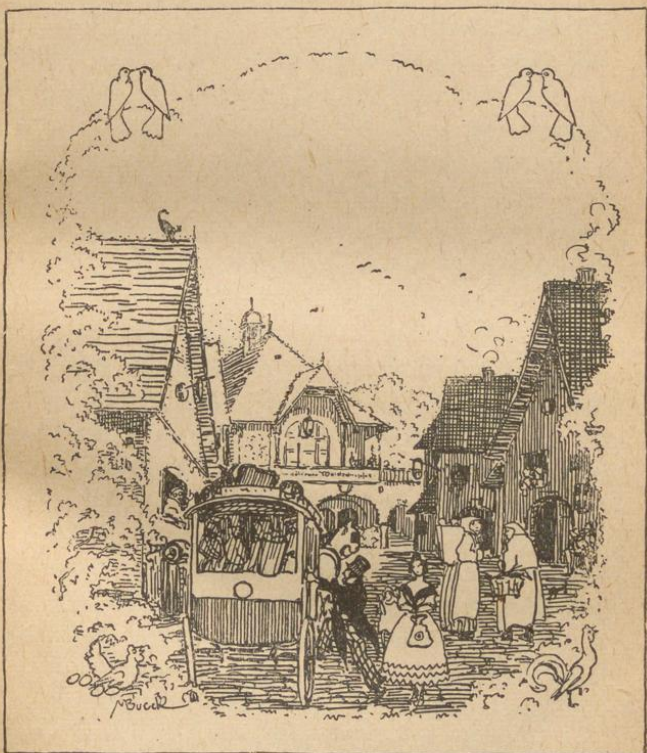
W i e n, im März 1920.

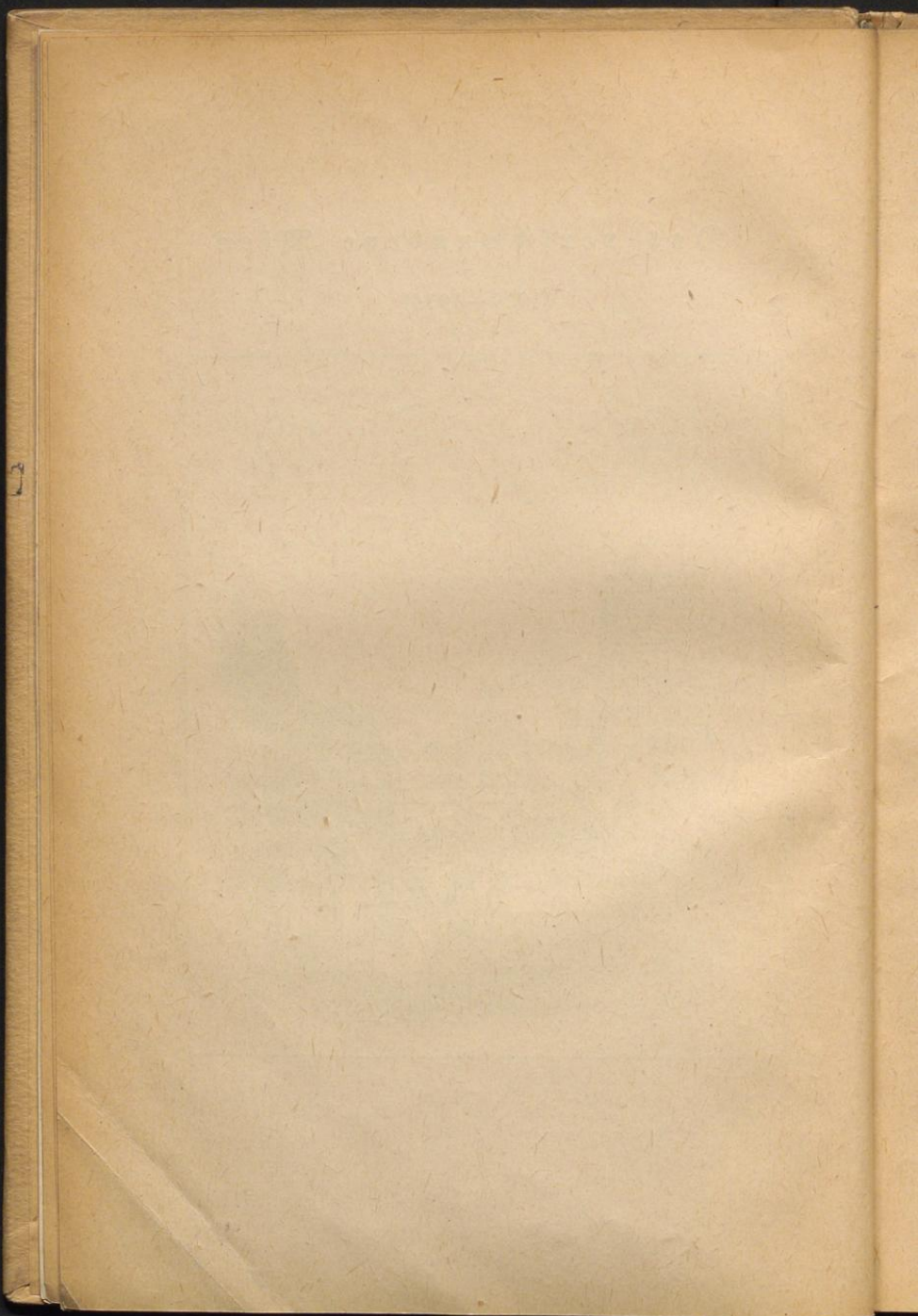
L. Hfd.



Das verschwundene Wien

(1909 – 1914)





Der Stellwagen ins Liebhartstal.

Man muß sich wirklich beeilen, wenn man die persönliche Bekanntschaft der alten Winkel und Häuser, der altmodischen Dinge machen will, die vom gestrigen Wien noch übrig geblieben sind. Diesem Wien geht's seit einiger Zeit beängstigend an den Kragen. Überall staubt's, überall wird heftig demolirt, und wer eine Weile abwesend war, findet seine liebsten Erinnerungen und Stimmungen als Schutt wieder. Ich Sorge mich immer ordentlich, daß ich mir manches, das ich noch mit eigenen Augen hätte sehen können, entgehen ließ, und ich kann es mir zum Beispiel nicht verzeihen, daß ich nie in den behäbigen Alt-Wiener Gasthof „zur Goldenen Gans“ eingetreten bin, der noch vor ein paar Jahren auf der Kossauerlände bestand, mit dem schönen alten Baum vor dem Tore. Das heutige Wien gibt einem so viel zu schaffen, hält einen fortwährend in Atem, daß man für das gestrige nur dann und wann einen flüchtigen Blick hat. Doch wenn ich auch in noch so großer Hast den Franzensring passiere, an der Mülkerbastei vorbei, versäume ich nie, ängstlich hinzuschauen, ob man mir die lieben alten Basteihäuschen in der Schreyvogelgasse noch stehen lassen hat. Aber es verschwinden nicht nur die alten Häuser, sondern auch die dazu passenden Menschen, die darin aufgewachsen sind. Sogar ihre Sprache verschwindet, jenes ältere Wienerisch, das viel feiner, viel sympathischer klang als der heutige, verwilderte Großstadtdialekt.

Auch die Vorstadt ist heute nicht mehr das, was sie einmal war, nämlich eine kleine Welt für sich, mit eigenem Hausbrauch und ständigen Figuren. Wer weiß, wie lang es noch dauern mag und es wird keine richtigen Vorstädte mehr geben, sondern bloß fortlaufend numerierte Bezirke. Alle diese gestrigen Dinge scheinen sich vor der geänderten Zeit scheu zu verkriechen, und wer sich für sie interessiert, muß ihnen liebevoll nachspüren. Und gelingt es einem, einen solchen vergessenen Winkel zu entdecken, dann blickt man erstaunt und gerührt in eine ganz andere Zeit; in ein vorstädtisches Idyll, das hier erhalten blieb, heimlich, gleichsam hinter dem Rücken der groß und laut gewordenen Stadt.

Daß der Stellwagen mit der Aufschrift „Liebhartstal“ eine sichere Spur ins Altmodische und Vorstädtische sei, davon war ich längst fest überzeugt. Schon das Fahrziel klingt vielversprechend und weckt romantische Erwartungen, unbestimmte alkoholische und rauschlustige Vorstellungen. Aber ich habe mich dann doch nie zu der Fahrt ins Liebhartstal entschließen können, denn das Vehikel sah bei näherer Betrachtung nicht sehr fashionabel aus: ein schwerfällig schwankender Kumpelkasten mit zwei in Kummelgeschirr gespannten verbogenen Gäulen, der härtige Kutscher, der im Winter und Sommer eine Vorliebe für ältere Hutmoden bekundete, ein Kondukteur ohne Amtsehre und in einem abgetragenen Saffo. Und dann erst die Passagiere: Bilderrahmen, Wäsche- und Grünzeugbutten, Körbe und Bündel, bunte Kopftücher und graue Umhängtücher, Lodenjoppen, Röhrentiefel und Knasterpfeifen. Bei diesem Anblick hatte ich immer das Gefühl, daß meine Erscheinung hier störend und silwidrig wirken würde, und ich ließ den Stellwagen vorüberumpeln, um

ihm gleich darauf sehnsüchtig nachzublicken. Richtig habe ich so lange gezögert, bis man vor kurzem diese Linie, die letzte private Stellwagenunternehmung, aufgelassen oder vielmehr automobilisiert hat. Das Fahrtziel der neuen Autoomnibusse heißt einfach und nüchtern: Ottakring. Jetzt gehört natürlich viel weniger Mut dazu, ins Liebhartstal zu fahren, und jetzt ist es auch keine Entdeckungsreise und keine Kulturtat mehr. Aber vielleicht wächst auch längs der Automobillinie noch manches altmodisch Wienerische und Vorstädtische; man muß nur gut auspassen und ein bißchen Glück haben.

Zunächst schien die Sache nicht so einfach zu sein, denn auf dem Stephansplatz konnte mir niemand genaue Auskunft über die Abfahrtsstelle der neuen Autoomnibusse geben. Der eine Wachmann wies mit der Hand nach Norden, der andere nach Süden, und die Dienstmänner sagten mürrisch: „Hinter der Kirche fährt er a“, bis ich durch feinsinnige Beobachtung endlich die Stelle entdeckte. Hier stand bereits eine Anzahl Personen, denen eine Fahrt ins Liebhartstal zuzutrauen war. Wir mußten eine Weile warten, aber bei dieser Gelegenheit entdeckte ich an der Stephanskirche die berühmte Kapistrankanzel, von der ich in der Volksschule so viel gehört habe, und ich war kaum mit der Entzifferung der verwitterten Inschrift fertig, da kam schon der Autoomnibus in Sicht. Ein stattliches dunkelrotes Fahrzeug, hoch und langgestreckt, ganz weltstädtisch und vertrauenerweckend anzusehen. Nur das eine wollte mir nicht gefallen, daß neben dem Chauffeur noch ein zweiter Mann in Uniform saß. Möglich, daß der bloß abgerichtet wird, aber ebensogut konnte es ein verkleideter Konkurrent sein, der gleichfalls darauf ausging, im Liebhartstal vorstädtische und altmodische Stimmungen zu

sammeln — man kann nicht wissen. Der Wagen wurde im Sturm genommen und war sofort überfüllt. Auch im Innern standen viele Leute, die meisten rauchten und lasen dabei aufmerksam die Tafeln, die das Stehen und Rauchen im Innern des Wagens verbieten.

Anfangs war es eine ganz muntere und angenehme Fahrt. Im Bereiche der Inneren Stadt rollten wir freilich an lauter neugierigen, erstaunten und auch an vielen mitleidig ironischen und geringschätzigen Gesichtern vorüber, die sich hauptsächlich im Besitze von Einspännerkutschern und Autotaxiaufseuren befanden. Aber wir auf der Plattform Befindlichen nahmen davon kaum Notiz, weil wir vollauf in Anspruch genommen wären, unsere Kinnbacken, Haare, Zwicker ordentlich beisammen zu halten. Der neue Omnibus schüttelt nämlich seine Fahrgäste ganz bemerkenswert, und es wird alles durcheinander gerüttelt, was man bei sich hat: Uhr und Kleingeld, Herz und Nieren, Gedanken und Prinzipien. Früher nannte man das einen Rumpelkasten, aber jetzt hat die Sache wahrscheinlich einen tieferen Sinn, vielleicht den einer unentgeltlichen Vibrationsmassage. Das soll ja sehr gesund sein, aber in meinen feinsinnigen Beobachtungen wurde ich dadurch empfindlich gestört. Die Fahrt in der Ebene verlief übrigens ereignislos. Doch kaum waren wir im gebirgigen Terrain der Josefstadt, da bekam der Autoomnibus einen Anfall von Atemnot, hustete eine Weile und rollte erst auf gutliches Zureden in sachtem Tempo bis zum Gürtel weiter, wo die von mir bereits vermischten umfangreichen Umhängtücher, Körbe, Bündel und Butten einstiegen. Darauf schien der Omnibus nicht gefaßt gewesen zu sein, und in der Neulerchenfelderstraße blieb er einfach stehen. Unbekümmert um die

lästernden Reden der Passagiere, die ungeduldig ausstiegen und eine Art Gutachten abgaben, dahin lautend, daß das Ganze noch eine „weche G'schicht“ sei. Ein Mann mit einer grünen Schürze behauptete sogar, daß er auf einem von seiner Großmutter gezogenen Handwagen viel rascher nach Ottakring gelangen würde — aber da unter den Anwesenden niemand die so erfreulich rüstige alte Dame persönlich kannte, wurde diese Behauptung doch mit einigem Zweifel aufgenommen. Aus einem Gemischtwarenladen trat ein Mann, der wieder eine blaue Schürze trug und sich teilnehmend erkundigte, ob etwa das Benzin ausgegangen sei, und, hilfsbereit und gutmütig wie die kleinen Leute schon sind, ein Fläschchen Fleckwasser anbot — ein Anerbieten, das den Chauffeur sonderbarerweise in Naserei versetzte. Ich habe mir sagen lassen, daß die neue Autolinie von einer französischen Gesellschaft betrieben wird, aber was der Chauffeur dem Mann mit der blauen Schürze antwortete, war ganz bestimmt nicht Französisch.

Ich war der einzige, der sanft und still sitzen blieb. Passagiere sind schrecklich ungeduldige Leute, die wegen einer Viertelstunde Verspätung gleich verzweifeln. Man darf auch gegen Maschinen und Motoren nicht ungerecht sein. Beim Pferdebetrieb sind doch ebenfalls Störungen vorgekommen. Wie oft ist so ein Gaul stückig geworden oder niedergefallen und hat sich eine halbe Stunde lang behaglich geweigert, aufzustehen. Länger hat unser Aufenthalt in der Neulerchenfelderstraße gewiß nicht gedauert, und nun drangen wir unaufhaltsam nach Altottakring vor, wo sich eine berühmte Heurigenkolonie befindet. Aber keine verweichlichten und aufgepußten Luxuslokale für die eleganten Leute aus der Stadt,

sondern in jeder Hinsicht unverfälschte Heurige, die bei den Weinkennern in hohem Ansehen stehen. Kleine zwei- und dreifenstrige Häuser, die gleichsam nur die Hülle sind für einen langgestreckten Hof, in dem ziemlich viele Käusche Platz haben. Schon die Namen, die man da liest, Schakinger, Haimböck, Zehentner, bürgen für die Qualität des Weines, und ein Weinschank heißt „zur Zehner-Marie“, die wahrscheinlich eine Heurigen- und Volksfängergröße war, von der der nicht nach Ottakring Zuständige nichts weiß.

Tieferschüttert langt man schließlich in der Endstation an und sieht sich nun erwartungsvoll im Liebhartstal um. Es ist die charakteristische Übergangslandschaft; Land und Großstadt liegen sich hier heftig in den Haaren. Wo die Schienen und das Pflaster aufhören, beginnen sadenscheinige Wiesen und Terrainwellen, auf denen statt Baum und Strauch Neubauten, Kalkgruben und Schornsteine gedeihen, und in der Ferne ahnt man die wirklichen Berge des Wienerwaldes. Aber das erste, was einem bei der Ankunft im Liebhartstal auffällt, ist ein kurioses Durcheinander von Lebenslust und Vergänglichkeit. Hier gibt's überhaupt nichts als kleine Gasthäuser, Weinschenken, Kaffeebuden und daneben Grabsteingeschäfte. In der Alleestraße, die auf den Galizinberg führt, wieder der nämliche Kontrast: auf der einen Seite Praterhütten und ein Ringelspiel, das sich nach dem Takte gemäßigter Leihar-Walzer dreht, und gegenüber das Tor des Ottakringer Friedhofes, wo eine Inschrift besagt, daß nur die Toten selig seien. Aber auch die Kinder auf dem Ringelspiel jubeln sehr selig, unbekümmert um die Leichenzüge, die nacheinander vorüberziehen. Im Verlaufe einer halben Stunde habe ich hier vielleicht sechs Begräbnisse gesehen, alle

vorstädtisch primitiv und dürftig und eins vom andern kaum zu unterscheiden: der wohlfeile düstere Puz, die künstlichen Blumen, das Leid der Hinterbliebenen, deren harte, unbeholfene Arbeitsmienen des Trauerns und Weinens ganz ungewohnt schienen, und die teilnehmenden Nachbarinnen, die gegen den Schluß des Zuges immer buntere Hüte trugen, immer gleichgültigere Gesichter zeigten. Das ging alles so rasch und prompt, und kaum war der Tote begraben, so begaben sich die Trauergäste unverweilt in eines der Lokale mit der lockenden Aufschrift: Avis für Weintrinker. Man sieht hier den Tod gleichsam wie einen Beamten amtieren, kalt, korrekt, mechanisch, und obwohl einen diese verstorbenen und begrabenen Ottakringer gar nicht kümmern, geht einem der Anblick doch merkwürdig nahe und das Ganze hat etwas Herzbeleckendes. Vielleicht nur darum, weil ein so rührend junger, schöner Märztag scheint und weil es unbegreiflich ist, daß einer stirbt und begraben wird, ohne sich den neuen Frühling ein bißchen angeschaut zu haben.

Na, das ist ja eine nette Stimmung, in die man in dem berühmten lustigen Liebhartsstal gerät. Aber das kommt davon, wenn man zu viel auf die Friedhofsseite blickt und zu wenig



auf die der Wirtshäuser. Oder vielleicht ist das Mütteln daran schuld, auf jeden Fall ist's höchste Zeit, wieder umzulehren, in die Stadt zurück. Denn das ist trotz aller Misere und Argernisse für ein empfindliches Gemüt der richtige Aufenthalt. Die Vorstadt draußen, die ist noch halbes Land, ist derb und scharf, urwüchsig und beftig, da zeigt alles noch sein aufrichtiges, wahres Gesicht: Lustigkeit und Ernst, Mensch und Natur, Tod und Frühling. In der Stadt drin ist alles verschleiert und gedämpft, zurückhaltend und wohlgezogen, sogar die Naturgewalten. Da ist der Frühling ein neuer Hut und der Tod ein schwarz umrändertes Stück Papier.

(1913)



Landpartie.

Ein Sonntagsvergnügen.

So kann das nicht weitergehen. Ich werde nämlich von Jahr zu Jahr fauler, träger und bequemer. Am liebsten bleibe ich überhaupt tagelang zu Hause, wenn ich aber unbedingt ausgehen muß, bin ich ängstlich darauf bedacht, mir jeden überflüssigen Schritt, jede Anstrengung zu ersparen. Mein weitester Spaziergang ist bis zur nächsten Haltestelle, und bergauf steige ich höchstens die paar Stufen zum Lift. Altmodische Bekannte ohne Lift besuche ich prinzipiell nicht und trachte vielmehr, mich im Interesse meiner Faulheit mit ihnen allmählich zu verfeinden. Überhaupt, nur nicht zu Fuß gehen, es macht mich matt, nervös, abgespannt und langweilt mich.

Ich weiß, diese Lebensweise ist ungesund, man büßt dabei die jugendlich schlanke Erscheinung ein. Darin sind sich meine sämtlichen Schneider und Ärzte einig, und sogar die Literaturgeschichtschreiber müssen es irgendwie erfahren haben, was für ein Faulian und Stadthocker ich bin. In einem Führer durch die Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts, in dem allen bekannten heutigen Schriftstellern ein charakterisierendes „Klampfl“ angehängt wird, habe ich unlängst gelesen, daß ich zwar eine feste Art bestze, ins Leben zu greifen, aber keineswegs jene rotwangige Gesundheit, von der die deutsche Literatur jetzt eine Menge nötig hätte. Ich sei eben ein

bleicher, blutarmer Großstadtliterat, und hier müsse die tüchtigste Kraft morsch und brüchig werden . . . Ganz elend wurde mir dabei zumute und zur Erholung griff ich nach dem Aufsatz eines Berliner Germanisten und fand mich hier wieder als typische Jungwiener Kaffeehauspflanze geschildert, als defakenten Neurastheniker, dem der wurzelechte Zusammenhang mit der Natur fehle, von Erdgeruch keine Spur . . . Sehr traurig, schön schau' ich aus.

Am vergangenen Sonntag habe ich mich nun doch endlich entschlossen, einmal aufs Land hinauszufahren. Weniger aus Liebe für die Germanisten und Literaturgeschichtsschreiber und mehr aus Furcht vor einer jungen Dame, die mich schon seit Jahren — also, seit Jahren ist zu viel gesagt, denn früher war es wahrscheinlich eine andere junge Dame, aber auch die hat mich um diese Zeit immer in genau demselben Tonfall gequält: „Wann werden wir endlich die Landpartie machen? Fahren wir doch nächsten Sonntag nach Hütteldorf.“ Sie schien von diesem Ort unbestimmte romantische Vorstellungen zu haben, und ich versuchte, ihr das in meinem bewährten, treuherzigen Damenton auszureden. Ich entwarf ein erschütternd realistischcs Bild des an Sonntagen von Familien- und Liebesglück und Wurstpapieren über und über bedeckten Hackinger Berges — alles vergebens. Die Sache wurde also diesmal ernst. Ich zog meinen blaugrünen Modeanzug, meinen grüngrauen Modehut und meine gelbgrünen Modeschuhe an und so präsentierte ich mich an dem glühenden Maisonntag Punkt zwei Uhr meiner Begleiterin, in der heimlichen eiteln Erwartung, tiefen Eindruck zu machen. Aber sie hatte für meine berückend grüne Erscheinung keinen Blick, sah an sich selbst bekümmert hinunter und sagte bedenklich

sanft: „Siehst du, fürs Land hab' ich doch nichts Gescheites anzuziehen . . .“ Na, die Landpartie fängt gut an, mir scheint, da werde ich schwitzen.

Nur geschwind hinaus ins Freie. Natürlich mit der Stadtbahn. Mit dem Auto geht es noch rascher, aber, so führte ich des längern aus, im Auto fahren wir ohnehin das ganze Jahr oft genug und wenn man schon einmal ländlich und einfach sein will — aber sie unterbrach mich mit hauchender Sanftmut: „In der Stadtbahn ist es ja auch ganz nett.“ Doch in ihren süßen blauen Augen las ich etwas anderes: Schmutzian . . . Das Gedränge bei der Kasse war natürlich sehr arg, aber da ich mich dort anstellte, wo „Abgang“ steht, kam ich sehr bald dran. In dem überfüllten Coupé war es nicht so ruhig wie sonst, weil sich ja der Ruß heute auf so viele Menschen verteilte, zumeist Menschen, denen man die dritte Klasse ansah, und die ein derart herausforderndes Selbstbewußtsein zeigten, wie es der ordnungsgemäße Besitz einer Karte zweiter Klasse niemals zu verleihen vermag. Auf den Bänken saßen jugendliche Liebespaare in jenem schüchternen Anfangsstadium, wo er immer ihren Sonnenschirm in der Hand hält und streichelt, während sie seinen Hut liebkost, was meiner Begleiterin wieder Anlaß gab zu einem vorwurfsvollen: „Siehst du“ — aber ich glaube, daß sie damit nicht so sehr zärtliche Absichten auf meinen Hut, als vielmehr die Sehnsucht nach einem neuen Sonnenschirm ausdrücken wollte.

Das war die Reise. Über die Gegend selbst werde ich sehr wenig sagen. Ihren Namen werde ich gar nicht nennen. Es ist egal, wie sie heißt, sie heißt überhaupt nicht viel und sieht genau so aus wie alle die Stadtbahn- und Tramwaygegen-

den. Von der Station wandert man über das mit heißem Klinker gepflasterte Trottoir der Hauptstraße, wo herrliche Sommerwohnungen mit garantierter Benützung eines Rosenstocks samt blauer Glaskugel sofort zu vermieten sind und wo aus den Fenstern Hunde überlegen und verächtlich auf die Großstädter blicken. So wandert man in langer Prozession, in der einige irrtümlich schon jetzt angeheitert sind,



bis man in jenem Sonntagswald anlangt, der so abgeschabt aussieht, wie ein zu lang getragener Rock. Der Erdboden ist von den vielen Menschenfüßen ganz glatt geschneuert, kein Gras, keine Blume, und die zusammengeballten Käsepapiere sind für das Auge eine wohlthuende Abwechslung. Jeder richtige Wiener Ausflügler versucht auch, sobald er den Sonntagswald betreten hat, das Echo auf die Probe zu stellen, aber meistens gelingt es nicht — sogar das Echo ist hier schon ab-

genüßt. Ein Teil der Ausflügler bleibt im Wald, die unternehmungslustigeren dringen bis zu einem Wiesenabhang vor. Auf dieser Wiese machen sich das Familienleben und der Natursinn der Wiener auf vielfache Weise bemerkbar. Essen wird ausgepackt, Kaffeeflaschen treten zutage, eine Schaufel oder ein Reck wird zwischen zwei Bäumen angebracht, man spielt johlende Spiele, singt mehrstimmig holde Gesänge und in besonders schweren Fällen wirkt auch ein Grammophon mit. Das ist nämlich die neueste volkstümliche Mode: statt der bieder raunzenden Ziehharmonika nimmt man jetzt diese schreckliche Musikmaschine mit — unbegreiflich. Offenbar will man Natur und Imitation miteinander vergleichen oder die Singvögel zur Wiener Operette bekehren. Kein Wunder, daß sie nicht mehr „Tirili“ und „Pfitschifi“ singen, sondern: „Kommen Sie, kommen Sie, Polka tanzen . . .“

Die Rückkehr habe ich zur Abwechslung mit der Straßenbahn gemacht. Ich liebe diesen dramatischen Sturm auf die Wagen unter Wachtaufgebot, ich habe es so gern, wenn jemand meinen Rücken für einen Lehnstuhl ansieht und wenn sich ein dicker Mann ähzend zwischen mich und meine Dame setzt: „Der Herr is scho so freundli.“ Wie hübsch ist es, den rauslustigen Erzählungen eines Betrunknen zu lauschen, der irgendeinen ihm feindlich gesinnten „bladen Kerl“ beim Heurigen zurückgelassen hat und mit dem er nun, da die Distanz immer größer wird, gern anbinden möchte, wobei er die Nase meiner Begleiterin bedroht. Jetzt sagt sie gar nichts mehr, aber ich sehe ein, daß sie recht hat: ich scheine wirklich ein Schmutzkian zu sein.

Wenn ich nun meine Natureindrücke zusammenfassen soll, so entdecke ich, daß ich derlei von meiner Landpartie gar nicht

mitgebracht habe. Ich bin überhaupt nicht aus der großen Stadt herausgekommen, und das Interessanteste, was ich beobachten konnte, war diese sonderbare Gier, mit der sich die Ausflügler auf die Natur stürzen, als ob sie sie ausrotten und dem städtischen Erdboden gleichmachen wollten. Aber ich will mich wirklich nicht moralisch entrüsten. Mir genügt das schöne Bewußtsein, daß ich nicht so bald wieder eine Landpartie mache, daß meine körperliche Sonntagsruhe wieder ungestört bleibt. Gegen die stärker werdende Taille wird sich schon ein Mittel finden. Ich kenne ja so viele schlanke Frauen und noch mehr solche, die es gern wären, die werden mir schon raten. Und was die Literaturgeschichte anbelangt, das ist mir ganz egal. Während der Woche habe ich keine Zeit, mit der Natur in Berührung zu kommen und am Sonntag paßt es mir nicht. Und wenn ich an jene Familienwiese denke, da verzichte ich auch auf den Erdgeruch. Lieber bleibe ich mein Leben lang eine defadente, neurasthenische Kaffeehauspflanze, ein bleicher, blutarmer Großstadtliterat. Ich fühle mich dabei gar nicht schlecht und eine Zeitlang werde ich's schon noch machen. Meinetwegen mögen mich die Germanisten nicht auffordern, in der Literaturgeschichte Platz zu nehmen. Es sitzen mir ohnehin schon viel zu viele drin, die ich nicht leiden kann. Um ein bodenständiger Dichter zu werden, da muß man umständliche Romane schreiben, muß früh aufstehen — das ist mir viel zu strapaziös und unbequem. Ich verzichte auf den ganzen Nachruhm, wenn ich mich nicht ausschlafen kann. Und ich habe gar keine Lust, mit der Straßenbahn in eine Unsterblichkeit zu fahren, in der das Überfüllungsverbot nicht strenger gehandhabt wird.

(1913)

Der kostspielige Gentleman.

Männliche Toilettestudie.

Wenn das nur schon wieder vorüber wäre! Das ist der fatalste Moment im ganzen Jahr: das Besorgen, das Auswählen und Bestellen der Garderobe für den kommenden Winter. Anderen Menschen, namentlich solchen weiblichen Geschlechtes, macht das ein großes Vergnügen, aber für mich gibt es nichts Ärgeres, als jetzt, im Herbst, den Gang zum Schneider, ins Modewarengeschäft, zum Huthändler und Schuhmacher anzutreten. Nämlich, unter uns, ich habe sehr wenig Zutrauen zu meinem Geschmack und meinem Sachverständnis. Sonst, auf minder komplizierten Gebieten, zum Beispiel der Literatur oder dem Theater, da habe ich ein ziemlich sicheres Urtheil und erkenne sofort, ob ein Roman genügend geschmacklos ist, um zum Buch der Saison zu werden oder ob eine neue Operette sich zum Strapazieren für dreihundert Abende eignet. Nur bei Kleiderstoffen und Kravatten, da weiß ich nie genau, was das Zeug eigentlich wert ist und ob es mir überhaupt gefällt. Erst viel später, wenn ich mich an die neuen Sachen gewöhnt habe und wenn sie schon anfangen, wieder alt zu werden, dann gefallen sie mir. So ergeht es einem ja auch oft in der Liebe und mit den Frauen — übrigens, lassen wir das vorläufig: wenn man von Kleidern und von Ausgaben spricht, kommt man von selbst wieder auf die Frauen und die Liebe . . . Wirklich, am liebsten würde ich das ganze Jahr denselben Anzug und die-

selbe Krawatte tragen, aber das kann man sich heutzutage nicht mehr erlauben. Früher konnte man auch in Schnürschuhen und Socken und sogar mit Röllchen ein geachtetes Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein, es ohne Bügelfalte vorwärtsbringen und selbst mit einer fertigen Krawatte geschätzt und geliebt werden. Ob sich jemand elegant und modisch trug, danach wurde erst in zweiter Linie gefragt, wenn er nur sonst ein tüchtiger, netter und anständiger Mensch war. Jetzt ist es gerade umgekehrt. Zuerst sieht man bei einem jungen Mann auf den Schnitt seines Rockes, auf sein Krawattenmuster und die Bügelfalte und danach beurteilt und schätzt man ihn ein, nach den Allüren: die Vorgesetzten, die Bekannten und natürlich die jungen Mädchen. Dagegen hilft kein Auflehnen, und infolgedessen verkleidet sich jetzt jeder als Gentleman, tadellos vom ondulierten Scheitel bis zum Gummiabsatz. Eigentlich ist es ein- und derselbe junge Mann in tausenden Exemplaren: glatt rasiert, auch im Nacken, im Auge ein unberechtigtes Monokel, der Zuschnitt apart und kokett, die Farbenzusammenstellung tief-sinnig erdacht und abgestimmt, immer frisch gepuht und gebügelt, immer à quatre épingles, wie man früher gesagt hat. Aber seitdem sind diese vier Stecknadeln sehr teuer geworden, und es wird von Jahr zu Jahr kostspieliger, ein Gentleman zu sein.

Mit dem Schneider fängt es an. Zuerst inspiziere ich meinen mit soliden und wohlerhaltenen Kleidern angefüllten Kasten und sage mir beruhigt: „Na, heuer brauche ich wirklich nichts — höchstens einen Anzug zur Ergänzung.“ Aber da taucht plötzlich mein Mephisto neben mir auf, mein eleganter Freund. Jeder, der ein bißchen faustisch, zweiflerisch

und grüblerisch veranlagt ist, hat ja seinen mephistophelischen Freund und Verführer. Eindringlich spricht er auf mich ein: „Schau, einmal laß dir etwas Anständiges machen, bei einem erstklassigen Stadtschneider. Das ist ganz etwas anderes. Und du wirst ja dabei direkt ersparen.“ — „Wieso denn ersparen?“ — „Na, so ein feiner Anzug hält doch dreimal so lang. Komm nur mit mir, ich habe einen Ausnahmepreis: 150 Kronen.“ Und ich lasse mich gern verführen, denn bei einem Hofschneider in der Inneren Stadt arbeiten zu lassen, das ist schon lang mein heimlicher Ehrgeiz. Dann wird gewiß alles anders werden und in meine berufliche und galante Karriere wird ein ganz anderer Zug kommen. Inzwischen sind wir schon vor einem Stadtpalais angelangt, und ein eleganter junger Mann öffnet die kunstvoll gearbeitete Tür. Ich packe meinen Freund ängstlich beim Arm: „Du, wenn schon der Türaufmacher so elegant aussieht, das werde ich nicht zahlen können.“ Aber wir sind schon oben, im Empfangsalon, wo eine gemischte Kommission von Geschäftsführern, Zuschneidern und Dienern uns erwartet. Man legt mir hunderte Stoffe vor, von denen jeder das Allerneueste repräsentiert, das man jetzt unbedingt tragen muß, man verwirrt mich durch englische Vokabeln und Modebilder, auf denen sich lauter Lords und Pairs in Reit-, Jagd-, Salonanzügen und Pelzen Rendezvous gegeben haben. Endlich erscheint der Chef selbst. Vom Sehen kenne ich ihn schon lang: von literarischen Premieren, von der Krieau, und einmal hätte er mich beinahe mit seinem eigenen Auto überfahren. Manche der Kunden grüßt er sogar zuerst, und mir widmet er sich persönlich. Hier, im Salon, finden nur die Pourparlers statt. Sobald aber ein Kunde renitent

wird, schleppt man ihn in eine der kleinen, abgesonderten Spiegelzellen und dort wird ihm mit Gewalt ein Zwangsjackett oder Sakkó oder Smoking angemessen und anprobiert. Der Hoffschneider erkundigte sich teilnahmsvoll nach dem Bestand meiner Garderobe, wie man sich nach dem Befinden einer Familie erkundigt, und entwarf dann eine Art Erposé, das zwei Morgenanzüge, sechs Sakkos, zwei Jacketts enthielt, und zwar zu demselben Vorzugspreis, wie ihn mein Freund hatte, nämlich 190 Kronen. Ich warf meinem Freund einen vernichtenden Blick zu, denn ich wußte jetzt, daß auch er zu der unter eleganten jungen Leuten so häufigen Kategorie gehöre, zu den Tiesstaplern. Das Erposé lehnte ich ab und erklärte, daß auch mein Frack und Smoking noch in sehr gutem Zustand seien, worauf der Hoffschneider mit feiner Ironie erwiderte: „Ich habe zwar nicht das Vergnügen, den werten Smoking zu kennen, aber ich glaube nicht, daß er an meine letzte Kreation heranreicht.“ — „Nein,“ erwiderte ich, „Kreationen kann ich mir nicht leisten“, ergriff ohneweiters die Flucht und ließ meinen Freund in der Spiegelzelle weitersparen.

In dem vernichtenden Bewußtsein, noch lange nicht hoffschneiderfähig zu sein, schlug ich den Weg in die Vorstadt ein, auf den Lerchensfeldergürtel. Dort ist nämlich mein Schneider etabliert. Sein Name schwankt zwischen Anejšky und Zahradniczek, aber er arbeitet tadellos englisch und ist lächerlich billig. Nur muß man achtgeben, daß man nicht in einen nebenan befindlichen Trödel Laden gerät, der seinem Laden zum Verwechseln ähnlich sieht, und daß man sich drinnen an der Decke nicht ein Loch in den Kopf schlägt, aber sonst bin ich mit dem biedereren Meister wirklich sehr zufrieden. Auch

er schien sich heute in einer hoffärtigen Stimmung zu befinden, und als ich endlich einen dunkelgrünen Anzug mit blauen Streifen und einen dunkelblauen Anzug mit grünen Streifen ausgewählt hatte, lehnte er es stolz ab, sie mit Serge oder Cloth zu füttern, und begründete dies mit dem eilig wiederholten Satz: „Schendelmann trage nur auf Seid'n.“ Also, für achtzig Kronen kann man es sich schon erlauben, ein Gentleman zu sein. Aber da erklärte mir der Meister, daß er leider genötigt gewesen sei, die Preise um 20 Prozent zu erhöhen, denn es sei ja alles gestiegen: das Rohmaterial, die Arbeitslöhne, Steuern und Regie, die Fleischpreise, und von Kaffee allein kann man nicht leben — das muß ich schon einmal wo gehört haben. Bei der Tür fragte ich noch anstandshalber wie immer: „Sag'n S', Herr Meister, wann krieg' ich denn endlich meine Rechnung?“ Und wie immer wehrt der Meister entrüstet ab, als ob er aus purer Menschenfreundlichkeit Hosen zuschneiden würde. Ich aber entferne mich mit bösen, vierstelligen Ahnungen: wenn das mit den Fleischpreisen so weiter geht, werde ich nächstes Jahr beim Trödler arbeiten lassen müssen.

Damit ist das Schwerste vorüber. Die anderen Sachen kann man sich leider nicht in der Vorstadt kaufen und man muß schweren Herzens in eines der noblen Modewarengeschäfte der Inneren Stadt eintreten. Auch hier will man mir wieder sofort eine vollständige Bräutigamsausstattung zusammenstellen: Watisthemden mit Leinenkragen, farbig geränderte Taschentücher für alle Stimmungen und Lebenslagen und genau dazu passende köstliche Krawatten und durchbrochene Seidenstrümpfe, obwohl ich doch gar nicht kokett bin. Betäubt und geängstigt sage ich: „Sie, geben Sie mir nur

gute Sachen, ich verlasse mich auf Sie, ich verstehe gar nichts.“ Und wenn dann der Verkäufer, verbindlich lächelnd, sagt: „Oh, der Herr kennen sich schon gut aus, das merkt man“, da komme ich mir immer horndumm vor. Auch hier höre ich in einer feineren Form das Sprüchlein von den 20 Prozent, und ich sträube mich nicht länger, denn wenn ich bis morgen warte, ist das Fleisch vielleicht schon wieder teurer geworden. Und es ist überall dasselbe, beim Huthändler, beim Schuhmacher, überall kaufe ich mehr, luxuriöser und teurer ein, als ich eigentlich wollte, überall behandelt man mich als Millionär, als Cavalier und Gentleman, für den das Feinste und Kostspieligste gerade gut genug ist. Dabei bin ich mit den Anschaffungen noch lange nicht zu Ende, jetzt kommen erst die Kleinigkeiten, die Dinge, die nicht viel kosten, und da geht am meisten Geld weg: modische Brieftaschen, Geldbörsen, Rauchgeräte, ein Manikureabonnement, und wenn die Manikure unglückseligerweise hübsch ist, dann fangen die Ausgaben wieder von vorn an. Wenn man zum Schluß noch den Mut zum Addieren hat, kommt ein Betrag heraus, von dem die früher so beliebte kleine Beamtenfamilie hätte reichlich leben können. Und das alles nur zu dem Zweck, um genau so auszusehen wie tausend andere, um wie sie auf dem Corso und auf Jours auf das Wunderbare zu warten. Aber das Wunderbare kommt nie, sondern immer nur die Rechnung.

Und das Traurigste ist, daß mir die neuen Sachen, wenn ich sie einmal anziehe, absolut nicht gefallen. Der grüne Anzug ist zu grün, der blaue zu blau, die Krawatten schillern in der Sonne, ich habe wieder einmal unrichtig gewählt, das ganze freut mich nicht. Mir gefällt die Mode immer nur

an den andern, und ich selbst werde doch nie so tadellos aussehen. Deshalb lasse ich den Gentleman sein, er ist mir zu kostspielig. Zum letztenmal habe ich das heuer mitgemacht. Nächstes Jahr werde ich mich ganz einfach und wohlfeil kleiden: Schnürschuhe, einfarbige Socken, weiße Chiffonhemden, fertige Krawatten, Möllchen — aber erst nächstes Jahr natürlich, oder etwas später, sagen wir: in acht oder zehn Jahren, bis ich in ein gefestigtes, ruhiges Alter komme. Denn, seien wir einmal ehrlich: wem zuliebe kleidet man sich so akkurat? Nur wegen der Frauen: zuerst stürzt man sich in Unkosten und dann in weibliche Arme... Nur sie sind, wie immer, an dem kostspieligen Gentleman schuld. Von einer Weste sind sie fasziniert und von Bügelfalten lassen sie sich betören. Alle meine schönen seelischen und sittlichen Eigenschaften, die ich zu Hause im Kasten, bei den alten Kleidern, aufbewahrt habe, nützen mir nicht so viel. Nur auf den Anzug, die Krawatte und das dazu passende Taschentuch kommt es an. Und es ist durchaus nicht so schwer, wahrhaft und um seiner selbst willen geliebt zu werden — man muß nur die richtigen Lieferanten haben. (1912)



Derbysonntag eines Minderbemittelten.

Ein Kostenvoranschlag.

Sie läßt es sich nicht ausreden. Schon seit Monaten bildet das unser hauptsächlichstes Gesprächsthema: „Du, wir gehen doch zum Derby?“ Und zwar stellt die junge Dame diese Frage immer im Ton einer sittlichen Forderung, wobei sie nie verabsäumt, auf ein feierliches Versprechen zu verweisen, das ich ihr im verstorbenen Winter in einer vorgerückten Redoutenstunde gegeben haben soll. Und bevor ich es noch versuchen kann, mich nicht mehr daran zu erinnern, sagt sie schon: „Und überhaupt, du bist mir den Derbysonntag längst schuldig. Wir haben heuer so vieles ausgelassen, ich war weder bei ‚Parissal‘, noch in Mariazell, und etwas will ich auch von meiner Jugend haben.“ Alle Frauen führen nämlich im Gemüt eine eigentümliche doppelte Buchhaltung, bei der sie sich für jede Entfagung zwei Entschädigungen aufschreiben. Sie können nicht zwischen Soll und Haben unterscheiden, und auf jeden Fall wird immer der Mann belastet. Dagegen kann man sich nicht helfen, namentlich, wenn man so wie ich veranlagt ist. Tagsüber, während ich mein gewohntes Arbeits- oder Faulenzpensum erledige, da bin ich gern vollständig unbeweiht. Aber kaum lege ich die Feder aus der Hand oder, richtiger gesagt, decke ich meine Schreibmaschine zu, und ich muß schon weibliche Gesellschaft haben, sonst freut mich keine Unterhaltung.

Theater, Kabarett, Varieté, das alles muß en deux genossen werden, und der sentimentalste Operettenkitsch, die gestohlensten Melodien, die abgeschmacktesten Scherze gefallen einem wieder, wenn man sie mit vier Ohren anhört, wenn ein nettes weibliches Wesen neben einem sitzt und in naïv kritikloser Sonntagsfreude davon entzückt ist. Zu meiner nächsten Premiere kriegen nur diejenigen Karten, die an der Abendkasse ein solches nettes weibliches Wesen vorweisen — sicher ist sicher.

Auch das Geld verspielt sich viel angenehmer, wenn einem zwei Fünfdreiviertelhände dabei helfen. Ich beschloß also in einer meiner seltenen edlen Aufwallungen, die junge Dame zum Derby mitzunehmen, obwohl ich es ihr versprochen hatte. Um zum Schluß großartiger dazustehen, setzte ich den Streit noch einige Zeit fort, weigerte mich standhaft, ließ sie einige Miniaturtränen vergießen, denn das gibt der Sache mehr Reiz, bis ich schließlich mit dem Achselzucken eines Mannes, der sich resigniert ins Unvermeidliche fügt, erklärte: „Also gut. Du sollst deinen Willen haben. Es ist zwar ein Leichtsin, ich tue es nicht gern, es kommt mir nicht aus dem Herzen, aber du sollst deine Jugend genießen.“ Das mit dem Herzen schien gar keinen Eindruck auf sie zu machen, sie stand schon beim Spiegel, drehte sich um die eigene Achse hin und her und prüfte die Derbytauglichkeit ihrer Erscheinung. Um ein größeres Unheil zu verhüten, nahm ich einen Bogen Konzeptpapier, einen Hardtmuth-Bleistift Nr. 2 und wollte mich eben in den Kostenvoranschlag stürzen, doch sie nahm mich schmeichlerisch bei der Hand und sagte mit jener seelenvollen Innigkeit, die allen größeren Auslagen vorauszugehen pflegt: „Natürlich lasse ich mir noch etwas machen. Das

Blauseidene kann ich unmöglich zum Derby nehmen, das ist schon zu gewöhnlich.“ Nun bin ich wirklich meinem ganzen Wesen nach ein richtiges Lamm, auch in Toilettenfragen, aber ich muß doch für Ueingekehrte bemerken, daß mir noch vor sechs Wochen, vor der Bestellung, dieses Blauseidene als das Neueste und Aparteste angepriesen wurde. Deshalb schlug ich jetzt gar nicht lammsmäßig auf den Tisch: „Mir scheint, du träumst von einer Derbytoilette — bitte, wache auf. Du träumst ganz vergebens. Ja, was glaubst du eigentlich von mir? Liebes Kind, du überschätzt meine Durchfälle. Ich bin ja kein erfolgreicher Librettist, dem es auf einen fremden Stoff mehr oder weniger nicht ankommt. Entweder du gehst blauseiden zum Derby oder gar nicht.“

Also, die Toilettefrage wäre somit erledigt. Jetzt kommt der schwierigste Punkt: die Beförderungsart. Glücklicherweise befaße ich mich gerade mit der Ausarbeitung einer kleinen Abhandlung: „Wie gelange ich am Derbysonntag am raschesten, billigsten und staubigsten in die Freudenau?“, und daraus teile ich der jungen Dame das Wesentlichste mit. Vor allem gibt es eine glänzende Verbindung mit der Straßenbahn, wo man, soweit es die Überfüllung gestattet, auch die Wiener Volksseele belauschen kann. Man hört ungefähr folgende Sätze: „In Wagen brauchen S' mi net stoßen.“ — „Der dort hinten stoßt, i stoß nur z'ruck.“ — „Sö zahlen a net mehr als wia i.“ — „Mein Gott, zerdrücken S' mir dös Kind net.“ — „Aber Frau, was wollen S' denn mit dem Dampferletsch beim Derby?“ — „So a ungebildeter Mensch.“ Für diesen Plattformhumor schien sie jedoch nicht viel Sinn zu haben, auch nicht für die landschaftlichen Reize einer Dampfschiffahrt von der Weißgärberlande aus, obwohl ich

bei der Schilderung mit den üppigsten Farben nicht sparte — beim Schildern spare ich nie. Und da leider Gottes die Staatseisenbahngesellschaft den Rennverkehr eingestellt hat, so bleibt nichts übrig, als der Idee einer Fiakerfahrt näherzutreten. Das Antlitz der jungen Dame verklärt sich geradezu, denn sie denkt jedenfalls an das kokette Fahrzeug eines Grabenfiakers, während sich meine Gedanken mehr in der Richtung Brigittenau bewegen. Dort weiß ich nämlich einen Fuhr-



werker, bei dem ich durch besondere Protektion einen Offisationsfiaker zum Derby bekomme: vierzig Kronen und die Jause. Aber er schaut auch danach aus. Er rollt nicht auf Pneumatiks, sondern auf Vollreifen, und die sind schon zur Hälfte abradiert, und die zwei schlechtgenährten Gäule blicken so verstimmt drein, als ob sie in Hafer à la baisse spekuliert hätten. Der Kutscher trägt einen ehemaligen Salkoanzug, ein farbiges Hemd mit weichem Kragen, auf dem Haupt ein sogenanntes Gollaschreindl, und macht im

ganzen den Eindruck, als ob er an Wochentagen Chef einer unrentablen Platte wäre. Es ist ein bitteres Vergnügen, in einem solchen Fuhrwerk am Derbysonntag durch die Hauptallee zu fahren, und meine Begleiterin wird bestimmt vor Scham vergehen, aber sie wird zweispännig vergehen, und das ist die Hauptsache.

Man kann ja schließlich auch mit einem Einspänner hinunterfahren, vorausgesetzt, daß man mit der Welt und dem Leben vollständig abgeschlossen hat. Ich kenne persönlich nur einen einzigen Menschen, der diesen tollkühnen Mut aufbringt, einen jungen, stellenweise humoristisch veranlagten Advokaten, der, angeblich zum Jux, in dem schäbigsten Einspänner, dessen er habhaft werden kann, zum Derby jagt. Natürlich sind seine Bekannten darüber sehr entsetzt, besonders jene, die schlechter situiert sind als er. Am Derbysonntag verstehen die Menschen keinen Spaß, und ich fürchte, auch der junge, humoristische Advokat wird seine einspännige Tollkühnheit büßen müssen. Es wird ihm am Ende sogar bei seinen Klienten schaden, und kein besserer Kridatar wird sich mit ihm mehr grüßen.

Aber die Frachtspesen sind ja noch das geringste. Wenn man einmal unten angelangt ist, da beginnen erst die Ausgaben. Als besserer Mensch geht man natürlich in den Aktionärraum. Es kostet wohl zwanzig Kronen, aber es ist das Entreebillet in die gute Gesellschaft, und man kann den Plaque bis in die Nacht hinein sichtbar tragen und sich dadurch als besserer Mensch legitimieren, was manchem sonst nicht so leicht fällt. Mit jedem Bekannten führt man dasselbe Turfgespräch, ohne eine Ahnung zu haben, begutachtet die Pferde, Reiter, Gewichte und Chancen, bis einem vor

lauter Pedigrees und Odds ganz dumm im Kopf wird. Und da man fortwährend die Turfmaschine hämmern hört und das Gedränge bei den Kassen sieht, wo die Menschen gleichsam flehentlich ihre Banknoten hinreichen, so wird man hypnotisiert, alle prinzipielle Abneigung geht zum Teufel, man eilt hin und wird im letzten Moment noch glücklich einige Zehner los. Denn wenn man nicht wenigstens ein bißchen verliert, so freut einen doch das Ganze nicht.

Nehmen wir an, das Derby ist bereits gelaufen, die Aufregung hat sich gelegt und man ist mit einem blauen Auge, respektive vier blauen Banknoten davongekommen. Deshalb ist der Derbysonntag noch lang nicht vorüber, der fängt jetzt noch einmal an. Bisher war es das Rennen der Dreijährigen, jetzt beginnt die viel schärfere Konkurrenz der Zwanzig- und Dreißigjährigen. Auf den beiden Tribünen gibt es Unerhörtes zu sehen, mehr, als man der geduldigsten Schneiderin schuldig bleiben kann. Der Anblick solcher vierstelliger Toiletten verdirbt die unschuldigste Konfektionsseele, und man ist froh, wenn man seine Dame glücklich vorübergelost hat, ohne daß man sich zu zärtlichen Schwüren in Crepe, Liberty oder Charmeuse hinreißen ließ. Auf den Schrecken nimmt man dann die Jause beim Büfett, wo es aufmerksamste Selbstbedienung gibt. Der Kaffee ist ein bißchen teuer, eine Krone, aber wahrscheinlich steht das in einem tieferen Zusammenhang mit der Hebung der österreichischen Pferdezucht. Es folgt die Praterfahrt, das Souper im gleisenden Hotelspeisesaal, und da die Saison jetzt ohnehin zu Ende ist, so beschließt man sie würdig, wie man sie begonnen hat, in der Bar, im Nachtklokal, bei Champagner und Furlanatanz.

Vorläufig steht die Orgie nur auf dem Papier. Und wenn ich jetzt einen Strich mache und den Kostenvoranschlag addiere, so ergibt sich für den Derbysonntag ein Erfordernis von 250 bis 300 Kronen. Bitte, das ist gar nicht viel, das ist sogar sehr bescheiden, der richtige Derbysonntag eines Minderbemittelten. So viel brauchen alle, die hinunter fahren, die mittleren Beamten, Advokaten, Kaufleute, mit einem Wort, die Leute, die sich das ganze Jahr hindurch viel zu viel zumuten, und an diesem Sonntag noch mehr. Und wie sieht dann erst der Derbysonntag eines wirklich Wohlhabenden und Reichen aus? Das weiß ich leider nicht. Aber ich denke mir, daß er ihn entweder im Stile seiner sonstigen großen Lebensführung verbringt und so viel braucht wie immer. Manche nehmen an dem Nummel vielleicht überhaupt nicht teil und verbringen den Derbysonntag ganz ruhig und einfach. Ja, die reichen Leute sind wirklich zu beneiden; sie können sich alles erlauben, sogar die Bescheidenheit. Denn, um heutzutage sparsam zu leben, dazu gehört wirklich sehr viel Geld.

(1914)

Naschmarktelegie.

Damals ist das viel weiter gewesen. So vor zwanzig Jahren, als Dornbach noch eine richtige Sommerfrische war und Hütteldorf ein fernes Land, da war auch eine Fahrt zum Naschmarkt hinaus eine kleine Reise und ein mutiges Unternehmen. Darum hat es auf mich kleinen Buben immer einen sehr tiefen Eindruck gemacht, wenn die Mama abends beim Verrechnen und Anschaffen der Köchin den Beschluß mittheilte: „Morgen früh fahren wir auf den Naschmarkt einkaufen.“ Das war gewöhnlich im Juni, Juli, in der Einsiedezeit, wo alle rechten Hausfrauen von märchenhaft billigen Weichseln, Marillen und Paradeisern träumen, welche Träume sie auf dem Naschmarkt zu verwirklichen hoffen. Nur die Köchin schien mit dieser Expedition nicht einverstanden zu sein, denn sie sagte mürrisch und in eiliger böhmischer Weise: „Auf Aschenmarkt sans noch mehr Raube als wo anders“, weil ihr das Einkaufen unter dem Kommando der Hausfrau keinen Spaß bereitere. Schon damals habe ich mich immer gewundert, warum die Köchin prinzipiell immer Aschenmarkt sagte, und auch später habe ich nie auf den tieferen etymologischen Sinn dieser volkstümlich wienerischen Bezeichnung kommen können. Die Hauptsache war mir damals, daß ich mitgenommen wurde, denn es war trotz des schrecklich zeitlichen Aufstehens ein hochinteressantes Un-

ternehmen: die Fahrt mit der Glöckerbahn über den Ring in die verlängerte Kärntnerstraße, wo man aus Ersparnisrückfichten ausstieg und zu Fuß über die lichtgelbe Elisabethbrücke mit den vielen steinernen Helden und Fürsten in das Land jenseits der Wien, auf die Wieden gelangte. Heute sieht die Gegend ganz anders aus, großstädtisch reguliert und verkehrsreich, aber in der kindlichen Erinnerung ist das verschwundene Bild viel schöner, viel imposanter. Und dann erst das Einkaufen selbst, das Wählen und Wägen und Feilschen, also, das war wirklich aufregend, denn die Naschmarktdamen zeichneten sich durch eine berühmte und gefürchtete Hartigkeit und Grobheit aus, und wir waren immer froh, wenn wir mit unseren Marillen und Paradeisern unversehrt und unbeleidigt wieder in der Heimat anlangten.

Seitdem ist er aber immer näher gekommen, der Naschmarkt, weil ja in den letzten zwanzig Jahren alle Distanzen beträchtlich geschrumpft sind, und viele meinten sogar, daß er der eleganten Innern Stadt schon gar zu nahe gekommen sei, und daß er zwar im Sonnenlicht sehr malerisch aussehe, aber auch sehr aufdringlich dufte. Dann hat man jahrelang über sein Schicksal debattiert und verhandelt, und jetzt ist es endgültig entschieden worden. Der ganze Platz mitsamt dem alten weitläufigen Freihaus wird parzelliert und verbaut, und der Naschmarkt flusaufwärts verlegt, wo er die elegante Stadt nicht stört. Und obwohl bis dahin noch ein Jahr vergehen wird, gehört es sich doch, daß man dieser Gegend jetzt wieder einmal einen Besuch abstattet. Die meisten kennen den Naschmarkt nur von der einen Seite an der Wiedner Hauptstraße. Das ist seine populärste Seite; hier wird das Obst im Kleinen verkauft an die vorüber-

gehenden Kundschaften, Damen, Herren, Kinder, Dienstmädchen, lauter Leute, die es mit dem Preise nicht allzu genau nehmen. Die Besitzerinnen dieser Stände sind durchwegs Frauen in mittlerem oder vorgerücktem Alter, entweder sehr corpulent oder sehr dürr und mit rotbraunen, von allen Jahreszeiten gegerbten Gesichtern. Sie tragen rote oder graue Umhängtücher und groß gemusterte Kopftücher, und man ist bei ihrem Anblick sofort davon überzeugt, daß sie auf den Vornamen Barbara oder Walpurga hören. Sie haben ihre Obstvorräte in geometrisch genau gestuften Kegeln angehäuft und auf kleinen schwarzen Tafeln mit Kreide den Preis und die Sorten angeschrieben: Blutorangen, „Schampagner“, „Kanett“ und „Kanader“-Apfel, eine rot und gelb leuchtende Front. Doch weh' dem, der es etwa bezweifeln wollte, daß die Apfel im zweiten und dritten Treffen genau so schön und tadellos sind, oder der gar eigenhändig wählen wollte. Obwohl, mit der berühmten lustigen Grobheit ist es auch nicht mehr so arg, und die meisten Naschmarktdamen sitzen in resignierter und mißmutiger Schweigsamkeit hinter ihren Körben und sind im Gespräche von einer mürrischen, kurz angebundenen Höflichkeit. Nicht einmal auf dem Naschmarkt hört man mehr eine ehrliche, kräftige Grobheit — es ist wirklich eine traurige Zeit.

Näher lernt man den Markt schon auf dem diagonalen Durchgang zum Getreidemarkt kennen. Es ist ungefähr die Einteilung wie in Dantes Inferno. Man durchschreitet eine Reihe von Kreisen, und in jedem riecht es anders: in dem ersten lieblich nach Blumen, im nächsten kräftiger nach Öl und Fischen und ganz drüben, in dem höher gelegenen Teil vor der Sezeßion, noch heftiger nach allerlei Gemüsen und

nach Zwiebel und Knoblauch, was beiläufig bei Dante dem Höllenkreise der rettungslos verdammten Seelen entspricht. Am freundlichsten ist es aber bei den Südfrüchten, namentlich für Kinder, die hier alles das in nie geahnten Mengen beisammen sehen, was man so gern isst und so selten kriegt: Haselnüsse, Krachmandeln, Malagatrauben, Zitronat — wie dumm, daß einem diese Dinge nicht mehr so gut schmecken, wenn man einmal in der Lage ist, sie sich täglich zu gönnen. Eher interessieren einen die Fässer und Kisten mit den ausländischen Zoll- und Bahnzetteln, die italienischen Namen, Gesichter, Laute, weil einen das doch ein bißchen an den Süden erinnert, den man eigentlich um diese Zeit aufzusuchen verpflichtet wäre. Und es mag manchen ärmlichen Großstadtträumer geben, manchen bescheidenen Schwärmer, der diesen lockenden Begriff Italien nur durch die Lektüre Goethescher Gedichte kennt und durch das tagtägliche Passieren des Südfrüchtenmarktes . . .

Den Hintergrund dieser Marktlandschaft bildet das Freihaus. Manchem wird es vielleicht so wie mir ergehen und er wird in diesen Tagen entdecken, daß er niemals in dem berühmten Freihaus gewesen ist. Man hat so viel darüber gelesen, von seiner merkwürdigen Weitläufigkeit und seiner vielfachen historischen Bedeutung, bis man völlig vergessen hat, es sich einmal mit den eigenen Augen anzusehen. Es ist wirklich ein recht lohnender Ausflug. Schon die Wanderung um das Freihaus, die beinahe eine Viertelstunde dauert, denn es hat ja vier langgestreckte Fronten: eine auf dem Marktplatz, der offiziell Obstmarkt heißt, dann ist rechts eine ganz schmale Straßenöffnung, die man zuerst für irgendeinen Winkel hält, es ist aber das Ende der Mühlgasse, von dort

in die Schleifmühlgasse und über die Wiedner Hauptstraße zurück zum Markt. Und wieviele Geschäfte es im Freihaus gibt, ganz gewiß hundert. Alle möglichen Kategorien: eine Tabaktrafik, einen Naseur, eine Papierhandlung, Fleischauger, Delikatessenhändler, ein paar Kaffeehäuser und Wirtschaftshäuser, eine Tanzschule, ein Varieté, Modewarengeschäfte, Spengler, man bekommt hier Öl, Fische, Pleureusen, Reiher, Totenkränze, Grabkreuze, überhaupt alles, was der Mensch zum Leben braucht. Tritt man durch eines der vielen Tore ein, so gelangt man in ein kurioses System von großen Höfen, durch lange Trakte und Feuermauern getrennt, durch räthselhafte Gänge und Durchlässe verbunden, nach einem unverständlichen windschiefen Plan angelegt. In den Höfen wieder allerlei Geschäfte und Betriebe, Magazine der Naschmarktleute, hölzerne Schuppen, eine kleine Kapelle, ein eingepflanzter Eislaufplatz, alte Bäume, Tauben, die Futter suchen, eine kreischende und staubende Marmormühle, ein Hin und Her von Passanten, Arbeitern, Fuhrwerken, das Ganze ein wunderliches Gemisch von Ruhe und Lärm, von idyllischer Stimmung und nüchterner Betriebsamkeit. Die gelbgrauen schmutzigen Fassaden schon arg verwittert und überall sehr viel Staub — man nennt also das Freihaus mit Recht ein Wien im Kleinen. Für Kinder, die hier aufwachsen, mag es allerdings ein Paradies sein, ein prachtvoller Zummelplatz für die Bubenromantik, die hier für „Räuber und Wächter“ und sonstige kühne Spiele ideale Gelegenheiten findet. Mit erwachsenen Augen betrachtet, ist das Freihaus keines von jenen schönen alten Wiener Häusern, um deren Verschwinden einem sonderlich leid sein braucht. Es ist ein bauliches Kuriosum, ein Winkelwerk, dem nur die historischen

Neminsenzen Bedeutung geben, und seine Demolierung ist kein Anlaß, sentimental zu werden.

Um dieser staubigen Wanderung einen versöhnlichen Abschluß zu geben, wollte ich noch in das Café Obstmarkt eintreten. Eines jener kleinen Lokale, wo der Frühstückskaffee 16 Heller und die Bavaroise 20 Heller kostet, und das in seiner Art gewiß sehenswert ist. Aber ich ließ es sein und trat lieber in das Marktgaſthaus „zur Bärenmühle“ ein. Hier saß an einem großen Tisch eine Anzahl Männer: Marktleute, Fuhrwerker oder was sie sonst waren, manche im Arbeitsrock, die Schürze vorgebunden, andere wieder von einer vollstümlichen Eleganz, und alle in ihrem Aussehen und Gehaben ein Mittelding zwischen Ländlichkeit und Wienerthum. Sie unterhielten sich auf verschiedene Weise: die einen spielten mit sehr abgenützten Karten, die sie mit ihren großen Händen energisch auf den Tisch schlugen, andere lasen ernsthaft in alten Wigblättern und einige blickten in einer Art robusten Träumerei vor sich hin, machten ab und zu einen tief sinnigen Schluck aus einem Glase Gespritzten, zogen nachdenklich an einer Virginier und spuckten in kleinen Intervallen in kräftigem weiten Bogen aus mit einer Miene, als ob sie soeben einen bemerkenswerten Ausspruch getan hätten. Ein heiseres Orchester im Hintergrund spielte unaufhörlich, aber ohne rechte Überzeugung, den Radeky-Marsch und die Linzerischen Buben. So saß auch ich eine Weile, trank einen Gespritzten und noch zwei und sah durch das Fenster auf die Stadt hinaus; blickte über die Blumen- und Obstkörbe hinüber zu den Ringstraßenhäusern, von der Stephanskirche überragt, und von hier aus war es mir ein ganz neuer Anblick. Und je länger ich hinaus sah, desto mehr schien sich

Altes und Neues, Erinnerung und Gegenwart zu einer wunderbarlich lockeren Stimmung zu vermengen, und ich ertappte mich noch rechtzeitig dabei, wie ich gerade in eine Nüchternung über das Verschwinden des Naschmarktes und des Freihauses geraten wollte, was doch eigentlich die Sache jener Männer gewesen wäre, denen aber nichts dergleichen anzumerken war. Da stand ich auf, zahlte und ging, um nicht in eine Naschmarktsentimentalität zu versinken, was höchst lächerlich gewesen wäre. Mein Gott, es ist so schwer, ungerührt zu bleiben, wenn man drei Gespritzte getrunken hat, wenn der Radeky-Marsch und die Linzerischen Buben gespielt werden und wenn draußen die Sonne so schön auf den Stephansturm scheint.

(1913)

Das Schulpaßl.

Es ist wirklich gar nicht nett eingerichtet. Kaum ist man von der sechs- oder achtwöchigen Erholungsreise zurückgekehrt, soll man sich sofort in die Arbeit stürzen. Vorgestern hat man noch an irgendeinem Wasser oder in einem Gebirgskessel bis zur Erschöpfung gefaulenzt, und heute warten schon sogenannte Pflichten, der Ernst des Lebens und ähnliche sympathische Herrschaften und verlangen, daß man jetzt wieder vernünftig, fleißig, tüchtig, ehrgeizig sein soll. Das ist doch unmöglich. Man kann sich nicht so rasch aus dem Ur-lauber und Sommerfrischler in den nüchternen Arbeitsmenschen verwandeln. Es ist zu plötzlich, man braucht einen Übergang, um sich wieder einzugewöhnen. Vor dem Urlaub hat man auch allerlei Vorbereitungen getroffen und genau so müßte man sich für den Aufenthalt in der Stadt vorbereiten, für den Beruf, die Arbeit, die Pflichten und den Ernst des Lebens. Natürlich allmählich, schön langsam, nur keine Über-eilung.

Mit solchen arbeitscheuen Gedanken geht man jetzt durch die Straßen, im Gemüt halb noch auf Urlaub, halb mit dem Gefühl, hier nur auf Besuch zu sein. Genießt Wohlbekanntes wie etwas völlig Neues und sieht manches, was man in acht Tagen nicht mehr bemerken wird. Bleibt dort und da stehen, wo man sonst vorübergeht, bei einem Blick ins Ferne, vor

einem alten oder einem ganz neuen Haus und vor den Plakawänden und den Auslagen. Viel Neues und Merkwürdiges gib't noch nicht zu sehen, hauptsächlich Herbststoffe, Damenhüte, Kinostücke, und auch in den Fenstern der Buchhandlungen fehlt noch die bunte Reihe der Novitäten. Lauter Sensationen der vorigen Saison, stark im Preis herabgesetzte seelische Offenbarungen, antiquarische Kühnheiten, Bücher, die man im letzten Winter unbedingt gelesen haben mußte, jetzt also absolut nicht mehr zu lesen braucht. Das alles verschwindet aber neben großen Aufschriften, die mitteilen, daß man hier Schulbücher billig einkaufen, glänzend verkaufen und zu kulantem Bedingungen umtauschen könne. Neue und antiquarische Lehrbücher, Hilfsbücher, für alle Schulen und Anstalten, und an den Fenstern kleben die Verzeichnisse der an den Gymnasien und Realschulen der Umgebung vorgeschriebenen Bücher. Da ist er ja schon wieder, dieser Ernst des Lebens, mit dem so gar nicht zu spaßen ist. Das einzige Sympathische an diesen Schulbüchern ist noch, daß man sie verkaufen kann oder korrekter gesagt: vergitschen. Hier und da wird ja die Rechtsfrage aufgeworfen, wem eigentlich die alten Schulbücher gehören, den Eltern oder den Schülern. Was natürlich nicht im mindesten zweifelhaft sein kann, denn wenn einem die Bücher nicht gehören sollen, die man ein Jahr lang angestrengt mit Tintenflecken und Manderln geschmückt hat, dann gib't überhaupt kein Eigentum und keine Rechtsicherheit mehr. Ja, nur vergitschen, damit man sich in den paar Tagen, ehe es unwiderruflich ernst wird, noch etwas Gutes gönnen kann: einen Stehplatz auf der vierten Galerie oder eine Zigarre, von der einem schlecht wird. Mit ganz gutem Gewissen tut man es freilich nicht, und deshalb sind wohl

auch die zwei Knaben erst eine Weile zögernd vor der Buchhandlung gestanden und mit schüchternen Unternehmungslust treten sie jetzt ein. Und obwohl ich wirklich gar keinen Bedarf an Schulbüchern habe, lockt es mich dennoch und ich trete hinter den beiden Knaben in den halbdunklen Laden ein. Zögernd und schüchtern wie sie, denn es ist ja das Halbdunkel eigener Jugend und Erinnerung.

Ist es denn wirklich gar so lang her? Alle meine Schulbücher habe ich noch genau im Gedächtnis, natürlich nur von außen. Die graubraun gebundene deutsche Grammatik von Willomiser, das marmorierte deutsche Lesebuch von Kummer und Stejskal, den Gindely und Hannak, den kleinen Ploetz, den Pokorny, den Močnik, den großen Schulatlas von Rozenn und wie alle diese Begriffe heißen, die sieben, acht Jahre lang das Dasein eines Knaben beherrschen, aus denen Generationen von jungen Menschen gebüffelt haben. Aber vieles davon ist verschwunden, und die neue Jugend wird von neuen Begriffen beherrscht, von anderen Schulbüchern, die sich aber genau so leicht verklopfen lassen wie die früheren. Und nun liegen sie hier im Laden des Buchhändlers, der für die Schulbücher gleichsam die Sommerfrische, die Erholung von den Herren Buben bedeutet, Bücher für die Unterklassen, für die Oberklassen, broschirte und gebundene, gut erhaltene und arg zerkaufte, in unheimlichen Stößen, aber für den Erwachsenen, dem sie nichts mehr anhaben können, eigentümlich reizvoll und anziehend. Und während der Buchhändler mit den zwei Knaben listig verhandelt, während er Väter, Mütter, ältere Schwestern, Gouvernanten, Hauslehrer, die alle Schulbücher kaufen wollen, bedient, blättere ich so einen Stoß durch. Um zu sehen, was die heutige Jugend lernt und weiß, ob ihr noch

immer so vieles und genau dasselbe mühselig eingebläut wird, was man dann später so spielend leicht vergißt.

Aber manches hat man sich noch immer gemerkt, obwohl man es damals so heftig memorieren mußte. Auch die sorgenvollsten Familienväter können noch den „Zauber“ oder den „Kampf mit dem Drachen“ auswendig, wenigstens die ersten Verse, oder „Muttersprache, Mutterlaut“ und alle diese eisernen Stücke stehen noch immer im deutschen Lesebuch für Untergymnasien und verwandte Lehranstalten. Noch immer schleicht Mörös, den Dolch im Gewande, zu Dionys, dem Tyrannen, unverändert sitzt der redliche Tamm an seinem siebenzigsten Geburtstag auf die Postille gebückt, das Lied vom braven Mann klingt genau so hoch wie einst und der beliebte Vergleich zwischen Wiege und Sarg wird mit unveränderter Gründlichkeit gezogen. Außer den Klassikern sind noch immer Rückert, Geibel, Freiligrath, Karl Egon Ebert, Johann Nepomuk Vogl und Julius Wolff die beliebtesten Mitarbeiter, nicht zu vergessen August Kopisch, der der Champion unter den Lesebuchdichtern ist. Es gibt nämlich eine solche Kategorie von Dichtern, von denen man als Erwachsener keine Zeile mehr liest, die nur zu dem Zweck gelebt und gelitten haben, damit die Jugend etwas zu memoiren hat, und deren Unsterblichkeit sozusagen nur bis zum schulpflichtigen Alter reicht. Aber in diesem Lesebuch finden sich auch Dichter, von denen man uns damals recht wenig erzählt hat, Mörise, Storm, Fontane, Anzengruber, die Ebner-Eschenbach und sogar Liliencron, der es sich gewiß nicht träumen ließ, daß man ihn in den Untermittelschulen und verwandten Lehranstalten auswendig lernen wird. Ganz verblüfft ist man aber, wenn man das Lesebuch der achten Gymnasialklasse zur

Hand nimmt. Schon die Kapitelüberschriften sind eine Überraschung: die Zeit der Reaktion von 1848 bis 1860, die Blütezeit des Liberalismus von 1860 bis 1880, die moderne Dichtung, der Naturalismus und so weiter. Und dann folgen Stücke von Richard Wagner, Gerhart Hauptmann, Sudermann, aus dem „Buch der Zeit“ von Arno Holz und sogar von Nietzsche. Also ein Lesebuch, das den jungen Leuten nicht einreden will, die Literatur sei mit Goethes Tod zu Ende, das ihnen nicht mit klassischen Werken den Blick und Weg in die Gegenwart verrammelt, sondern sie freundschaftlich bei der Hand nimmt und ihnen den Weg ins heutige geistige Getriebe weist. In diesem Lesebuch steht sogar ausdrücklich, daß es auch lebendige österreichische Dichter gibt, und von den meisten wird irgendeine kleine Probe gebracht, nur Arthur Schnitzler fehlt sonderbarerweise. Auch unsere großen Gelehrten sprechen zur Jugend: Adolf Erner mit einer „Rede über politische Bildung“ und Ernst Mach mit einem Essay über „Philosophisches und naturwissenschaftliches Denken“. Mit einem ordentlichen Neid blättert man in diesem Lesebuch einer helleren und ein wenig vorurteilsloser und weitherziger gewordenen Zeit; denn es enthält doch alles das, was man uns damals törichterweise vorenthalten hat und was wir uns auf eigene Faust verschaffen mußten, um es heimlich zu verschlingen, unter der Bank, hinter dem Rücken der hohen Unterrichtsbehörde. Was heute ein Kapitel, eine Lektion ist, das war damals ein Vergehen, das streng geahnt wurde. Wen man bei der Lektüre von Gerhart Hauptmann erwischte hätte, der wäre ins Klassenbuch eingetragen worden und wegen des „Trunkenen Lieds“ wäre man durch einen dreistündigen Karzer ernüchtert worden . . .

So werden die kleinen Angelegenheiten der Schulbuben zu Maßstäben der erwachsenen Wirklichkeit. Natürlich mit einer Verspätung von einigen Jahren, denn die Schulbücher sind ja eine Art geistiger Nachhut, die den Ereignissen bedächtig und in einer gewissen Distanz folgt. Das merkt man an jedem dieser Lehrbücher, welches ich mir auch aus dem großen Stoß hervorhole. Das Lehrbuch der Geschichte ist noch immer ein bedenklich überfülltes Massenquartier für Jahreszahlen und Stammtafeln. Es ist noch immer so kompliziert, die Persönlichkeiten der verschiedenen punischen Kriege auseinanderzuhalten: Hamilkar Barkas, Hasdrubal, Konsul Cornelius Scipio und Konsul Semprenius Longus — in der römischen Geschichte gibt es beinahe so viel Konsuln wie im Fasching auf einer Ballestrade... Ein Glück, daß die kaiserlichen Räte damals noch nicht erfunden waren. Die Karolinger und die Merowinger, die sächsischen und die salischen Kaiser sind auch nicht so einfach, und dann erst der unselige Zwiespalt zwischen Welfen und Ghibellinen, unter dem Deutschland jahrhundertlang gelitten hat und jetzt noch die Mittelschüler zu leiden haben. Die Bestimmungen des Friedensschlusses von Münster und Osnabrück sind auch nicht einfacher geworden. Die Regenten, Feldherren und Staatsmänner denken eben nie daran, daß ihre Handlungen später einmal zu Maturitätsprüfungsfragen werden. Es gibt ohnehin immer mehr zu lernen; China, Japan, die Balkanländer haben aufgehört, „kleingedruckte“ Staaten zu sein, die man eventuell streichen kann. Das ist jetzt alles „auf“ und wird geprüft werden. Das Geschichtsbuch von heute macht auch nicht mehr vor 1848 ängstlich halt, sondern erzählt einiges vom neuen Österreich, von den politischen und sozialen Bewe-

gungen in Europa, sogar von der Sozialdemokratie, freilich noch immer ein bißchen geheßt und auf wenigen Seiten. Aber uns hat man damals überhaupt nichts davon mitgeteilt, wenigstens offiziell, und es war ein Glück, daß der Geschichtsprofessor den Inhalt des Morgenblattes mit uns Duben zu erörtern pflegte . . .

Das Geographiebuch ist noch nicht ganz auf dem laufenden, es fehlen noch Nord- und Südpol und die neue Balkankarte. In der französischen Grammatik hat sich nicht viel verändert und noch immer scheint es sich in den Übungssätzen um die verzweifelte Suche der plume de ma soeur dans le jardin zu drehen, die jeder schon einmal hat suchen müssen und die in den langen Jahren wirklich schon gefunden sein könnte. Mathematik und Geometrie lege ich sofort entsezt weg und verweile lieber ein bißchen in den theoretischen Gärten der Botanik, die sich noch immer eifrig mit dem gemeinen Knabenkraut, Bergwohlverleih und ähnlichen Pflanzen befaßt, mit denen man später nie zu tun hat. Dafür weiß man dann in der Botanik des Alltags, in einem Laubwald oder Getreidefeld abseht nicht Bescheid. Auch in der Zoologie wird noch immer die grüne Meerkecke und die Gottesanbeterin sehr protegirt, und der Tiergarten des lieben Gottes ist noch immer in verwirrend viele Kategorien von Sohlengängern, Zehengängern, Paarhufnern, Einhufnern, Faltflüglern und Geradflüglern parzellirt. Aber der liebe Gott hat es glücklicherweise auch so eingerichtet, daß der Naturgeschichtsprofessor gewöhnlich ein milder Prüfer ist. Am Physikbuch möchte ich mich lieber vorbeidrücken, denn seine Blätter sind lauter schwache Seiten von mir. Zum Beispiel das Gay-Lussacsche Gesetz: $pV = p_0V_0(1 + dt)$ — also, das soll ich wirklich einmal ver-

standen haben? Unmöglich, heute kann ich mir dabei überhaupt nichts mehr denken und so muß ich mich eben schon ohne diese und andere für das Leben wichtigen physikalischen Formeln weiterfretten. Und wie alle Lehrbücher wird auch das Physikbuch auf seinen letzten Seiten am interessantesten, dort, wo es von den Röntgenstrahlen erzählt, von der Asiatik, vom Radium, Dinge, von denen mein altes Physikbuch nicht einmal etwas geahnt hat. Ein Glück, daß ich es längst verflopf habe, denn der Antiquar würde sagen: veraltet, und nichts mehr dafür geben, und das ist auch ein Zeichen der veränderten Zeit und Welt und des weiter, höher gelangten menschlichen Geistes.

Nun trete ich aus dem Halbdunkel des Lebens wieder auf die helle Straße hinaus, wie betäubt von dieser Fülle von alter und neuer Jugend. Sie ist wirklich zu beneiden, die Jugend von heute, denn sie wächst in einer größeren, bewegteren Zeit auf, in einer gerechteren Zeit, die sich mit mehr Einsicht um die Jugend bemüht. Es ist sozusagen heute viel leichter, jung zu sein, und auch das Schulpäckl, das diese heutige Jugend trägt, ist viel leichter geworden. Was das ist, ein Schulpäckl? In korrektem Hochdeutsch heißt es Schulranzen, aber das Wort sagt einem Wiener Schulbuben nicht zu. Ein Schulpäckl ist ein Pack Bücher und Hefte, in schwarze Wachseleinwand gepackt und mit einem Lederriemen herum — aber man soll das nicht definieren, ein Schulpäckl ist eben ein Schulpäckl. Manchmal ist es eine Waffe, dann wieder ein Schild und oft eine schwere, drückende Last. Aber heute ist sie nicht mehr so schwer wie einst, das Schulpäckl ist leichter geworden, minder umfangreich und dafür gehaltvoller. Die Welt ist heller, reicher geworden, gerechter und deshalb be-

müht sie sich auch mit mehr Einsicht um die Jugend. Und es ist vielleicht heute leichter, schöner, jung zu sein . . . Oder ist es am Ende die täuschende Sehnsucht nach der Schulzeit, die die Professoren so gern prophezeit haben? Nein, nein, höchstens ein Sehnen nach diesen Jahren, nach ihrem nicht zu ermüdenden Ungestüm, nach ihrem nicht zu entmutigenden erwartungsvollen Sinn. Darin liegt der große Unterschied. Später trägt man ja auch sein unsichtbares lebenslängliches Schulpackl von Sorgen und Pflichten und man trägt's geduldig, resigniert, weil man weiß, daß es nicht zu ändern ist. Die Jugend aber rächt sich an den verhassten alten Schulbüchern und trägt sie zum Antiquar und glaubt nun ernstlich, daß es mit den neuen Büchern ganz anders und viel besser sein wird. Und das ist wahrscheinlich der große Vorzug der Jugend, ihr Reiz, ihr tiefstes Geheimnis und der Grund, weshalb wir ihr so sehr nachtrauern: weil sie ungestüm mit dem Schulpackl zum Antiquar läuft und weil sie ernstlich glaubt, daß man sich etwas Besseres eintauschen kann.

(1914)



Premierenfilm.

Wiener Theaterstudien.

Es sind immer ungefähr dieselben Leute. Ein verhältnismäßig kleines Ensemble von Damen und Herren, die sich ein-, zweimal wöchentlich in der Saison zur Premierenkomödie vereinigen. Man könnte mit ihnen, so wie man den Wiener Ringstraßenkorsso auf die Kinoleinwand gebracht hat, einen Film herstellen, den Wiener Premierenfilm, die ganze Kette von Theaterabenden in einem raschen Lauf heruntergerollt, und das wäre ganz lehrreich. Da würde man einmal deutlich sehen, was man ohnehin ungefähr schon längst weiß: daß bei jeder Premiere genau dieselben Leute erscheinen, und daß sie in jedem Theater ganz anders sind. Warum sitzen sie dort in wohlherzogener Liebenswürdigkeit vor dem neuen Stück und da in nörgelnd ironischer Gereiztheit? Das ist das ewige massenpsychologische Theaterrätsel, ein unbegreifliches Rechenexempel, bei dem durch die Addition von so und so vielen normalen Einzelwesen ein ganz anders geartetes großes Geschöpf entsteht, das Publikum, und das hat leider immer recht.

Am elegantesten sieht der Film am Anfang aus: Premiere im Burgtheater. Das ist jedesmal ein großes gesellschaftliches Ereignis, schon deshalb, weil es gar so schwer ist, Karten zu bekommen. Zwiderlinge älterer Jahrgänge sagen freilich gern: das ist nicht mehr das Richtige, ja, die Abende im alten Burgtheater — aber erstens ist das längst demoliert, und zweitens sind auch die Premierenabende im neuen Burgtheater sehr reizvoll und interessant. Schon der Lever de rideau, der den Abend einleitet. Er heißt „Die Anwesenden“, und jedes Jahr wird eine Anzahl Haupt- und Nebenrollen neu besetzt. Wer in der vorigen Saison frisch verheiratet war, ist heuer schon glücklich geschieden und umgekehrt, und man kann auch sonstige, minder gefeliche, aber darum nicht weniger drückende Verbindungen konstatieren. Neue junge Herren, junge Mädchen und schöne Frauen sind nachgerückt, und die bisherigen schönen Frauen verteidigen den jahrelang behaupteten Posten, so gut es geht. In den ersten Orchesterreihen stehen anscheinend junge Leute mit einer bescheiden selbstbewußten Miene, als ob sie hier eine schwere Mission zu erfüllen hätten, aber sie wirken nur mehr vom Stehparterre aus als junge Leute, in der Nähe merkt man, daß das neue Burgtheater jetzt auch schon ein Vierteljahrhundert steht. In den Logen viel aristokratischer und patri- zischer weiblicher Liebreiz, im Parkett viel Literatur, aber durch Luxus und Toiletten gemildert, von denen manche an diesem Abend zur Uraufführung gelangt. Denn die erste Burgtheaterpremiere ist die Sehnsucht aller jungen Ehe- frauen, und ich habe mir sagen lassen, daß manches junge Mädchen sich nur deshalb mit dem Heiraten so beeilt. Im Stehparterre die bunte Offiziersversammlung, auf den Ga-

lerien eine beängstigende Fülle von jugendlichen Schöpfen und in den Künstlerlogen interessante, bedeutende Charakterköpfe — unbeschäftigte Schauspieler sehen nämlich immer sehr interessant und bedeutend aus. Auch Musik wird gespielt. Es hört zwar niemand zu, aber wenn sie plötzlich verstümmte, würde sie doch sehr fehlen. Das Musikstück ist gewöhnlich ein Mittel Ding zwischen der Ouvertüre zu „Si j'étais roi“ und der „Weißen Dame“. Manchmal ärgert sich der Kapellmeister über die rege Konversation und wird eine Weile laut und energisch, aber er gibt es bald wieder auf. Dann ertönen die bekannten zwei ruhigen Glockenschläge, alles nimmt Platz, der Vorhang geht in die Höhe, man sieht einen eleganten Salon, in den ein vornehmer, würdiger Diener den Besucher mit den Worten eintreten läßt: „Nein, die Frau Gräfin ist noch nicht zu Hause.“ Das Lustspiel beginnt, und nun läßt man die Liebes- und Ehe-Intrigen an sich vorüberrollen, in der Überzeugung, daß bis dreiviertel Zehn bestimmt nichts Unpassendes geschehen wird.

Plötzlich erscheinen auf der Leinwand lauter gereizte Gesichter, kritisch überlegene Mienen, boshafte Augen. Jetzt sind wir nämlich schon im Deutschen Volkstheater. Es ziehen ja wieder ungefähr dieselben Leute vorüber, aber es fehlt doch einiges, vor allem die aristokratischen weiblichen Köpfe, auch die mildernde Musik, und die Literatur häuft sich im Mittelgang bedenklich. Autoren, nichts als Autoren; hochliterarische und harmlose, abgeklärte und aufstrebende Geister. Vielleicht ist das nur ein Fehler im Film, aber man hat den merkwürdigen Eindruck, als ob jeder sich selbst für den einzigen wirklich Bedeutenden halten würde. Auch die unliterarischen Besucher geben kolossal feinsinnige kritische Urteile ab,

nicht nur im Zwischenakt, sondern bevor das Stück noch begonnen hat, und ich komme mir inmitten dieser kategorischen inappellablen Gescheitheit wieder einmal schrecklich einsfältig vor. Wer nicht kritisch und ästhetisch mitreden kann, der bemüht sich wenigstens, zur Hebung der Stimmung möglichst viel zu husten, namentlich während der Liebeszenen. Kein anderes Wiener Theater wird von so vielen Katarrhalikern frequentiert. Im Stehparterre kommt es häufig zwischen zwei jungen Leuten zu einem Handgemenge, und zum Schluß verlassen die Besucher das Haus mit strahlenden seligen Mienen, so daß ein Ahnungsloser an einen großen Erfolg glauben könnte, aber wenn man hinhört, sagen sie: es war ja doch wieder nichts . . .

Der Film bringt dann lauter wohlbekannte Bilder: weit vorgestreckte enthusiastisch applaudierende Hände, einen beliebten Komponisten mit verbindlichem Ensuitelächeln, eine Kette von befrachten Herren, die offenbar im Begriffe sind, Ringelreihen zu spielen, in der Mitte der versiert schmunzelnde Direktor, Kränze, wie bei einem Begräbnis erster Klasse, und manchmal sieht man auch einen Librettisten, der sich mit behaglichem und bereitwilligem Sträuben auf die Bühne zerren läßt und dazu ein verzweifertes Gesicht macht: O Gott, warum tut ihr mir das an . . . mit einem Wort: Operettenpremiere.

Und jetzt geht auf der Leinwand alles durcheinander, das Bild wird ganz wirr und dunkel. Jetzt kommt nämlich das Ärgste: die eigene Premiere. Die Premiere auf der Publikumseite mitzumachen, das ist gar nichts, eine Heß', eine Vorspeise vor dem Souper. Aber auf der anderen Seite der Rampe, da sind das drei schreckliche Stun-

den, namentlich für denjenigen, der an dem ganzen schuld ist. Und dabei ist so ein Autor an seinem eigenen Premierabend die letzte Person, ein Statist, der gar nichts dreinzureden hat. Er steht überflüssig und störend in dem Durcheinander, hört den Direktor wüthen und freigebig mit Verbalinjuriën um sich werfen, die, wenn sie wörtlich genommen würden, ihn viel mehr kosten würden, als dieses ganze Stück ihm jemals tragen kann. Dann kommen die Darstellerinnen, die Salondame und die Naive, mit schwarzeingefassten, herrlich leuchtenden Augen und fragen: „Wie schau' ich aus?“ — und man sagt: „Entzückend, zum Verlieben!“, weil man ja ohnehin von nichts mehr eine Ahnung hat. Der eiserne Vorhang wird hinaufgezogen, man hört ein unheimliches, bösesartiges Grollen, und blickt man durchs Guckloch hinaus, so sieht das oft gesehene Bild ganz anders aus, wie in einem merkwürdig veränderten Spiegel. Sogar die Bekannten und die guten Freunde haben heute ganz andere, zugeknöpfte, kühle, fast feindselige Mienen. Wenn das Glockenzeichen ertönt, möchte man das Stück noch gern zurückziehen, aber jetzt hat's schon begonnen. Apathisch hört man die geläufigen Sätze an: „Nur, weil ich dich so lieb habe“ — sagt die Naive zum jugendlichen Liebhaber, aber das ist einem jetzt vollkommen gleichgültig, und jedes Husten und Räuspern aus dem Zuschauerraum interessiert einen viel mehr. Plötzlich rollt das erste schüchterne Lachen durchs Haus — es müssen ja doch ein paar feinsinnige Menschen da sein. Und jetzt wird wirklich gelacht und noch einmal — o jeh, o jeh, das werden mir die guten Freunde nie verzeihen. Und dann sagt irgend jemand: „So kommen Sie doch schon“, und man tritt hinaus, steht mit dem intensiven Gefühl völliger Überflüssigkeit zwi-

schen Schauspielern und Möbeln, macht mechanisch sein Buckerl, vor freundlich und unfreundlich Gesinnten, vor auf-fällig und eifrig Applaudierenden, vor Teilnahmslosen, Ge-ärgerten und Höhnischen — oh, ich sehe alles.

Und nun wird es ganz finster. Der Film ist zu Ende, die Premiere ist aus. Es wird hastig abgeräumt, abgeschminkt, die Augen der Salondame und der Naiven leuchten nicht mehr herrlich, alles eilt zum Nachtmahl, und der Autor steht allein und abgesspannt auf der Straße, von kuriosen Stim-mungen erfüllt. Die ganze Aufregung und Anspannung der drei Stunden kommt ihm jetzt so übertrieben und sinnlos vor. Und morgen abend um Sieben da beginnt der Schwindel wieder von neuem, glüht das Licht auf, dreht sich der Film, leuchten herrliche Frauenaugen, flüstert eine zärtliche Stimme: „Nur weil ich dich so lieb habe!“ — und um zehn Uhr ist das ganze nicht mehr wahr. Und in der allabendlichen Lüge steckt wahrscheinlich der Reiz, die Wahrheit und der tiefere Sinn dieses großen ewigen Kinos theaters, in dem der Einlaß keinen Moment unterbrochen wird. Auf der einen Seite drängen sich die Besucher frisch und erwartungsvoll hinein, und wenn sie auf der anderen Seite wieder heraus-kommen, sind sie ein bißchen müder, resignierter, älter — ja, da kann man nichts machen. (1914)

Die kleine Sommerfrische.

Sie ist so nahe, daß man erst auf einem jahrelangen Umweg über Tirol, über die Schweiz und Ostende zu ihr zurückkehrt. Und alles, was man draußen, in der großen Reise- welt auf kostspielige Art und meistens vergebens gesucht hat, das findet man gerade in dem altmodisch und idyllisch gebliebenen Mikrokosmos der kleinen Sommerfrische. Nämlich jene behaglichen Ferienstimmungen, bescheiden romantische Urlaubsschwärmereien, die zu einer richtigen Erholung genau so gehören, wie das Spaziergehen und das Essen. Es ist ja gewöhnlich nichts Besonderes; die Bekanntschaft mit einigen netten und dreimal so viel unmöglichen Leuten und ein ungehinderter Einblick in menschliche Art und menschliche Beziehungen; ein paar schöne stille Stunden auf einer gedankenlos grünen Wiese oder ein abendlicher, wohlthuend einsamer Gang auf schmalem Feldweg, wo man, je nach Gemütsart, sanft-melancholische Betrachtungen über die schwindende Jugend anstellen oder die vor der Abreise auszuteilenden Trinkgelder berechnen kann; und höchstens noch ein kleiner Redefirt für die Regentage oder ein bißchen verliebte Täudelerei, die aber nicht weiter geht, als die Promenade lang ist. Das ist alles, was die kleine Sommerfrische an Sensationen zu bieten hat; äußerlich vielleicht recht wenig, aber innerlich für den Empfindsamen viel mehr, als ihm in Interlaken und Viarriß je begegnet ist.

So nahe die kleine Sommerfrische auch ist, die Fahrt hinaus ist dennoch eine komplette Reise, mit allen dazugehörigen Eindrücken, Zwischenfällen und Argernissen. Luxuszug und Schlafwagen gibt's natürlich nicht, aber wenn zufällig die Straßenbahn auf der Ringstraße Atembeschwerden kriegt und eine Stunde lang nicht weiter kann, so ist das auch eine günstige Schlafgelegenheit. Wer noch mehr Zeit hat, der benützt den Omnibus, der ja jetzt auf den letzten Füßen läuft, nämlich den letzten Pferdefüßen, und die Sache hat daher noch den ganzen Alt-Wiener Stellwagenreiz. Das Hinaufkucken über das „Bergl“, wo sich ein Vorspannreiter hinzugesellt, auch eine merkwürdige Menschengattung, die demnächst ausstirbt. Im Wagen sitzt meistens ein alter Herr, der sich auf Verlangen sofort an die Zeit erinnert, wo nur ein einziger Stellwagen von der Jägerzeile zur Südbahn verkehrte und dem man direkt aufslauern mußte. Ein anderer Passagier liefert in geläufigem Baedekerstil eine fesselnde Schilderung des vorzüglichen Pariser Omnibusverkehrs, ein dritter schreit unmutig: „Schauen Sie sich Berlin an!“ — und so kommt man allmählich wirklich hinaus.

Draußen, auf dem Bahnhof, noch irgendeine neue Beobachtung zu tun, ist ganz unmöglich. Alles ist immer genau so wie das letztmal und um nichts anders, als im vergangenen Jahre. Die robust höflichen Träger, die jedoch dem Lokalreisenden, der seine Sache auf nichts gestellt hat, keine Beachtung schenken, das etwas schläfrige Nachmittagsbild der Halle und droben, auf dem Abfahrtsperron, ein sehr gemächliches Getriebe von älteren und jüngeren Herren, die durchaus kein Reisefieber zu haben scheinen. Sogar die Bahnmenschen, die Beamten, Portiers und Kondukteure, schauen

anders drein als sonst, zeigen nicht das feierliche wichtige Gesicht wie bei der Abfahrt der Schnellzüge, sondern eine gleichmütige Gelassenheit, weil es doch wirklich nicht der Mühe wert ist, sich wegen so einer halbstündigen Fahrt auf der Lokalfstrecke zu hasten und zu echauffieren. Auch die Strecke selbst ist so reizvoll monoton und stereotyp. Man kennt sie ja längst auswendig und weiß genau, was es zu sehen gibt. In Meidling die Arbeiterhäuser und die endlosen Holzlagerplätze, bei Hekendorf der Blick auf Gärten, Häuschen und ferne Hügel, dann kommen wohlbekannte Fabriken, Klametafeln, die Wasserleitung, Liechtenstein, Husarentempel und so weiter. Es ist absolut keine Ursache, beim Fenster hinauszusehen, sich den Hals zu verrenken, Kohlenstücke ins Auge zu kriegen, bewundernde Interjektionen von sich zu geben, wodurch man sich auf einer sogenannten lohnenden, interessanten Strecke so sehr strapaziert. Das Reisen wäre überhaupt eine viel gesündere und genussreichere Sache, wenn man sich dabei nicht durch fortwährendes Besichtigen, Bewundern und Entzücktsein herunterbringen würde.

Lohnend und interessant wird die Reise erst, wenn man ankommt und aussteigt. Denn die Menschen sind das Merkwürdige an der kleinen Sommerfrische, nicht die Bäume, Wiesen, Berge. Das kommt in zweiter Linie und verschwindet neben dem reichlich aufgebotenen Familienleben und Familienglück. Vor der Station haben sich die Gattinnen, Schwestern, Bräute, Tanten und sonstigen weiblichen Verwandtschaftsgrade in konzentrierter Aufstellung eingefunden und harren sehnlich und ohne Hut des ankommenden Gatten, Bruders, Bräutigams, Neffen usw. Ferner außerordentlich frisch gewaschene und sauber gekleidete Kinder, die

nicht ganz bei der Sache sind und sich mehr für das Duell zweier Dorfhunde interessieren. Die Frauen und Kinder stehen dicht beim Ausgang, und der Ankommende gerät aus der Ungebundenheit des Strohwitwercoupés sozusagen unvermittelt ins Familienleben hinein, was nicht so einfach sein mag. Nach Absolvierung der gründlichen Wochenküsse tauscht der Ehemann die zahlreichen Pakete, mit denen er bisher belastet war, gegen den jüngsten Sprössling aus, der durchaus vom Papa getragen werden will, während sich die Zärtlichkeit der älteren Kinder mehr auf seine Handtasche und den Spazierstock konzentriert. Es werden besorgte Fragen gestellt und Wochenberichte erstattet: der Kurti ist so schrecklich wild und führt mit dem Gärtnerbuben seit Wochen eine Art Balkankrieg, denn man weiß nie genau, wer eigentlich gesiegt hat, das Mäderl dagegen ist mager und gespißt, denn sie ist nicht ordentlich. So schiebt sich die Gruppe langsam vorwärts, und es läßt sich nicht leugnen, daß der Ehemann, der im Coupé noch wie ein munterer, fescher Junggeselle ausgesehen hat, jetzt einen sehr gesetzten und beängstigend verheirateten Eindruck macht.

Der einschichtige Ankömmling findet nur bei den Einspannern einige zärtliche Beachtung, und auch der gelangweilte ländliche Wachmann, dessen Hauptbeschäftigung darin besteht, einen Wiener Sicherheitswachmann zu kopieren, hebt erwartungsvoll den Kopf: Vielleicht doch endlich einer, den man ein bißchen verhaften oder dem man eine Auskunft geben kann. Aber enttäuscht sieht er, daß der Ankömmling hier genau so gut Bescheid weiß wie er. Das ist die gerade, lange Bahnstraße, die in allen kleinen Sommerfrischen gleich aussieht. An dem trüben Bach wird noch

immer eifrig Wäsche geklopft und gespült, und die des Weges kommenden hieder schwitzenden und rauchenden Landleute wünschen einem Guten Abend, obwohl man noch nicht einmal gejaust hat. Da ist die große Plakattafel, auf der eine Fülle von Genüssen und Unterhaltungen angekündigt ist, daß man meint, in ein üppiges Luxusbad geraten zu sein. Aber wenn man dann näher hinschaut, stammt die Hälfte noch vom letzten Winter, und die übrigen Veranstaltungen wurden wegen ungünstiger Witterung verschoben und abgesagt. Einkaufende Dienstmädchen, sommerlich holdselig verwandelt, genießen den Landaufenthalt auf ihre Art und setzen die in der Stadt jäh abgebrochene Bekanntschaft mit dem Fleischauger oder Bäckerburschen hier mit seinem ländlichen Berufsgenossen fort, was ja die Untreue wesentlich verringert. Auch in die Häuslichkeit der Villen blickt man im Vorübergehen. In ein Speisezimmer, wo ein kleiner Knabe unter unerbittlicher Gouvernantenaufsicht eine Etüde von Czerny verzweifelt einererziert, sie kann aber auch von Bertini oder Clementi sein oder sonst einem dieser schrecklichen Einzweikomponisten. Auf einer offenen Veranda eine gut gestellte sommerliche Familiengruppe: zwei ältere Damen, regungslos Romane lesend, zwei Mädchen, mit Hingebung stückend. Der vollbärtige, pfeifenrauchende Mann und der Hund zu Füßen fehlen nachlässigerweise. Da und dort am Gartengitter ein Mädchen, das mehr heiratsfähig als träumerisch dreinschaut und die neue männliche Erscheinung mit merkwürdigen Taxierblicken mißt: Wer bist du und was willst du hier?

Aber nur nicht die Zeit mit Schauen und Beobachten vertändeln. Es ist gleich fünf Uhr, da beginnt das Konzert

der Kurkapelle, und von allen Seiten eilen schon die Damen mit ihrem Anhang besorgt zum Kurpark, denn der regelmäßige Musikgenuss ist in der kleinen Sommerfrische eine strenge Pflicht. Das ist die tägliche große Generalversammlung der Hüte und Toiletten, der Freundschaften und Feindschaften, der Neuigkeiten und Vermutungen. Sie zerfällt wieder in zwei Teile: ein harmloses Rondeau, wo die jungen Mädchen Arm in Arm zirkulieren, mehr oder minder höflich, je nachdem ihnen ein Kadett, ein Einjähriger oder bloß ein Obergymnasiast Gesellschaft leistet. Hier sitzen auch die Gouvernanten und denken schwärmerisch an den Stadtpark und den Volksgarten, wo es viel leichter ist, von einem Zudringlichen angesprochen zu werden. Beim Pavillon der Kurkapelle schauen Kinder andächtig dem Musizieren zu, und der Parkwächter steht mit einer roten Nase gelangweilt umher, weil er gar nichts zu tun hat und sich nichts aus einem alkoholfreien Konzert macht. Der wichtigere Teil ist aber der Kaffeehauspark. Hier sitzt die gute, maßgebende Gesellschaft bei einer ausführlichen Jause, bei der man sich in den Kaffee einige Nebenmenschen einbrockt. Ganz unmöglich, an diesem Jausenareopag ungesehen und unkritisiert vorbeizukommen. Die Taxierblicke treffen einen gleich in ganzen Bündeln, man fühlt es förmlich, wie man gewertet wird, denn das Mutterauge hat einen sofort als Ledigen erkannt. . . Jeder, der eintritt, wird begutachtet, und es geht, um es mit einem kühnen Bilde auszudrücken, sozusagen ein beständiges Nasenrumpfen über den Platz. Einmal gilt es einer jungen Frau mit bedenklich großem Toilettenaufwand, eine andere wird zu viel angeschwärmt, eine dritte geht wieder sonderbarerweise stets ganz allein, und so weiter. Zum Rumpfen gibt es

immer Anlaß, und dazu hat man ja die Nase in erster Linie, wenigstens in der Sommerfrische. Die Musik spielt dazu abwechselnde Stücke von Richard Wagner und Lehar, und die Zuhörer wiegen den Kopf wohlgefällig im Walzertakt, manchmal irrtümlischerweise auch bei Wagner. Im Hintergrund ist eine erhöhte Veranda mit dicht besetzten grünen Tischen, eine Art Tarochhinterhalt, dessen Insassen vom Sommer und der Musik gar nichts merken und deren ländliche Erholung und körperliche Bewegung sich auf das Ansagen eines Ultimo und das Abfangen des Pagats beschränken. Auf diese Veranda sind die Blicke der neuangekommenen Ehemänner verlangend gerichtet. Einstweilen müssen sie noch brav Familiensinn bekunden, aber die zärtlich harmonische Ankunftsstimmung scheint schon etwas getrübt zu sein. Ohne hinzuhorchen, glaubt man folgenden ehelichen Dialog zu hören. Die Mama klagt über den Aufenthalt: die Wohnung ist feucht, die Hausfrau grob, das „Salettl“ im Garten darf von den Parteien nicht benutzt werden, der Fleischhauer hat nur Kuhfleisch, aber die Köchin ist trotzdem in ihn unglücklich verliebt, und man darf das zähe Fleisch nicht einmal stehen lassen, sonst ist sie beleidigt und läuft ohne Kündigung weg. Nie mehr in diesen gräßlichen Ort, sagt die Mama, worauf der Papa erwidert, er habe ihn ja nicht ausgesucht. Die Mama antwortet gereizt, ein Mann könne überhaupt keine Sommerwohnung aufnehmen, worauf der Papa sehr energisch versichert, er werde sich nie mehr um diese Dinge kümmern — na, bis der Mann wegfährt, werden sie gewiß wieder sehr nett und zärtlich gegeneinander sein.

Bevor noch der letzte Paukenschlag des Schlußmarsches verklungen ist, bricht alles auf. Man muß ja noch spazieren

gehen, nachsehen, was die Post gebracht hat und Nachtmahl einkaufen. Rasch ist der Familienpark still und leer geworden, und nur der einsame letzte Gast sitzt zum Unmut der Kellner noch da, denn ihm hat die Post nichts gebracht, und er hat auch für niemanden Nachtmahl einzukaufen. Ganz heimlich und verschämt bedauert er es vielleicht, denn er kommt sich hier recht überflüssig vor, und es bleibt ihm schließlich nichts übrig, als wieder seines einschichtigen Weges zu gehen, in die große Stadt zurück, dieser schützenden Zuflucht der Einschichtigen. Wieder durch die lange, gerade Bahnstraße, die jetzt ganz ruhig ist, nur vom Abendläuten erfüllt. Dienstmädchen holen in verschmitzter Eile frisches Wasser und Bier, und in den Speisezimmern wird Licht angezündet, der Tisch gedeckt; da und dort sitzt die Familie schon essend unter der Lampe, unwahrscheinlich artig und zufrieden. So aus sicherer Distanz gesehen, im Vorübergehen und Vorüberfahren, hat das Familienglück immer etwas überaus Verführerisches. Einwenig beschwerten Herzens verläßt man ja doch die kleine Sommerfrische und auf der Station, bis der Zug kommt, hat man gerade noch ein paar Minuten Zeit, leicht melancholisch zu werden. Es ist wieder einmal ein Anlaß, älter zu werden, denn man altert nicht kontinuierlich, sondern zeitweise, ruckweise, gleichsam in Stationen. Es können Sorgen und Leistungen sein, Abenteuer, Erwartungen und Enttäuschungen oder auch nur Reisen und Sommeraufenthalte. Irgend welche Eindrücke, Erlebnisse und Zeitabschnitte, an denen man das Alterwerden merkt und mißt. Zuerst ist man ganz in die Nähe aufs Land gegangen, noch während des Schuljahres, an die Lokalstrecke der Westbahn oder Südbahn, nach Purkersdorf oder Mödling, das waren die Kinderjahre. Dann

allerlei wohlgenute Salzkammergutseen, Attersee, Mondsee, Wolfgangsee, die Buben- und Jünglingsjahre. Nachher kommen erwachsene Hotel- und Pensionsjahre auf eigene Faust, in Tirol, in der Schweiz, meistens mit einem kleinen Erlebnis, und überall war man als Junggeselle eine Saison lang ganz gut aufgehoben. . . Als Jungverheirateter geht man pflichtschuldigt an einen nördlichen oder südlichen Modestrand. Bis man sich nach ein paar Jahren genötigt sieht, auf die luxuriösen Gletscher und Meere zu verzichten und wieder an der Lokalstrecke aufs Land geht, in die kleine Sommerfrische, noch während des Schuljahres. Und wenn man dann noch Zeit und Muße findet, zurückzublicken und nachzudenken, so wird man bemerken, daß das Ganze, die Jugend, das Leben, das Altern oder wie man die Affäre nennen will, eigentlich nichts war als eine Rundreise. Eine hastige, kuriose Rundreise, bei der man als wilder, vergnügter Bub in Purkersdorf oder Mödling den Zug bestieg, um, nach einem Umweg von zwanzig, dreißig Jahren, ein bißchen ergraut, ein bißchen verheiratet und ein wenig stiller und ernster geworden, am selben Fleck wieder auszustiegen. (1913)



Die Angst vor den vier Wänden.

Silvesterstudie.

Es wird jetzt von Tag zu Tag schwieriger, sich zu unterhalten, und noch nie ist so viel Amüsament geboten worden. Beständig wächst die Zahl der Gelegenheiten, Geld auszugeben, sehr lang aufzubleiben, und zwar in Lokalen, die von Dunst, Rauch, Musik, Lärm und Gelächter dicht erfüllt sind. Aber man hat in diesen Lokalen durchaus nicht den Eindruck einer schäumenden, übermütigen Lebensfreude, eher den, daß hier eine Pflicht und Schuldigkeit gewissenhaft erfüllt wird. Und daß die meisten dieser Nachtlokal- und Barbesucher hier nur sitzen, weil es zum neuen Weltstadtbetrieb gehört und weil man ein moderner fashionabler Zeitgenosse sein und nicht zurückbleiben will. Man muß alles mitmachen und sehen, alle neuen Restaurants, Cafés und Bars ausprobieren, muß sämtliche Varieté- und Kabarettprogramme absolvieren, und die Hauptsache ist, daß man abends so selten wie möglich zu Hause bleibt. Die häusliche Geselligkeit, die früher gerade in Wien mit so viel Geschmack und Anmut kultiviert worden ist, schrumpft immer mehr zusammen zu ein paar Teenachmittagen und unerläßlichen Nachtmählern, die man den wichtigsten Bekannten und Freunden gibt. Es ist längst nichts Besonderes mehr, einen Hausball in einem gemieteten Saal zu veranstalten und Damenjourns in Separés. Das mag ja

für die Hausfrau sehr praktisch und bequem sein, aber es ist doch eine recht nüchterne und geschäftsmäßige Form der Gastfreundschaft, und wenn man zufällig auch sonst das betreffende Hotel oder Separé frequentiert, kann es einem leicht passieren, daß man zum Schluß dem Hausherrn, den man nur flüchtig kennt, zuruft: „Sie, Ober, zahlen! . . .“

Das ist schon keine bloße Mode mehr. Es ist bereits eine wienerische Lebensgewohnheit geworden und vielleicht ist es auch eine gewisse Großstadtnervosität: eine Platzfurcht vor der Häuslichkeit, eine Angst vor den eigenen vier Wänden. Am sichtbarsten und geradezu beängstigend wird diese Erscheinung zu Silvester. An diesem Abend hat plötzlich die ganze Stadt das Bedürfnis, die vier Wände zu verlassen, die Nacht auf der Straße und in öffentlichen Lokalen zu verbringen und sich, soweit es nur möglich ist, auf den Kopf zu stellen und Madau zu machen: auf volkstümlich derbe Art oder auf eine elegantere, je nachdem, ob man vorher Abzugbier oder Champagner getrunken hat. Man braucht gar nicht uralt zu sein, um sich deutlich zu erinnern, daß früher die Silvesternacht in Wien ganz anders begangen wurde. Im familiären Kreise, minder laut und forciert, mit ein bißchen häuslicher Musik, dem obligaten Bleigießen, einer bescheidenen Dosis Alkohol in der Form einer Flasche gerebelten Gumpoldskirchners und eines vom Hausvater eigenhändig zubereiteten Punschkes. Um Mitternacht allgemeines Zutrinken, Händeschütteln und Küßetauschen, vorausgesetzt, daß ein gegenseitiges Bedürfnis nach einem solchen Tauschhandel bestand. Eine Stunde später lag alles schon in tiefem, ehrbarem Schlaf, und die paar Leute, die wirklich noch länger aufblieben, das waren leichtsinnige Patrone, offizielle, sozu-

sagen konzeffionierte Lebemänner, mit denen es ohnehin kein gutes Ende nehmen konnte.

Jetzt gibt's keine Lebemänner mehr, weil alles lebt, und jetzt ist auch Silvester eine ungemütliche, geräuschvolle Angelegenheit, die in der Öffentlichkeit erledigt werden muß. Und obwohl gerade dieser letzte Abend im Jahre so recht zum Zuhausehocken geeignet ist, steht man vor der unerbittlichen Pflicht, auszugehen und sich zu unterhalten. Schon die ganze Woche vorher wird einem von den Bekannten die kategorische Frage an die Brust gesetzt: „Was machen Sie zu Silvester?“ Und da hilft nichts, man muß sich mit einem genauen Silvesterprogramm ausweisen können. Das Wiener Normalprogramm zerfällt in vier Teile: Theater oder Varieté, Restaurant, Nachtlokal und Kaffeehaus. In besonders schwierigen Ehesfällen kommt noch eine sogenannte Gulaschhütte dazu, aber das ist schon ein Scheidungsgrund. Was für ein Stück im Theater gegeben wird, ist ganz egal, das wichtigste ist, daß man Karten bekommt, und das ist nicht leicht, denn bei allen Kassen triumphiert die Tafel „Ausverkauft“, und die Kassiere blicken stolz und unzugänglich drein und nehmen nur von gut empfohlenen Leuten Trinkgelber. Während der Vorstellung kann man dann die Beobachtung machen, daß dieses oft so störrische und spröde Publikum heute unbedingt lachen will. Man sieht es allen an, daß sie fest entschlossen sind, sich heute abend zu unterhalten und sich in diesem Entschluß durch kein Operettenfinale, durch keinen noch so witzigen Lustspieldialog beirren zu lassen . . .

Die nächste Sorge ist das Restaurant. Gewöhnlich befindet sich in der Gesellschaft ein fescher junger Mann, der die frohe Botschaft verkündet: „Wir haben einen Tisch.“ Das

ist am Silvesterabend keine Kleinigkeit, und der festsche junge Mann mußte sich schon am Vormittag in das Restaurant bemühen und mit dem Oberkellner Pourparlers pflegen. Er hat die Würde eines Pairs von England und den edlen Anstand eines Nadowessier, aber gegen Erlag von zwei Kronen reserviert er schließlich doch einen kleinen Tisch. Natürlich in der stillschweigenden Voraussetzung, daß man sich der Ehre würdig erweisen und abends ausgiebig essen und trinken werde. Es wird ja auch etwas geboten: ein Quartett, Wiener Sänger, erhöhte Preise, schlechtere Bedienung. Denn an solchen Abenden tritt auch in besseren Gasthäusern immer wieder der spezifisch wienerische Zustand der Praterwirtschaft ein, die vornehmen Kellner vergessen plötzlich ihre englische Erziehung, werden wieder nach Lerchenfeld und Hernals zurückständig und tragen ihre kleinen Differenzen in wilden Dialektworten aus: „Dö zwa Herrn g'hörn mir. Heb' di, Fallot, sonst kriagst dös Karaffindl am Schädel“ — wodurch sich für den zunächststehenden Gast die unerfreuliche Perspektive eröffnet, die Neujahrsnacht gleich einem Heringsalat in Essig und Öl zu verbringen.

Tritt man dann auf die Straße, so findet man sie von einem dichten Polizeikordon besetzt, und man muß den geängstigten Fremden, der sich in der Gesellschaft befindet, sofort beruhigen, daß es sich nicht um eine Feuerdemonstration oder um politische Erregung handelt, sondern nur um eine Kundgebung des Übermuts und Frohsinns. Die ersten Vorpatrouillen des Silvesterhumors kommen schon herangerückt: vorstädtische Gestalten, und auch auf ihren Mienen kann man diese ernste, feste Entschlossenheit zum Lustigsein wahrnehmen, die man in dieser Nacht überall sieht.

Namentlich im Nachtkloak, in das man sich jetzt laut Programm zu begeben hat. Auch hier ist alles erhöht: Stimmung, Garderobegebühr, Alkoholkonsum, Lärm, Gelächter und Gebärden. Um Mitternacht betritt ein humoristischer Herr das Podium und windet sich so lange, bis die Leute aus Gefälligkeit lachen, und nun schlägt eine offenbar im Einverständnis befindliche Glocke zwölf, es wird finster, ein Transparent erscheint, man lärmt noch mehr als zuvor, dann kommt der obligate Rauchfangkehrer mit Schweinchen und Glücksbesen, und schließlich verbrüderet man sich mit Leuten, die man am nächsten Tag nicht mehr kennt — deshalb verbrüderet man sich ja so rasch. Manchmal artet die Menschenfreundlichkeit auch in Küsse aus. Da hilft dem schüchternsten jungen Mann kein Sträuben, und wenn es dann wieder hell wird, erkennt er, wie sehr das Milieu abfärbt . . .

Draußen auf der Straße geht es natürlich noch um einiges lauter zu. Aber trotz aller Entschlossenheit macht der Nummel keinen sehr temperamentvollen und lustigen Eindruck. Die meisten witzigen Einfälle, die produziert werden, stammen aus der Papierkonfektionsbranche. Von Zeit zu Zeit bläst einer dem Vordermann in die Ohren oder es macht einer mit ernsthafter Miene die Bemerkung: „Juhu“, worauf ein anderer ebenso ernsthaft erwidert: „Holodrioh“, weil sich das in der Silvesternacht gehört. Der Wiener ist nämlich gar nicht so, wie er noch immer in den Reisehandbüchern beschrieben wird, nicht leichtlebig und übermütig, höchstens im kleinen Kreis, denn für die große laute Öffentlichkeit reicht sein Temperament, sein Humor gar nicht aus. Der Wiener ist im Grunde ein ruhiger und zurückhaltender Mensch, und nur der neue große Betrieb hat ihn aus seinen Gewohnheiten

herausgeschleucht, in die Öffentlichkeit. Wenn man in der Silvesternacht Zeit hätte, darüber nachzudenken, so müßte man sich fragen, was an dieser Flucht aus der Häuslichkeit, an dieser sonderbaren Angst vor den vier Wänden eigentlich schuld ist. Sind es die schlechten Zeiten, die wirtschaftlichen Sorgen, denen man entkommen will oder haben vielleicht die Frauen die gemütliche feine Kunst der Häuslichkeit verlernt? Aber die Antwort auf solche Fragen wird immer erst ein paar Jahrzehnte später erteilt. Eines ist sicher: der Silvesterrummel hat seinen Höhepunkt erreicht, und vielleicht sehnt sich schon mancher, der jetzt noch mitlärmmt, heimlich nach den vier Wänden, so wie der Zynismus des alternden Junggesellen nichts als uneingestandene Ehesuchtsucht ist. Früher hat man dem ausgedienten Lebemann geraten, zu heiraten, um das Glück und die Ruhe der Häuslichkeit kennen zu lernen. Heutzutage wäre der Rat verfehlt. Heiraten bedeutet jetzt nur erneute Unruhe, einen Bummel zu Zweien, denn zum Lebemann gesellt sich eine junge Lebefrau, die durchaus nicht für Häuslichkeit schwärmt und auf Nachtkloak und Bar absolut nicht verzichtet. Eine moderne junge Frau ist imstande, in dem böswilligen Nichtverlassen der ehelichen Wohnung einen gesetzlichen Scheidungsgrund zu erblicken . . . Es ist also noch das sicherste, wenn man ledig ist, wenn man hartgefotterer Junggeselle bleibt: heutzutage die einzige Möglichkeit, das solide, häusliche Glück der vier Wände ungestört zu genießen.

(1913)

Abschied von Girardi.

Aufzeichnungen eines Girardi- Schwärmers.

20. April.

„Heute nachmittag um dreiviertel fünf Uhr ist Alexander Girardi gestorben . . .“ Ein trüber, nasskalter Nachmittag. Der Wind schlägt den Regen ans Fenster. Die Straße ist plötzlich so finster, häßlich und trostlos. Oder macht das nur diese Nachricht? Man war ja schon seit ein paar Tagen darauf gefaßt, nach den jammervollen Berichten, die aus dem Sanatorium kamen: das linke Bein amputiert und durch eine Prothese ersetzt, so daß Girardi stirbt, ohne eine Ahnung gehabt zu haben, daß er sterben muß. In wenigen Wochen ist Girardi von seiner Krankheit gleichsam aufgefressen worden. Man hat gewußt, der Fall ist hoffnungslos und hat sich dennoch kindisch getröstet: vielleicht überwindet er's, der kann doch nicht so mir nichts, dir nichts sterben. Und nun liest man immer wieder die kurze Zeile, die seinen Tod meldet, der allen, die Girardi geliebt haben, ans Herz greift, wie der Verlust eines ganz nahen, lieben und teuren Menschen. Sterbenmüssen ist in diesen Jahren etwas so Gewöhnliches und Alltägliches geworden, aber hier erscheint's einem unerhört und unfassbar, weil etwas zerstört worden ist, das nie mehr gut zu machen und zu ersetzen ist. Man fühlt sich gleichsam verarmt und liest ratlos immer wieder die kurze Zeile: heute nachmittag um dreiviertel fünf Uhr ist Alexander Girardi gestorben . . .

21. April.

Nun habe ich alle Nachrufe und Biographien und die Anekdoten aus seinem Leben gelesen, verschlungen, als könnte er mir dadurch wenigstens für eine Weile wieder auferstehen. Aber es ist überall nur das gleiche zu lesen: vom Schlosserbuben und vom fischen, gemütlichen Kandler, vom Sänger des Fiakerliedes, vom letzten urwüchsigen Wiener und seinem Witz und Humor. Merkwürdig, wie sich die Anekdoten und die Redensarten an einem großen Menschen festsetzen, ihn gleichsam versteinern, daß man ihn selbst kaum mehr sieht. Das alles war doch nur das Girardi-Klischee, das er selbst auch im Leben aus Bequemlichkeit immer wieder produziert hat. Ist mit ihm wirklich nicht mehr gestorben als ein großer, einzigartiger Komiker, ein genialer Volksschauspieler? Auch die literarischen Würdigungen mit ihrem Feinsinn und Zieffinn greifen daneben, wenn sie hochmütig konstatieren: Was hätte aus Girardi werden können?! Oder wenn sie bedauern, daß er meistens nur in wertlosen Stücken immer nur sich selbst gespielt habe, statt sich weiter zu entwickeln bis zu den tragischen Gestalten der großen klassischen Dichter. Als ob dies Girardis Bestimmung gewesen wäre, als ob Bildung ein Maßstab für Größe und Genialität wäre. Girardis Sendung war vielleicht gerade die entgegengesetzte: der Triumph der Unbildung, der Naivität, des rein Persönlichen und Menschlichen über das herkömmliche stilgerechte Theater spielen. Und daß er immer nur sich selbst gespielt hat, ohne monoton zu werden, das war seine Genialität. Andere kleben sich Härte an und schminken sich bedeutende Charakterköpfe und verstellen die Stimme, weil sie sich's eben nicht leisten können, nur sich selbst zu spielen. Aber es ist schade um jeden

Versuch einer Definition seiner Art und Bedeutung. Girardi konnte man bewundern, lieben, empfinden — definieren kann man ihn nicht.

22. April.

Den ganzen Nachmittag habe ich heute mit mir selbst gekämpft: ob ich ins Sanatorium gehen soll, um den toten Girardi zu sehen. Der große Komiker auf dem Totenbett, so einfach und bescheiden — für fixe Feuilletonisten, die ihre Ergriffenheit und ihre Tränen immer bei der Hand haben, ein sehr dankbares Thema. Aber ich gehe nicht hin. Girardi war mir mehr als ein Thema, und ich will ihn lieber so im Gedächtnis behalten, wie ich ihn in guten Tagen gekannt habe. Es ist jetzt ungefähr ein Jahr her. Ich hatte damals die journalistische Aufgabe, ihm zu irgendeinem autobiographischen Aufsatz das Maß zu nehmen. Wenn man mit solchem Anliegen zu anderen berühmten Leuten kommt, spreizen sie sich zuerst bescheiden: ich habe wirklich gar nichts zu erzählen — und dann sprechen sie druckreife Kolumnen. Girardi war auch da anders: liebenswürdig, taktvoll, bereitwillig, ein angenehmer, natürlicher Mensch. Vor dem Hotel Continental wartete er schon auf mich. Im kurzen gelben Überzieher, frisch und beweglich und mit den alles beherrschenden Augen über die Straße funkelnd. Ringsum blieben die Leute stehen und sahen vergnügt zu, wie er mich lebhaft begrüßte und dabei bewußt den Girardi spielte, genau so, wie er ihn tausende Male auf der Bühne gespielt hat: der hängende rechte Mundwinkel, die scheinbar einfältig nach aufwärts blickenden Augen, die Schultern eckig hinaufgezogen. Und als er mich dann unterm Arm nahm und mit mir ins Hotel hinein ging, da spürte man, wie ihm die Popu-

larität und die Bewunderung auf dem Fuße folgte: Ah, der Girardi . . . Ja, so will ich ihn im Gedächtnis behalten. Der Tote, der jetzt draußen starr und kalt in dem weißen Sanatoriumszimmer liegt, der ist mir fremd und der hat mit Girardi gar nichts zu schaffen.

23. April.

Er geht mir nicht aus dem Sinn. Von den sogenannten gewaltigen Ereignissen dieser Zeit ist mir keines so nahe gegangen. Vielleicht ist das eine Übertriebenheit. Zugegeben: ich bin ein Girardi-Schwärmer, ein Typus, der ja in Wien so häufig war. Keiner von den Girardi-Marren, die ihn blind bewunderten und ihm anbetend nachliefen und von jedem seiner Worte und Scherze entzückt waren. Bei mir war's mehr eine innerliche Girardi-Schwärmerei, die schwer zu erklären und zu begründen ist wie jede echte große Liebe. Warum hat gerade er auf mich so tief und faszinierend gewirkt? Ich habe genug andere große und berühmte Schauspieler gesehen: Sonnenthal, Kainz, Baumeister, Novelli, die Duse. Sie waren gewaltig und hinreißend, aber es war eben doch nur Schauspielerei, über die man dann beim Nachtmahl vernünftig und kunstkritisch debattieren konnte. Wenn Girardi auftrat, da war das etwas ganz anderes. Da hörte ich auf, der routinierte Premierenbesucher, der skeptische Kritiker zu sein, sondern sah wie das Kind im Theater: erwartungsvoll, naiv und selig. Immer, wenn er auf die Szene trat, hatte ich das Gefühl: jetzt ist alles gut, jetzt kann nichts mehr geschehen, und dann war auch alles andere gleichgültig. Nur auf ihn habe ich immer gewartet, auf sein erstes Erscheinen: wenn seine lebenslustige Stimme hinter der Bühne ertönte und wenn er dann mit dem blühend roten Gesicht in

der Tür erschien und etwas Belangloses sagte: „Bitte sehr, da kann ich nur sagen . . .“ oder: „Ah, so was, das ist eine Gemeinheit . . .“ oder irgendwas, eine Nichtigkeit, einen Unsinn und dennoch ein Ereignis. Und sofort wurden die anderen, seine Partner, zu Schatten, zu Stichwortgespenstern. Es war ja eine Ungerechtigkeit gegen diese kleinen Hilfsarbeiter, aber es mußte so sein. Sie waren nebensächlich wie das Stück, wie die Rolle, die Girardi spielte und die Worte, die er zu sprechen hatte. Für keinen Schauspieler sind so schlechte Operetten und Possen geschrieben worden, keinem hat man solche platte Verse und öde Kalauer in den Mund gelegt. Aber man soll diesen Handwerkern und Handlangern trotzdem nicht zürnen: ihre Platttheit und Banalität war das ordinäre Material, aus dem Girardi sein Kunstwerk schuf: sich selber. Ob er ein Couplet zielsicher abschneckte oder mit unheimlich witziger falscher Betonung die Weisheit predigte: „G e b e n Sie jedem armen Mann 100.000 Gulden und die soziale Frage ist gelöst“, ob er als Briefträger im Zuschauerraum erschien, ulkige Ansprachen an das Publikum hielt und das Orchester dirigierte, es war ganz egal: er war da, man hatte ihn und fühlte ihn. Und das alles ist aus, vorbei. Ich werde noch manchen berühmten großen Schauspieler bewundern müssen, aber nie mehr werde ich wie ein Kind im Theater sitzen, naiv, selig und erwartungsvoll: jetzt kommt der Girardi . . .

24. April.

Zuletzt hat man ihn ins Burgtheater geholt. Da sagten die einen: das ist sein Höhepunkt. Und die anderen bedauernd: viel zu spät. Beides ist falsch. Das Burgtheater hat an ihm nichts ändern, seiner Bedeutung nichts hinzu-

fügen können. Bevor er dort zum ersten Male auftrat, hat man sich erwartungsvoll und besorgt gefragt, ob sie überhaupt zueinander passen werden: Girardi, der durch und durch wienerische Mensch, der schauspielerische Repräsentant österreichischen Wesens, und das Burgtheater, das nie wienerisch oder auch nur volkstümlich österreichisch war. Und dann hat dieser denkwürdige Abend die Antwort darauf gebracht, und zwar eine sehr überraschende: Girardis Kunst und Persönlichkeit haben sich viel stärker erwiesen als alle berühmte Burgtheatertradition. Er hat sich so gegeben wie immer, unbekümmert um die in den Logen und im Parkett sitzenden Persönlichkeiten, Würdenträger und Millionäre. Man hat nur ihn gesehen, nur ihn gehört: die Szene des Alterns, das Aschenlied, und alles andere war gleichgültig. Da hatte man das Gefühl, daß es ganz nebensächlich ist, wo Girardi spielt, ob im letzten Vorstadttheater oder an der ersten deutschen Bühne und daß dort, wo er gerade spielt, in diesem Augenblick die erste deutsche Bühne ist.

25. April.

Leichenbegängnis in der protestantischen Kirche. Girardi hatte sich das gewisse gemütliche und schmalzige wienerische Leichenbegängnis des Lieblings ausdrücklich verbeten: keine Kränze, keine Reden, keine Vereinspräsidenten, Geschäftshaber und sonstigen Ballarrangeure mit Trauerflor. Ein letzter Wille, in dem die wahre, tragische, menschencheure Natur zum Vorschein kommt, die den Kern jedes großen komischen Talentes bildet. Aber sie haben sich dennoch alle eingefunden: die Lieblinge, die sich anmaßen, seine Nachfolger zu sein, die kleinen Komiker, die ihn hassten, die Librettisten, die Operettenkaufleute, so daß diese Kirche beinahe den Ein-

druck einer schwarz verhängten Operettenpremiere macht. Das sind die Überlebenden: Macher und Rechner, Konfektion und Betrieb. Aber wenigstens müssen sie hier schweigen und nur der Pastor spricht einige gutgemeinte fromme Worte, die freilich mit Girardi nichts zu tun haben. Während dieser Predigt halte ich meine eigene stille Trauerandacht für Girardi. Fast eine ganze Woche lang habe ich mich im Gemüthe fast nur mit ihm beschäftigt, und nun, wo es endgültig Abschiednehmen heißt, möchte ich gern sein Bild in einem Worte festhalten. Aber läßt sich denn sein Wesen überhaupt überliefern und war er nicht schon in den letzten Jahren für die Generation der heutigen jungen Leute ein bißchen gestorben und unverständlich geworden? Wenn man mit einem jungen Mädcl ins Theater ging, sagte sie enttäuscht: Das ist der Girardi, dieser alte Herr mit den vielen Falten? Und unsere Enkel werden uns gar nicht verstehen, wenn wir ihnen schwärmerisch von Girardi erzählen und werden es für törichte, übertriebene Schauspielerverehrung halten. Um Girardi richtig zu empfinden und zu begreifen, muß man selbst noch einen Zipfel dieser altmodischen besseren Tage, aus denen er stammte, gesehen haben und mußte mit ihm selbst ein bißchen alt und grau geworden sein.

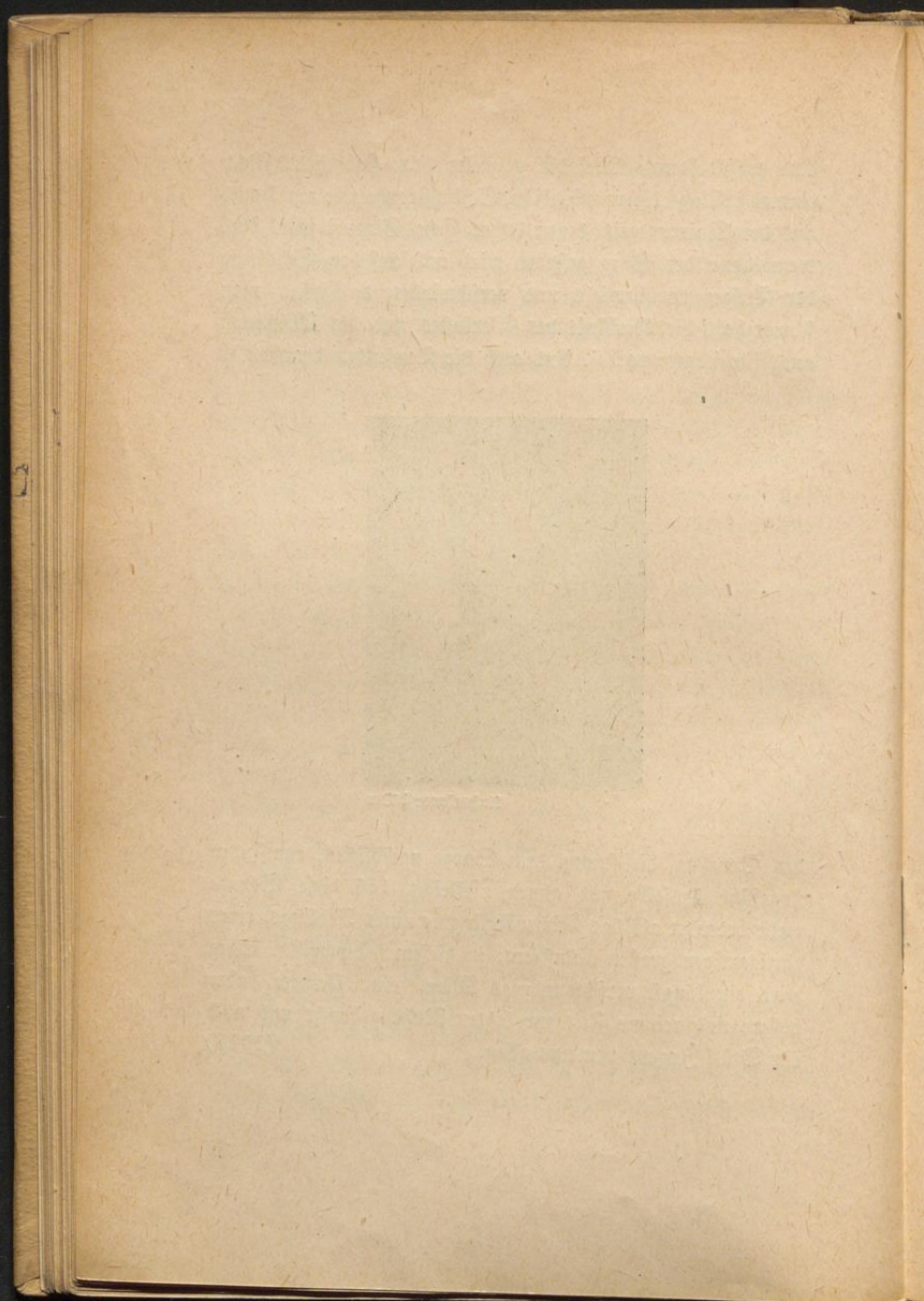
Der Pastor ist zu Ende. Noch einmal Chorgesang und Orgelspiel. Die Kränze werden hinausgetragen, die Lichter der Kerzenreihen neben dem Katafalk verlöschen. Der Küster legt das Bahrtuch zusammen, und der silberweiße Sarg wird sichtbar. In diesem Augenblick geht es wie ein Ruck durch die Kirche: als ob der durch Worte und Musik gedämpfte Schmerz um Girardi allen plötzlich zum Bewußtsein käme. Auf der Orgel wird jetzt ganz langsam und leise

eine wohlbekannte Melodie gespielt: das Hobellied. Noch einmal erklingt die unerbittliche Schlussstrophe wie ein Hauch aus der Naimundzeit, deren letztes Echo Girardi war. Und wenn dann der Sarg gehoben wird und auf den Schultern der Träger vorüberzieht und verschwindet, da spürt man schmerzhaft die Herbheit des Verlustes und des Abschieds: aus, für immer vorbei. Und auch die Tausenden draußen in



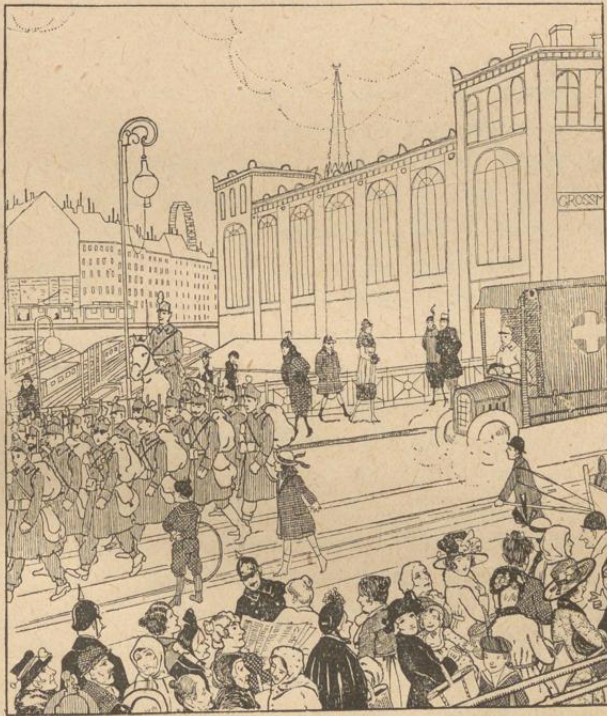
Aufnahme: d'Dra

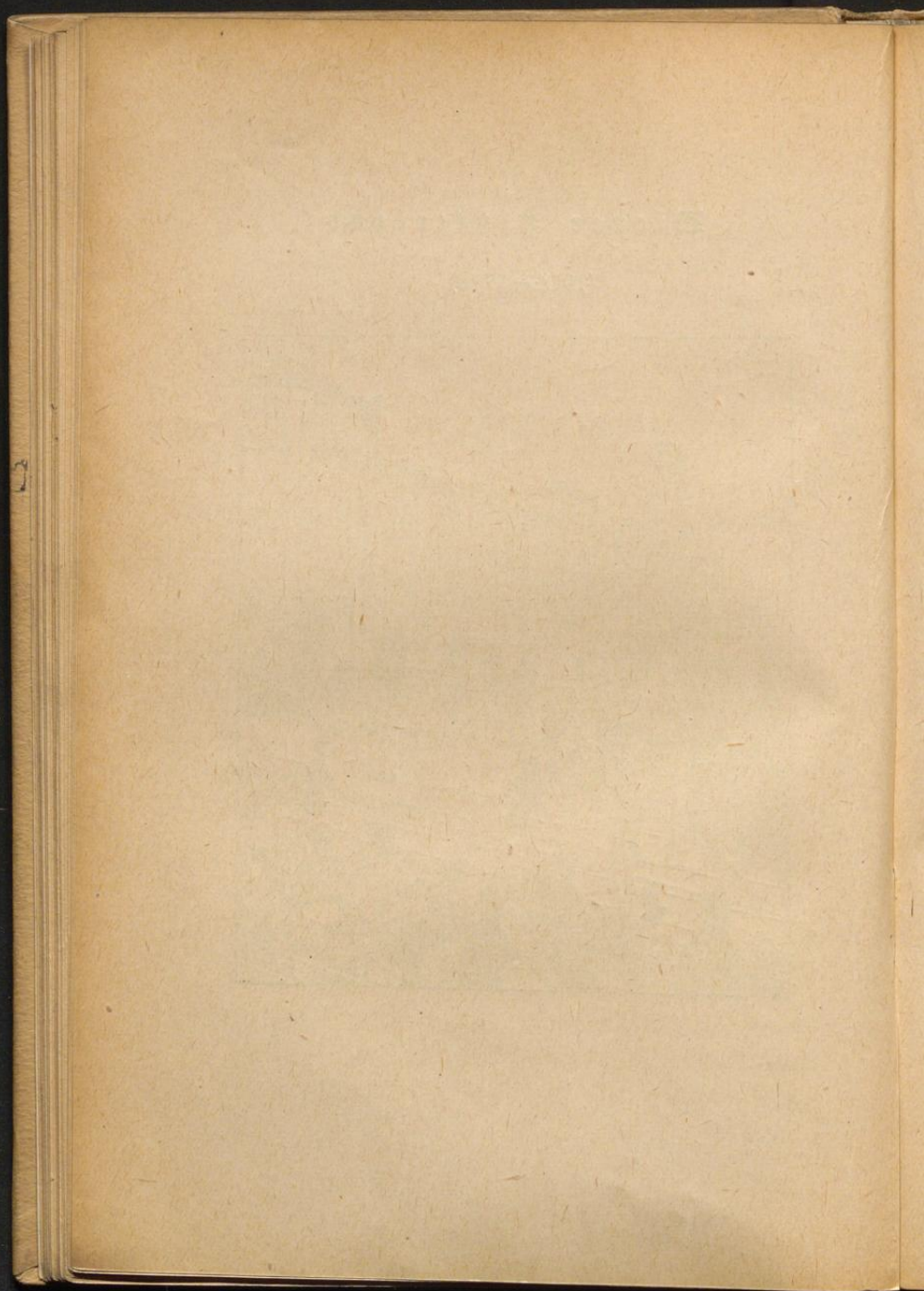
den Straßen, die stumm dem Sarge nachblicken, empfinden ungefähr dasselbe und ahnen vielleicht, daß diese Stunde mehr bedeutet als das Leichenbegängnis eines Liebling, eines einzigartigen großen Künstlers: in diesem silberweißen Sarg wird ein längst verschwundenes Wien, eine kleinere, aber bessere und reinere Zeit zur letzten Ruhe gebracht und auch ein Stück Jugend von uns allen. (1918)



Wiener Hinterland

(1914-1918)





Brief ins Feld.

Jetzt sind es schon wieder mindestens vierzehn Tage, seitdem ein Brief von Dir gekommen ist. Und weil ich mir wieder einmal vor lauter Warten, Wünschen und Bangen nicht mehr zu helfen weiß, so setze ich mich eben hin und schreibe Dir. Freilich, es ist sehr unbestimmt, wann Du den Brief erhältst, vielleicht kriegst Du ihn überhaupt nicht, aber für uns in friedlicher Unruhe zu Hause Gebliebenen ist das Brieffschreiben die einzige Beruhigung, die wir uns verschaffen können. Man kann dem lieben Menschen draussen im Felde gar nichts Gutes tun, gar nichts Liebes erweisen, drum malt man auf das weiße Papier alle die ungenügte, unverbrauchte Liebe und Freundschaft hin, mit der man gleichsam hilflos dasteht. Man schreibt und schreibt und täuscht sich derart einen Kontakt mit dem seit Monaten Abwesenden vor, bis man fast daran glaubt: er muß es spüren, daß wir an ihn denken, er muß uns hören . . . Denn alle diese hunderttausende Briefe, die wohl jeden Tag von Wien und aus den anderen Städten und Gegenden des Reiches nach Norden, Osten und Süden geschickt werden, das sind nur scheinbare Briefe. Eigentlich sind es lauter Rufe und Schreie; stumme Schreie, die in die Nacht hinausfliegen, Rufe, auf die erst spät ein Echo zurücktönt und manchmal auch keines . .

Entschuldige diese trübsinnige Anwandlung, sie ist in einem ins Feld gerichteten Briefe gewiß nicht am Platze. Man sollte einem auf dem Kriegsschauplatze Befindlichen niemals sentimental und vielleicht nicht zu oft schreiben. Viele von draussen Zurückgekehrte, mit denen ich sprach, haben es mir gesagt, und auch Du, lieber Gustl, hast es mir wiederholt geschrieben: daß man Briefe von zu Hause, so heftig man sich mit ihnen freut, dennoch beinahe fürchtet, weil sie einen aus der Erstarrung, in die man allmählich geraten ist, wieder aufrütteln, weil sie einen weich machen und an das alles erinnern, was man zurückließ. Ich will mir also wirklich alle Mühe geben, möglichst unsentimental zu sein, obwohl es nicht leicht ist. Jeder, der einen Angehörigen im Felde hat, ist auch mit der Hälfte seines Wesens eingerückt und dient seinen Teil ab. Es ist beinahe so wie damals, als Du vor langen Jahren und von mir, dem jüngeren Bruder, ehrfürchtig bewundert und beneidet, Dein Einjährigensjahr abgedient hast, nur daß die Sache jetzt leider nicht ganz so harmlos ist wie ein friedliches Einjährigensjahr. Aber ich habe auch jetzt wieder alles getreulich mitgemacht: im August das hastige Besorgen der Uniformen und Sorten, das scharfsinnig ausgeklügelte Packen des kleinen Offizierskoffers, bin zweimal in der Woche nach Bruck an der Leitha gefahren, weiß genau Bescheid um Deine Vorgesetzten und Kameraden, kenne Deine ganze Landsturmkompagnie und auch Deinen Offiziersdiener, der so unwahrscheinlich brav und treu ist, als ob er eine Figur aus einer alten, rührenden Geschichte wäre. Ich bin dann auch bei Deinem Abmarsch eine Strecke mitmarschiert, als einziger besser gekleideter Zivilist und unbekümmert darum, ob es elegant, fair und fashionable ist.

Und dann bist Du mir entschwunden, und ich habe nichts mehr leisten können, als Dir recht häufig zu schreiben und auf Deine Briefe zu warten. Meistens waren es nur Karten, diese jetzt überall so sehnsüchtig erwarteten rosafarbenen und eilig mit Bleistift bekrigelten Feldpostkarten, die mir bis auf weiteres wichtiger und interessanter sind als alle etwaigen mondänuftenden, heliotropfarbenen und überzeugend unauf-richtigen Zuschriften. Du hast keine Ahnung, wie man eine solche Feldpostkarte verschlingt, wie intensiv und genau man sie liest, wie man den Poststempel und jedes kleinste Wort auslegt und deutet. Und sofort nimmt man die Landkarte zur Hand und folgt dem Landsturmbataillon auf dem Fuße. In den Karpathen, die ich wahrscheinlich in der Geographie- stunde verschlafen habe, kenne ich mich jetzt fabelhaft aus. Ich mache alle eure Bewegungen mit, den Feldwachdienst auf einer beschneiten einsamen Kuppe, die Schrecken des An- griffs und des Rückzugs, denn dem Angehörigen sind Erfolg und Mißerfolg gleich furchtbar. Und als ich unlängst im Ver- ordnungsblatt, in der Rubrik „zu Landsturmoberleutnants werden ernannt“ Deinen Namen fand, da war ich törichter- weise beinahe stolz wie damals, vor langen Jahren, als Du mit den Korporalsternen nach Hause kamst — nur daß die Sache jetzt, wie gesagt, leider nicht so harmlos ist.

Am schwersten empfindet man das Mitleiden, wenn plötz- lich die Feldpostkarten ausbleiben. Die gleichgültigsten Dinge bringt die Post: Drucksachen, Liebesbriefe, schlechte Rezen- sionen, Lieferantenrechnungen, Zahlungsaufforderungen und nicht eine einzige rosafarbene Feldpostkarte. Du, das ist schrecklich. Da wird man unruhig, nervös, gereizt, ist für alle noch so wohlgemeinten Beschwichtigungen unzugänglich. Ich

laufe von einer Auskunftsstelle zur andern, sehe Dich kriegsgefangen in Irkutsk oder Kursk, lese ängstlich die Verlustlisten, zögere beim Buchstaben H und habe beinahe schon den Wunsch, Dich als Leichtverwundeten auf dem Nordbahnhof in Empfang nehmen zu können.

Mir scheint, jetzt war ich wieder sehr trübsinnig. Geschwind ein harmloses Thema herbei. Wie hast Du Weihnachten und die Silvesternacht verbracht? Und hast Du alle oder wenigstens einen Teil unserer vielen nahhaften Pakete und Musterdüten bekommen? In den letzten Wochen war das meine Hauptbeschäftigung: das Abwägen, Beschreiben und vorschriftsmäßige Verpacken von Feldpostpaketen und Mustern ohne Wert. Der Inhalt war aber durchaus nicht wertlos. Zum Beispiel Salami, davon kostet das Kilo sechs Kronen, was ich deshalb so genau weiß, weil ich immer selbst einkaufen gehe. Das ist bei meiner bekannten Abneigung gegen das Packerltragen ein ganz besonderer Beweis aufopfernder brüderlicher Liebe. Wenn Du schon nicht alle Pakete und Düten bekommst, sollst Du wenigstens wissen, was drin war. Außer Seidenwäsche, die Du aus triftigen feldmäßigen Gründen verlangt hast, Wollsachen, Zigaretten und Zündhölzchen noch eine ganze Delikatessenhandlung: Tee, Zucker, Rum, Schokolade, Jam, Kompott, Spiritus, Seife und ein langgestrecktes Selchkarree, an das die Mama eine Gebrauchsanweisung geheftet hat: muß in heißem Wasser zugestellt und so lange gekocht werden, bis . . . ja, bis — wenn man nur wüßte, ob es überhaupt ankommt. Die Mama wird immer durch den Gedanken beunruhigt, daß gerade dieses wertvolle und interessante Paket am Ende den Russen in die Hände fällt. Die werden sich sicherlich nicht an die

Gebrauchsanweisung halten, das Karree samt den Kerzen roh verzehren, den Brennspritus austrinken und nur die Seife unbenützt lassen . . .

Nun bin ich mit meinem Brief zu Ende, lese ihn durch und nun scheint es mir, als ob ich Dir noch so viel zu sagen hätte, als ob ich Dir das Wichtigste und Eigentliche gar nicht gesagt hätte, wie das so oft vorkommt. Nicht, daß ich Dir vielleicht noch besondere Neuigkeiten zu melden hätte, von uns und aus Wien ist kaum etwas Merkwürdiges zu berichten. Es ist nur, daß in meinem Briefe nicht das Gefühl so recht zum Ausdruck kommt, das mich zum Schreibtisch getrieben hat: der Wunsch, Dir in Worten die Hand zu drücken, Dir zu sagen, daß wir beständig an Dich denken. Und auch Du auf Deiner Schneekuppe bist mit dem Gemüt gewiß in unserem kleinen altmodischen Speisezimmer. Briefe schreibt man ja nur, um von einem Gemüt zum anderen Brücken zu schlagen, auf denen die Gefühle sich begegnen, und eigentlich müßte man es wie die Verliebten tun, die am Schluß ihrer Briefe ein Kreuzlein machen und daneben schreiben: küsse hier. Allen ergeht es jetzt genau so. Die Uhrmacherin nebenan, deren Mann eingerückt ist, und der Spezereihändler, dessen Sohn im Felde ist, Leute, mit denen ich nie etwas gemeinsam zu haben glaubte, die laborieren jetzt an den nämlichen Stimmungen und Seelenzuständen wie ich, eine Gemeinsamkeit, die freilich nur ein schwacher Trost ist. Und wenn Deine Feldpostkarten gar zu lang auf sich warten lassen, dann werde ich mich gar nicht genieren und im Vorübergehen bei der Uhrmacherin oder dem Spezereihändler zu einem Sorgenplausch stehen bleiben: vielleicht ist es ein gutes Zeichen, daß er nichts schreibt, vielleicht

kommt morgen was . . . Ja, wir alle können, hilflos wie wir sind, nichts anderes tun. Wenn die Feldpostkarten nicht kommen wollen und man sich gar nicht mehr zu raten weiß, dann bleibt nichts übrig, als die Sehnsucht und die Hoffnung einzuspannen, die zwei braven, treuen Köpfelein, die jetzt so schwer zu ziehen haben. (1915)

Frühling in Naten.

Maifragmente.

Irgendwo in den Schriften eines berühmten humoristischen Kollegen kommt diese komische Figur vor: der Oberlehrer, der jedes Jahr im Mai vor die kleine Stadt hinauswandert, um das Blühen einer bestimmten Lindenallee zu bewundern und es dann schwärmerisch zu beschreiben. Jedes Jahr derselbe Frühling, dieselbe Allee, dieselbe entzückte Schwärmerie. Nun habe ich wirklich sehr wenig Oberlehrerhaftes an mir, aber ich spüre doch eine Ähnlichkeit, namentlich in diesen unverbesserlichen ersten Maitagen, wo es mich immer wieder hinauslockt in die grünen Bezirke, die ich schon so oft geschildert habe, die aber noch immer sehr reizvoll und frisch sind. Es hat ja jeder seine Lindenallee, wo man Lieblingsgedanken und Wünsche ungestört spazierenführen kann, wo die großen Enttäuschungen, die man aus den steinernen Bezirken mitgebracht hat, unversehens wieder zu kleinen Illusionen werden. Jetzt freilich wird wohl der Oberlehrer auf seinen gewohnten schwärmerischen Spaziergang verzichten müssen, weil andere Dinge ihn in Anspruch nehmen dürften. Man kommt wirklich nicht dazu, an den einst so beliebten Mai zu denken, und hat absolut keine Zeit, sich in holdere Schwärmerie zu betätigen. Aber man kann sich auch mitten in der Stadt den Frühling suchen und zusammentragen, in

kleinen Bildern, Blicken, Stimmungen. Es ist ja nicht die große Schwärmerie, nur ein Surrogat, in kleinen Abschnitten zugemessen, wie das Brot, ein Frühling in Raten: eine ganz bescheidene Schwärmerie, die nicht in der Arbeit stört, keine Zeit vergeudet und keinerlei Spesen verursacht — wie es sich eben für einen Frühlingschwärmer von 1916 gehört.

An einem solchen frisch gewaschenen sonnigen Vormittag tritt einem der Frühling in allen möglichen städtischen Varianten entgegen. Man darf sich natürlich nicht auf herkömmlich poetische Bilder und Stimmungen kaprizieren. Auch der Anblick des Naschmarktes hat landschaftlichen Reiz, und die Körbe mit grünem Gemüse wirken direkt malerisch. Es ist sozusagen ein Magenfrühling, durch den man hier wandert, eine blühende, fruchtbare Landschaft, in der die guten Dinge nach einer unveränderlichen Einteilung aus dem asphaltierten Boden wachsen: an der Wiedner Hauptstraße Obst und Blumen, in der Mitte Öl und Fische, daneben Südfrüchte und gegen die Sezession zu Erdäpfel, Zwiebel und Knoblauch. Es gibt auch einen Straßenbahnfrühling. Natürlich nur für den abgehärteten Schwärmer, der sich weder durch die vielen plakatierten Verbote und Warnungen, noch durch das Stehen auf einer ausverkauften Plattform, wo einem eine Messingstange in die Magenrube gedrückt wird, aus der Stimmung bringen läßt. Plötzlich steigt einem ein lieblicher Blumenduft in die Nase und man fühlt sich am Halse von Blütenzweigen angenehm gekräft, wird sich aber wohl hüten, darüber eine Bemerkung zu machen, daß die gegenüberstehende Frau in Gesellschaft eines stattlichen Topfgewächses reist. Sie hätte ja ebenso gut eine Wäscherumpel oder einen Papageienkäfig

mitbringen können. Hat man schließlich das Glück, einen Fensterplatz zu bekommen, dann kann man ungestört Beobachtungen machen und alle die Stadtfühlstypen studieren, die draussen vorüberhuschen: barhäuptige und kurzgeschorene Männer in mittleren Jahren, die hoffnungsvoll in der Sonne wandeln, weil sie sich davon einen neuen Haarfrühling erwarten, ältere, konservative Herren, die dem Frühling nicht trauen und den Winterrock prinzipiell nicht ablegen, ehe nicht die Eismänner vorüber sind. Und wenn die Straßenbahn an einem Theater vorüber fährt, in dem abends eine Klassikeraufführung stattfindet (es gibt solche Straßenbahnlinien), so erblickt man auch hier eine Art Frühling, nämlich Knaben und Jünglinge, die sich schon jetzt einen guten Stehplatz sichern wollen. Unsereins spürt jetzt, selbst auf dem bequemsten Orchestersitz, die Theatermüdigkeit schon in allen Gliedern, und diese standhaften Jünglinge begeistern sich bis 11 Uhr nachts, teils auf dem linken, teils auf dem rechten Bein, und überdies bereiten sie sich, zu dritt über ein Reklamheft gebeugt, gewissenhaft auf den Kunstgenuß vor — ja, das ist noch Jugend.

Das ist alles sehr schön, sehr lieblich und rührend, aber diese Frühlingssraten und Maifragmente ergeben doch nicht die komplette Schwärmerei, die ich brauche. Und ich spüre immer deutlicher, wie sich die Ähnlichkeit mit jenem Oberlehrer in mir regt und wie es mich unwiderstehlich hinauslockt nach der Lindenallee. Es ist eigentlich gar keine Allee, sondern ein simpler Weg längs eines Wiesenabhanges, aber der Name ist so anheimelnd und mild resigniert wie ein Novellentitel von Storm oder Saar: Sommerhaidenweg. Das klingt ganz weltabgewandt, und doch liegt der Sommer-

haidenweg im 18. Wiener Gemeindebezirk, in Pöskleinsdorf, gleich links von der Endstation. Es ist ja nichts Besonderes: auf der einen Seite blickt man hinunter auf die nahe und ferne Stadt, auf der andern hinein in die Wälder von Neustift und Salmannsberg. Mir hat's die Gegend eben ange-
tan, weil ich dort meine Villa baue. Vorläufig fehlt mir noch einiges dazu, Kapital, eigenes Auto, zwei, drei Welt-
erfolge, aber den Platz habe ich mir schon ausgesucht. Er befindet sich ganz am Ende des Sommerhaidenwegs, wundervoll am Wald gelegen, so idyllisch und ungestört ruhig, daß man dort unmöglich arbeiten kann, höchstens schwärmen und träumen. Um ganz sicher zu sein, werde ich mir auch einen bösen Hund halten und vor ihm, wie das jetzt bei den meisten Villen üblich ist, auf einer Tafel warnen. Es macht sich auch immer gut, wenn eine Villa einen weiblichen Vornamen trägt — aber welchen? Übrigens, man kann das ja vorläufig so machen, daß sich die Buchstaben leicht auswechseln lassen. Und wer weiß, vielleicht kommt noch ein Frühling, in dem ich mich zu definitiven und stabilen Buchstaben entschließe. Dann wird es erst schön werden. Wenn ich aus dem Fenster schaue, auf die Stadt und auf die vorübergehenden Sonntagsausflügler, deren Bemerkungen ich ganz genau höre: „Seht ihr Kinder, ein Schriftsteller hat sich diese Villa gebaut. Weil er nämlich unermüdlich fleißig war und jedes Jahr dasselbe über den Frühling geschrieben hat.“ Und alle blicken bewundernd hinauf zu mir und meiner anmutigen Gattin und lesen respektvoll die Inschrift auf dem Tor: Vor bösem Hunde wird gewarnt... also, auf den Frühling freue ich mich wirklich. (1916)

Die ärgerlichen Kleinigkeiten.

Notizbuch eines Nervösen.

In der Voraussetzung, daß die große Zeit leider noch eine kleine Weile dauern dürfte, habe ich mir dieses Notizbuch angeschafft. Es soll darin alles eingetragen werden, was mich Tag für Tag irritiert, verstimmt, was mir mißfällt und auf die Nerven geht, mit einem Wort: die ärgerlichen Kleinigkeiten. Es kommt mir nämlich so vor, als ob in dieser chronisch großen Zeit bedenklich viel Kleinliches, Unangenehmes und Unschönes entstanden wäre. Aus dem täglichen Verkehr der Menschen ist ein unliebenswürdiges und gereiztes Gedränge geworden, in dem einer dem anderen unbekümmert auf die Nerven tritt. Es ist ja begreiflich, daß die Menschen allmählich so geworden sind, obwohl sie sich dadurch dieses schwere Dasein um nichts leichter machen. Aber zur Abwechslung könnte man es einmal versuchen, gegen einander nett und rücksichtsvoll zu sein. Man könnte manche allzu egoistische Regung unterdrücken, sich diese und jene öffentliche Unart abgewöhnen. Einer muß natürlich damit anfangen, und deshalb habe ich mir eben dieses Notizbuch angelegt. Darin will ich alle annageln, die mich und wahrscheinlich auch viele andere täglich aufs neue ärgern. Ich kann ihnen ruhig ungeniert meine Meinung sagen, denn erkennen wer-

den sie sich ja doch nicht. Sie werden sogar zustimmen: so ist es, sehr richtig . . . und dann fortfahren, so zu sein, wie sie sind.

*

Schon das Aufwachen ist jetzt verstimmend. Jeden Morgen gibt es irgendeine unangenehme Überraschung. Heute beispielsweise merkt man, daß die Toiletteseife zu Ende geht. Das wird wieder eine Arbeit sein, sich durch Geld, gute Worte, List und Ausdauer einige Stückchen Seife zu verschaffen. Überhaupt, jeden Tag muß man sich fragen: Was bekommt man heute nicht und was ist heute wieder teurer geworden? Es gibt doch nichts, was im Preise unverändert geblieben wäre — übrigens, nur nicht ungerecht sein, es gibt doch noch etwas: für das Sitzen auf den Sesseln in den öffentlichen Gärten zahlt man nach wie vor vier Heller. Man kann aber doch nicht, um billig zu leben, den ganzen Tag auf diesen eisernen Mietsesseln herumstücken . . . Unter solchen Betrachtungen schnüre ich mir die Schuhe zu — so, jetzt reißt auch noch das Schuhband. Wieder achtzig Heller beim Teufel oder vielleicht gar eine Krone. Du lieber Gott, ist das ein Leben . . .

*

Erste Station des täglichen Leidensweges: Rasierenlassen. Natürlich, dieser Ekking mit den blauschwarzen Bartstoppeln tritt schon wieder um eine Sekunde früher ein als ich. Jeden Tag macht er dasselbe Wesen: er legt nie den Überrock ab, um auszudrücken, wie kostbar seine Zeit ist, er setzt sich nicht, wie die anderen wartenden Herren, bescheiden an die Wand, um bekümmert die „Fliegenden“ zu lesen. Nein, er bleibt

großartig in der Mitte stehen und hält jeden Tag an den Chef dieselbe verweisende Ansprache. Dann blickt er jeden der Kunden, die eben bedient werden, herausfordernd mißbilligend an, wovon er sich offenbar die Wirkung erhofft, daß sie sofort aufstehen und sich ihm zu Liebe auf der Stelle Vollbärte wachsen lassen werden. Wenn er schließlich selbst an die Reihe kommt, wird er zum Weltpolitiker und Strategen: beim Einseifen erledigt er den südlichen Kriegsschauplatz, beim Rasieren den nordöstlichen, beim Ausrasieren den westlichen Kriegsschauplatz und beim Abwaschen die Ereignisse zur See . . . Einmal möchte ich diesen wichtigen lauten Herrn eigenhändig rasieren.

*

Richtig ist es wieder zehn Uhr geworden, und wenn man im Kaffeehaus anlangt, sagt der Markör: „Bedauere, Melange kann nicht mehr dienen.“ — „Womit denn können Sie dienen?“ — „Tee mit Rum, Zitrone . . .“ — „Lieber Freund, das kann ich selber, dazu brauch’ ich Sie nicht.“ — Wenn ich nur wüßte, warum Tee teurer ist als Kaffee. Wahrscheinlich, weil er billiger herzustellen ist. Es ist ja nur eine Kleinigkeit, zwölf Heller, und man wirft viel mehr Geld hinaus, aber es ärgert einen doch. Und diese kleinen „Bäckereien“, wie man in Wien sogar amtlich unrichtig sagt, wie die jetzt ausschauen: direkt, als ob sie aus Gips und Staub hergestellt wären. Da mach’ ich mich lieber selbst aus dem Staub — zahlen! Ah, mein Ebling besucht auch dieses Kaffeehaus. Der ist klüger als ich und bringt sich alles mit: Butter, zwei Eier, Marmelade, weißes Brot. Ich gönne ihm ja seine Hamsterfreude, aber muß er diese guten und seltenen Dinge mit solchem aufreizenden Behagen verzehren? Diese

Hamster sind doch alle gleich: wenn sie nicht beneidet werden, schmeckt's ihnen nicht.

*

Das ist heute wieder ein Wetter. Für diesen unmöglichen dünnflüssigen Winter kann die Gemeinde Wien vielleicht nichts, denn das Wetter schickt der liebe Gott, aber für den Zustand der Straßen kann man ihn nicht verantwortlich machen. Einstweilen kann man ja noch mit der Elektrischen fahren, und bevor der Verkehr eingeschränkt wird, will ich mir geschwind einiges anmerken. Das Gedränge auf der rückwärtigen Plattform wird täglich beängstigender. Jeder Passagier steigt prinzipiell schon bei der nächsten Haltestelle aus, namentlich dicke Männer verstopfen mit Vorliebe den Ausgang, alles bleibt festgekeilt stehen, und die Schaffnerin singt dazu den verzweifeltsten Refrain: „Bitte vorgehen.“ Übrigens sind die Schaffnerinnen wirklich sehr brav und tüchtig, aber es fehlt ihnen jene resolute Energie, durch die sich die Wiener Frauen im Privatleben häufig auszeichnen pflegen. Der bekannte Eine, der noch immer Platz hat, drängt sich jetzt duzendweise in den überfüllten Wagen, der Letzte steht auf dem untersten Trittbrett, und der Allerletzte hält sich an den Kockragen des Letzten an. Aus einem solchen Wagen auszustiegen, erfordert Entschlossenheit und Mannesmut. Ob es denn nicht möglich wäre, daß die Fahrgäste an einem Ende des Wagens einsteigen und bezahlen und am anderen Ende bequem aussteigen? Wenn man jetzt dabei ist, sich mit der Schonung des Wagenmaterials zu befassen, könnte man bei der Gelegenheit auch für eine geringere Abnutzung der Fahrgäste sorgen.

*

Worüber könnte ich mich denn noch ärgern? Anlaß dazu bietet sich überall. Im Gasthaus, wo einem täglich bewiesen wird, daß die Kartoffel die wertvollste Nahrung des Großstädtlers ist: drei Stück sechzig Heller. Auch dieses Lokal besucht natürlich mein Freund, der Ebling. Er setzt sich gerade an meinen Tisch, hustet mir in die Suppe, manikürt sich mit dem Zahnstocher und hält sich deshalb für kolossal fein und wohlherzogen. Und gehe ich abends ins Theater, so sitzt er bestimmt dicht hinter mir und erörtert mit seiner Frau in schreiendem Flüsterton Familienangelegenheiten. Während der schönsten Liebeszene aus „Romeo und Julia“ erkundigt er sich, was es heute zum Nachtmahl gibt: „So, fleischloser Tag ist heute? Da freut mich der ganze Shakespeare nicht.“ Und während auf der Bühne droben Julia zärtlich seufzt: „Es war die Nachtigall und nicht die Lerche“ — bemerkt er ungerührt zu seinem Nachbar: „Was sagen Sie zu Alpine?“ ...

*

Das sind bloß die Eindrücke eines Tages. Ja, gibt's denn wirklich so viele ärgerliche Kleinigkeiten, so viel Anlaß, irritiert und nervös zu sein? Das schien mir selbst bedenklich zu sein, und ich beschloß, zu einem Nervenarzt der modernsten Richtung zu gehen und ihm mein Notizbuch vorzulegen. Er las, untersuchte mich gründlich, klopfte Knie, Kinn und Ohren ab und sagte dann: „Das ist eine Form der Kriegspsychose. Sie sind überreizt, Sie brauchen Ablenkung, psychische Luftveränderung. Am besten, Sie geben Ihren Beruf auf und wählen eine rein körperliche und primitive Beschäftigung. Werden Sie Bauer, Straßeneinräumer oder Scherenschleifer.“ Es ist noch schön von dem

Arzt, daß er mir nicht verordnet hat, ich soll Preistreiber oder Kettenhändler werden — ist ja schließlich auch eine ganz primitive Beschäftigung. Vorsichtshalber bin ich zu einem zweiten, noch moderneren Nervenarzt gegangen. Der hat mich gar nicht untersucht, mir bloß finster ins Auge geblickt und mich dann folgendermaßen schroff angeschrien: „Alles nicht wahr. Lauter Einbildung. Krankhaft gesteigerte Affekte, erhöhte Reizbarkeit. Sie müssen abreagieren. Glauben Sie nicht daran, negieren Sie alles, treiben Sie Willensathletik. Alles nur Einbildung.“ Das hat mich wirklich beruhigt, und nun brauche ich auch das Notizbuch nicht mehr. Und wenn mir jetzt in der Elektrischen eine Rippe eingedrückt wird, der Eßling mir im Gasthaus die kleine Kartoffelportion vom Teller hustet, wenn mir die Wiener Straßenspflege bis zu den Knöcheln reicht, ich bleibe ruhig und gemüthlich, denn das alles ist nur Einbildung, sind, Gott sei Dank, nur Erscheinungen meines überreizten Nervensystems. Es ist ja doch gut, wenn man jetzt ab und zu einen Arzt befragt.

(1917)

Bucklige Welt.

Ein Sonntagsausflug.

Man empfindet jetzt das Gewicht der sechs Wochentage viel schwerer und drückender, und namentlich im Gemüt des Großstadtmenschen sammelt sich ein sonderbarer dumpfer Groll an: gegen die Stadt, ihren Betrieb und Lärm, ihre Aufregungen und Neuigkeiten, gegen die Unterhaltungen und die Bekannten. So gerät man bis zum Samstag in einen sanften Menschenhaß und eine gemüthliche Verbitterung, in der es nur eine tröstliche Aussicht gibt: den Ausflug am Sonntag. Das Wohin ist egal, wenn es nur ein Ort ist, der abseits von allen Neuigkeiten und Bekannten liegt: eine idyllische Gegend, wo einem tatsächlich Hören und Sehen vergeht, ein selbiges Vergessen ohne große Spesen, ein bescheidenes Nirwana an der Lokalstrecke.

Für den richtigen Ausflügler fängt die Sonntagsfreude schon in der zweiten Wochenhälfte an, mit Vorbereitungen und Plänemachen, mit dem Studium der Karte und des Kursbuches. Am bequemsten zu erreichen sind die Westbahn- und Südbahngegenden, die bei allen ihren Vorzügen den großen Fehler haben, daß auch so viele andere davon entzückt sind. Das ist nichts für den Menschenfeind im Touristengewand, er braucht etwas Entlegenes, schwer zu Erreichendes, etwas Besonderes, woran die anderen nicht denken. Vielleicht einmal mit der Aspangbahn? Sie hat auch ihre

Vorzüge, unter anderen den, daß hier nur ein einziger in Betracht kommender Sonntagszug verkehrt, und zwar schon um 7 Uhr 20, da muß man mindestens um sechs Uhr aufstehen, das ist unbequem, das ist ausgezeichnet. Da fährt bestimmt kein Bekannter mit, auch die Ortsnamen sind absolut nicht mondän und geläufig; Sautern, Scheiblingkirchen, Petersbaumgarten, und ein ganzer Gebirgszug hört auf den



schönen Namen: Bucklige Welt. Das ist wirklich ein schöner Name und dabei so zeitgemäß. Es liegt darin so etwas wie ein philosophischer Seufzer, ein staunendes Kopfschütteln — also unbedingt in die bucklige Welt, das ist jetzt der richtige Sonntagsausflug.

Aber wenn man dann zeitlich früh zum Aspangbahnhof kommt, merkt man, daß einige Hundert Menschen genau denselben originellen Einfall gehabt haben. Enttäuscht reißt

man sich dem Gedränge bei der Kasse an, wo alsbald folgender Dialog zu vernehmen ist: „Zerdruckens mir do dös Kind net!“ — „So a klans Kind nimmt mir net mit auf a Landpartie.“ — „Wegen Jhna werd i dös arme Kind z' Haus einsperrn, was?“ — Dieses erregte Zwiegespräch beeinträchtigt jedoch die gute Sonntagsstimmung der übrigen nicht im mindesten, das ist immer so und gehört zu einem Wiener Ausflug dazu. Man darf auch nicht zweiter oder gar erster Klasse fahren, das wäre nicht das Richtige, denn die primitiv harmlose Stimmung im Coupé dritter Klasse ist schon der Anfang der Landpartie. Zunächst geht die Fahrt den Großstadtrand entlang, am Zentralfriedhof vorbei, an Baracken, Fabriken, Vorstadtwiesen und Feldern. Dann tauchen rechter Hand wohlbekannte Bergphysiognomien auf, Husarentempel, Liechtenstein, Anninger, auch lauter gute Bekannte, die man aus der Ferne gern begrüßt. Nach Wiener-Neustadt, wo eben ein Flieger den sonnigstillen Tag zu einem kleinen Morgenspaziergang benützt, verändert sich das Landschaftsbild. Das Thal verengt sich, links und rechts tauchen waldige Bergketten auf, man sieht Ruinen und mittelalterliche Burgen, von denen man nichts wußte, blickt in einen wunderschönen niederösterreichischen Winkel und erkennt wieder einmal, wie schön und groß die Welt ist, namentlich die in der nächsten Nähe.

Irgendwo zwischen Edlitz und Aspang verläßt man den Zug. Auf dem Weg ins Dorf begegnen einem die aus der Kirche kommenden Bäuerinnen und Kinder, während man die männlichen Einwohner auf dem kleinen Platz vor dem Gemeindegewerkschaftshaus beisammen findet. Es sind natürlich zumeist ältere Bauern und fast alle sind, mit Rücksicht auf das schöne

Wetter, dem sie ein berufsmäßiges Mißtrauen entgegenbringen, mit ausgiebigen Regenschirmen versehen. So stehen sie nach sonntäglicher Gepflogenheit in beratenden Gruppen beisammen, mit den tiefsinnigsten Mienen, denen man ohneweiters die Lösung sämtlicher Schwierigkeiten zutrauen würde. Da und dort hört man einen beginnen: „I moan halt allweil, 's müasset . . .“ Schade, daß der Wald schon so nahe winkt und lockt, denn es wäre gewiß sehr interessant, zuzuhören, was der Redner „moant“ — jedenfalls hat er recht.

Zuerst auf gutem Waldwege gelb, dann blau abzweigend, heißt es in der Legende der Touristenkarte. Es ist ja ganz schön, brav nach der Markierung zu gehen, aber noch viel schöner ist es, rechtzeitig die Orientierung zu verlieren und sich geschickt zu verirren. Kein richtiger Weg, keine Bank, gar keine menschliche Spur, eine holde Wildnis, die vielleicht schon seit Jahr und Tag von niemand betreten wurde. Ringsum nichts als Natur, die hier ungestört lebt und verwächst, die absichtslos, zwecklos blüht, reift und verwelkt. Hier gibt's keine Warnungstafeln und angedrohten Strafen zum Schutze der Anlagen, die Bäume, Sträucher und Blumen schützen sich selber, umschlingen sich zärtlich und verwachsen märchenhaft. Und dann erst die Erdbeeren und Himbeeren. Die sind hier fabelhaft gut geraten, weil man offenbar in diesem Waldwinkel noch nichts von Knappheit und Teuerung weiß. Nur eine des Weges fliegende Hummel brummt mißvergnügt, als ob sie sich über Preistreiberei beschweren wollte . . . nur keine zeitgemäßen Erinnerungen, es ist viel vernünftiger, sich das Dessert zum Mittagmahl zu „brocken“. Es ist ja etwas mühselig und strapaziös, die Sträucher protestieren mit allen Dornen gegen das Ein-

dringen, man zerreißt Kleider und Strümpfe, verliert Zwickel, Taschentuch, Haarnadeln, wird blutig gekraßt und geschunden — es ist einfach herrlich.

Das also ist die bucklige Welt. Aber warum heißt die Gegend eigentlich so? Weil der ganze Gebirgszug ein Durcheinander von breiten Rücken und tief eingeschnittenen Tälern von unregelmäßigem Verlaufe darstellt, so sagt wenigstens die Kartenlegende. Man nimmt es mit eigenen Augen wahr, wenn man dann bergan steigt, zu einem freien Ausblick, der das Nargebiet, den Semmering und das Wechselgebirge umfaßt. Und noch länger blickt man hinaus in die flachere niederösterreichische Landschaft und ins benachbarte Ungarn hinein. Ist dies wirklich ein kriegführendes Land? Dieses sanfte Auf und Nieder von Wäldern und Wiesen, diese in bläulichen Horizont übergehenden weiten Ackerflächen? Kein Laut, kein Mistton ist zu hören, die Gegend atmet still, und über dem Ganzen liegt ein tiefes, reines Sommerglück . . . Es ist unbegreiflich, unfaßbar friedlich, und man muß sich besinnen, um in die Wirklichkeit zurück zu finden: Wo bin ich denn? . . . Ja, ich weiß schon: in der buckligen Welt.

Den Abschluß des Sonntagsausflugs bildet der übliche Sonntagsregen. Plötzlich ist er da, mit Donner, Blitz und ungeheuerlichen Wassermengen. Früher, in Friedenszeiten, hat es ganz anders gewittert und geregnet. In der Stadt ist man natürlich entsezt, wenn es so zu schütten anfängt und bangt um die Kleider, Frisur, Teint und Gesundheit. Hier ist auch das Eingeregnetwerden ein Vergnügen, im ärgsten Wetter bergab zu laufen und gründlich durchnäßt im Dorfwirtschaftshaus anzulangen. In der Stunde, die man braucht, um wieder zu trocknen, kann man den am benachbarten

Fisch sitzenden Bauern zuhören, die ihre tiefsinnigen Diskussionen vom Vormittag hier fortzusetzen scheinen. Sie sind, wie es scheint, mitten drin in der höchsten Kriegspolitik. Ein alter Bauer diktiert gerade, mit der Pfeife in der Hand, Friedensbedingungen, die er mit dem lapidaren Satz begründet: „Wenn ausgesoffen is, muß wer die Zech zahln.“ Hierauf wird ein hier auf Rekonvaleszentenurlaub befindlicher Gefreiter als Sachverständiger befragt, aber es kommt zu keiner Einigung. Es ist schon Zeit, an die Rückfahrt zu denken, die Kleider sind längst trocken, aber am Bauerntisch sind die Kriegsprobleme noch immer nicht gelöst. Das läßt sich leider nicht abwarten, es geht nur ein guter Zug nach Wien, und dorthin zieht es einen jetzt schon wieder mit allen Gedanken. Ist man überhaupt aus Wien wirklich herausgekommen? Man kann ja jetzt immer nur scheinbare Ausflüge machen, innerlich bleibt man doch am selben Fleck. Man mag abseits wandern und hoch steigen wie man will, es gibt jetzt keine wirkliche Orts- und Luftveränderung. Es ist überall dasselbe, und überall wird ungefähr dasselbe gedacht, gesprochen, gehofft und gewünscht: in dem stillen Dorf der kleinen buckligen Welt und draußen, in der großen, lauten und noch viel buckligeren.

(1916)

Zu Hause bleiben.

Ein stiller Junggesellenabend.

Jeder zweite Bekannte, dem ich begegne, sagt jetzt zu mir: „Sie, ich hab' ein glänzendes humoristisches Sonntags-
thema für Sie: die Wiener Straßenreinigung. Darüber
müssen Sie unbedingt schreiben. Wird sehr lustig werden,
freu' mich schon darauf.“ Nicht mir begönnernd zu, geht
weiter und läßt mich mitten in der Wiener Straßenreini-
gung stehen. Also, gar so glänzend und humoristisch kann ich
das Thema nicht finden. Leicht und oberflächlich ist es gewiß
nicht und stellenweise reicht einem das Thema sogar bis zu
den Knöcheln. Aber es liegt zu sehr auf der Straße, es
wird täglich von vielen Tausenden breit getreten . . . das
ist nichts für mich. Darüber läßt sich wirklich nichts halb-
wegs Originelles mehr schreiben, und das Zutreffendste hat
schon Heinrich Heine in dem bekannten Vers gesagt, der die
Wiener Straßenreinigung direkt vorausahnt: Nur wenn
wir im Schmutz uns fanden, da verstanden wir uns gleich . . .

Auf der Straße ist jetzt überhaupt kein Humor zu finden.
Man kann doch kein vernünftiges Gespräch mehr führen,
denn die Menschen haben nichts als Essen und Trinken im
Kopf. Bleibt man vor einer Kunsthandlung stehen, um sich
in die Betrachtung einiger schöner Stiche zu vertiefen, so
wird man durch die unvermittelte Frage eines Bekannten
aufgeschreckt: „Wissen Sie keine Bierquelle?“ Und bei der
nächsten Ecke hängt sich ein anderer vertraulich ein und sagt

geheimnisvoll: „Sie, ich kenne jemanden, der hat eine Lante, die besitzt noch ein Kilo Reis.“ Es ist direkt schon unheimlich, dieses fortwährende Vom-Essen-reden, -schwärmen und -träumen. Man muß doch nicht immer essen, es genügt doch, wenn man durchhält.

Wohin soll man sich vor diesen ewigen kulinarischen Gesprächen retten? Geht man ins Gasthaus, so gerät man am Stammtisch in eine aufgeregte Debatte über das neue dra- konische Nockerlgesetz, das durch die vorgeschriebene Opferung eines halben Brotkartenabschnittes einen diagonalen Strich über alle Mehlspeisefreunden macht. Denn sonst riskiert man bis 5000 Kronen Geldstrafe oder sechs Monate Arrest -- ob da nicht lebenslängliche Ehe vorzuziehen ist? . . . Ja, so sehen jetzt die Gespräche am Junggesellenstammtisch aus. Und im Kaffeehaus ist es noch ärger. Wie gesteckt voll nur alle diese Lokale jetzt sind. Mit jeder Preiserhöhung nimmt der Besuch zu, und natürlich lauter Damen, Damen, nichts als Damen. Die Frauen haben selbstverständlich das gleiche Recht, ins Kaffeehaus zu gehen, aber sie müßten keinen solchen Gebrauch davon machen. Wo sind die schönen Abende hin, an denen man hier mit gleichgesinnten Freunden in verständnisvollem Schweigen beisammen saß. Wo findet man noch dieses Junggesellenasyl: das ideale Kaffeehaus mit viel Zeitungen und wenig Damen . . .

Ist es da nicht wirklich vernünftiger, man bleibt jetzt am Abend zu Hause? Es ist unendlich wohlthuend, sich aus der überfüllten Öffentlichkeit in die eigene, viel zu wenig ausgenützte Häuslichkeit zurückzuziehen. Der Gasofen wird angezündet und macht in zehn Minuten warm. Die wohl nicht zarte, aber verlässliche Hand der Bedienerin hat schon das

Nachtmahl eingekauft, das Tischdecken und die Zubereitung besorgt man selbst. Die Frauen bilden sich auf diese kleinen häuslichen Verrichtungen so viel ein, und es ist doch gar nichts daran. Bis ich einmal Zeit habe, gebe ich ein Kochbuch für Junggesellen heraus, darin werden wertvolle Winke enthalten sein: „Wie rette ich Eier, die beim Aufschlagen auf den Boden gefallen sind?“ — „Man nehme niemals das Wasser, in dem die Würstel heiß gemacht wurden, zum Teeaufgießen.“ Solche Solonachtmähler sind sogar viel angenehmer. Denn wenn mir selbst die Eierspeise angebrannt ist, kann ich sie ungeniert stehen lassen. Wenn das aber einer reizenden jungen Frau passiert, muß ich sie, nämlich die Eierspeise, hinunterschlucken und dazu noch liebenswürdig sein . . . So, und die Überreste vom Aufschnitt bekommt der Flockerl vom Hausmeister — das heißt, morgen ist ja fleischloser Tag, und da entsteht sofort eine schwierige juristische Frage: Darf man einem Hund an einem fleischlosen Tag die Überreste von gestern geben? Oder drohen da auch wieder die 5000 Kronen oder sechs Monate . . . übrigens, da soll sich der Flockerl selbst den Kopf zerbrechen.

Und jetzt kommt die Zigarre. Sie ist noch zu einem sehr alten Preis erstanden, zu einer Zeit, wo die Tabakregie bei jedem Raucher direkt draufgezahlt hat. Das hört jetzt auf, und man wird auch in dem Punkt mäßig werden müssen. Ein Rachentatarrh wird jetzt um dreißig Prozent teurer, eine halbwegs anständige Nikotinvergiftung wird direkt unerschwinglich sein. Melancholisch blicke ich den blauen Rauchringen nach. Und vielleicht sitzt um dieselbe Stunde auch der Generaldirektor der Tabakregie träumerisch da und blickt den Rauchringen nach. Natürlich nicht melancholisch, denn

er sieht ja eine Mehreinnahme von 140 Millionen, er raucht als wahrscheinlich mindestens siebenstellige Ringe . . . Also, was soll man tun: sich das Rauchen abgewöhnen? Das ist ganz unmöglich. Oder sich vielleicht das Schnupfen angewöhnen? Aber der Schnupftabak, Kapé, Tiroler, Sanspareil, die Lieblingsorten der altmodischen Schnupfer, sind ja auch im Preise gestiegen. Sogar das Niesen ist jetzt schon teurer geworden.

Zum Nachtsich führt man sich dann die Wohnung selbst zu Gemüt. Man hat sich ja viel zu wenig um sie gekümmert und nun kann man wieder einmal die in Friedenszeiten hier gehamsterte Behaglichkeit inspizieren. Die tiefen Klubsauteuils laden mit großer weicher Gebärde ein: „Setz dich nieder und vergiß alles.“ Aber das Klavier ist schon eifersüchtig: „Spiel doch wieder einmal auf mir. So einen schüchternen Walzer von Lanner oder Morelly, jetzt wär' gerade die richtige stille Stunde dazu.“ Nur der große Bücherkasten, der sagt gar nichts, er ist nicht aufdringlich und wartet würdig, bis man zu ihm kommt. Auch die meisten Bücher, die darin stehen, sind unaufdringlich, namentlich die auf dem Regal der alten Herren, der Novellisten von gestern und vorgestern. Das meiste davon kenne ich auswendig und deshalb lese ich es immer gern wieder. Merkwürdig, wie diese Novellengestalten zueinander passen, wie ein Freundeskreis: der rührende arme Spielmann Grillparzers und der wunderliche alte Hagestolz Adalbert Stifters und die verschiedenen guten und bösen Sonderlinge von Dickens. Und dann erst die holden, altflugen Märchen von Andersen, in denen muß ich wieder blättern: da erzählt wieder der alte Weihnachtsbaum die Geschichte von Klumpe-Dumpe, der die Treppe hinabfiel, sich

aber dann doch aufschwang und die Prinzessin freite, die kleine Maus berichtet von der Suppe aus Würstspeisern, was jetzt sehr lehrreich zu lesen ist, und das Märchen von den Galoschen des Glücks — aber das lese ich lieber gar nicht, denn beides ist längst unerschwinglich geworden: Galoschen und Glück.

Ganz still ist es jetzt, im Zimmer und draußen, in der kleinen Sackgasse. So still, daß man ein fernes Bahnpeifen hören kann und dann die Turmuhr der Botivkirche: elf Uhr. Das war einmal lächerlich früh und jetzt ist es furchtbar spät. An einem so solid und still zu Hause verbrachten Abend muß man auch mit Strom und Gas sparen. Der Gasofen ist derselben Meinung und sagt jetzt, während er erkaltet, mit einem Krach deutlich: Bums, genug, Schluß — ganz wie im Andersen-Märchen. War das nicht ein schöner Abend? Ich hätte ihn für dasselbe Geld, vielmehr für das fünffache, außer Haus verbringen können, wäre irgendwo im Kreise grundlos übermütiger Damen gefessen, hätte mich lächelnd gelangweilt, wäre mit strahlender Miene verzweifelt und schließlich als tief verstimmter Menschenfeind heimgekehrt. Und dabei ist es doch gar nicht schwer, die Welt und das Leben schön zu finden und die Menschen zu lieben. Man muß ihnen nur ab und zu den Rücken kehren. (1917)



Gespräche vor dem Kaffeehaus.

Kleine Dialoge aus dem vierten Kriegssommer.

An solchen schwülen trägen Sommerabenden wissen die in Wien Geblienen, und das sind ja eigentlich fast alle, nichts Rechtes mit sich anzufangen. Besonders zwischen neun und zwölf, wenn man das mehr oder weniger unerfreuliche Nachtmahl glücklich hinter sich hat und wenn man trotz Abspannung und Ruhebedürfnis beim besten Willen noch nicht schläfrig werden kann, da entsteht eine unausgefüllte Pause, gleichsam ein Vakuum im Großstadtdasein. Und weil man nicht in der Laune ist, sich in irgendeinem Vergnügungslokal gegen Entree oder in seinen vier Wänden unentgeltlich zu langweilen, weil man sich fürchtet, in der eigenen Gesellschaft zu sein, sucht man die der anderen auf, gleichgesinnte oder wenigstens gleichverstimmte Bekannte. Man setzt sich also vor ein Kaffeehaus, das sich irgendwo befindet, aber jedenfalls auf der Ringstraße, dessen Behaglichkeit aus eisernen Sesseln, Strandkörben, Wassergläsern und Müdenshirmen besteht und wo man sich einreden kann, frische Luft zu schöpfen. Den Hintergrund der Szene bildet das stark reduzierte, rationierte und rayonierte Wiener Nachtleben, die Beleuchtung ist mehr stimmungsvoll als hell und reicht gerade aus, um zu sehen, daß die Vogenlampen nicht brennen. Auf der Ringstraße rollt

unaufhaltsam der Verkehr der Straßenbahn. Manchmal stockt er auch unaufhaltsam.

Hier sitzen jeden Abend dieselben Typen, von denen sich manche einbilden, Individualitäten zu sein. Lauter Kurgäste und Sommerfrischler außer Dienst, Vergnügungsreisende im Ruhestande, Herren, Damen, Ehepaare, Junggesellen, und man sieht hier manchen auf freiem Fuß, der von Rechts wegen nach Ischl gehört. Zwischen diesen Gruppen bewegen sich Kellner und Kellnerinnen, ziehen unaufhörlich kleine und ganze Eisportionen und Gläser mit kühlenden Getränken vorüber, und eine geschickte Kegie sorgt dafür, daß von Zeit zu Zeit Hausierer erscheinen, Rosen, Teepuppen aus Seide und ähnliche nützliche Dinge anbieten, die niemand kauft, worauf sich die Hausierer wieder zufrieden entfernen. Oder es tauchen barfüßige und zerlumpte kleine Vorstadtbuben auf, wie aus den Pflastersteinen hervor, die mit hastig gierigem Griff nach den Zigarettenstummeln unter den Tischen langen, bis sie vom Kellner weggeschleudert werden. Jeden Abend das nämliche Bild und auch der Text dazu, die Gespräche, ist so ziemlich derselbe: Fragmente und Überbleibsel des Tages, gut angezogene Unzufriedenheit, wirkliche Sorgen und nichtiger Klatsch in gemütlichem Durcheinander, kleine Dialoge ohne besonderen Inhalt, ohne Verwicklung und Konflikte, höchstens an den Tischen der Verheirateten. Das Ganze ist auch ein Ausschnitt aus der Zeit, aber ein recht winziger und steht zu ihr ungefähr in dem Verhältnis wie ein Eisberg zu einer kleinen Portion Eis.

Die Tische der befreundeten Ehepaare sind gewöhnlich zusammengestellt. Dank der eingeschränkten Beleuchtung kann man nicht sofort unterscheiden, welches die langjährigen und

die jungen, welches die glücklichen und die gleichgültigen Ehen sind. Die meisten Herren nehmen den Hut ab, wobei es sich zeigt, daß der Krieg auch kein gutes Haarwuchsmittel ist. Die Damen dagegen haben unentwegt in derselben rötlichen Haarfarbe durchgehalten, die sie früher via Avricourt aus Paris bezogen, und auch ihre Lippen, Wangen und Augenbrauen geben einen erfreulichen Beweis unserer Unabhängigkeit von der Farbenindustrie des feindlichen Auslands.

Anfangs bewegt sich an den Ehetischen das Gespräch im Zickzack zwischen Herren und Damen hin und her. Man erkundigt sich nach dem werthen schlechten Befinden, bedauert und wünscht bedauert zu werden, und erstattet dann mit wichtiger Miene den jetzt üblichen gewissenhaften Nachtmahlbericht: Wissen Sie, was wir heute gehabt haben? Nachdem alles gewissenhaft wiedergekaut worden ist, teilt sich das Gespräch von selbst in zwei natürliche Gruppen, eine männliche und eine weibliche. Die Herren sprechen vom Verdienen, die Damen vom Ausgeben.

Folglich haben die Damen das viel ergiebigere Gesprächsthema. Aber vor allem eine Erfrischung: „Was für Eis haben Sie?“ — „Erdbeer, Zitron, Vanille, Kaiserbirn, Schokolade, Tutti-frutti.“ — „Haselnuß haben Sie nicht? Man bekommt wirklich schon gar nichts mehr. Also ein Vanille — aber es ist doch mit Milch gemacht?“ — „Bedauere, das ist verboten.“ — „Na, deshalb . . .“ Hierauf gegenseitige feindselige Toilettenmusterung, wobei alle Damen konstatieren, daß sie spottbillige Kleider anhaben und sich als Musterbeispiele von Einschränkung und Entfugung hinstellen. Nur dem Mann zulieb sind sie in Wien geblieben, und nun bringen sie es ihm jeden Augenblick zum Bewusst-

sein, daß sie hier sind. Bis ein Beherzter sagt: „Liebes Kind, du solltest jetzt noch weggehen. Da zeigt sich immer eine Pension im Wienerwald an: zwölf Kronen täglich, das wäre etwas für dich und meine Nerven.“ Das läßt sich die Gattin nicht gefallen, und als sich gleich darauf der Mann mit einem vorübergehenden Bekannten grüßt, fragt sie: „Wer war denn das?“ — „Ein Bankdirektor, ein ehemaliger Schulkollege.“ — „Merkwürdig, alle deine Schulkollegen haben es weiter gebracht als du.“ — Und von der bescheidenen Wienerwaldpension ist nicht mehr die Rede.

Das Gespräch der Herren besteht für den Uneingeweihten aus rätselhaften Worten: „Nur Nutzen nehmen.“ — „In dem Papier steckt keine Phantasie mehr.“ — „Und wenn dann doch keine Jungen kommen?“ — „Dieser Kummel in Schiffahrtswerten — das ist eine ungesunde Bewegung. Da tu ich nicht mit, das heißt, wenn sie um zweihundert Kronen zurückgehen, könnte man allenfalls . . .“ — „Ich kenne einen Kapitän von einem Donaudampfer, der hat selbst gekauft . . .“ — „Man spricht von dreitausend.“ — „Nur Nutzen nehmen . . .“ Zwei zerlumpfte Buben tauchen auf, greifen rasch nach den bereits reichlich weggeworfenen Zigaretten- und Zigarrenstümpfen unter dem Tisch. Der Kellner kommt drohend näher, die Buben verschwinden plötzlich gespenstisch, wie sie aufgetaucht sind.

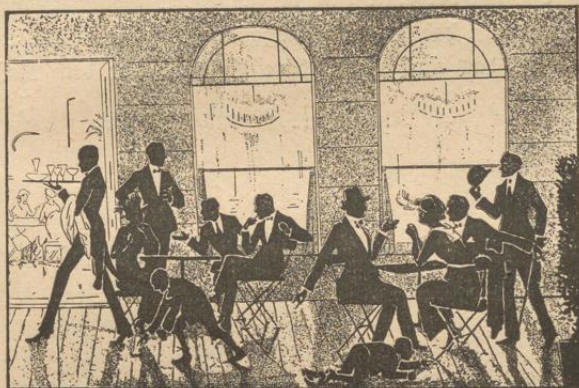
Bei den Damen sind vorläufig noch heurige Erdäpfel das Leitmotiv: „Ich hab' heuer noch keinen gesehen.“ — „Ich bekomm' welche durch unser Stubenmädchen. Sie ist ja sehr frech, aber sie ist im Marchfeld zu Hause. Früher hab' ich sie schon dreimal hinauswerfen wollen, aber jetzt ist sie direkt eine Perle . . .“ — „Und erst mit den Kohlen . . .“ — „Ich

hab' gehört, man will die Gasbadeöfen verbieten. Soll man nicht einmal mehr täglich baden? Lieber verzichte ich aufs Essen. Von den heurigen Erdäpfeln könnten Sie mir übrigens wirklich etwas zukommen lassen. Ich gebe Ihnen dafür Buttereschmalz . . ." — „Das ist doch wohl nur ein Scherz, daß man die Kohlenvorräte wegnehmen will. Der das beantragt hat, muß ja ein furchtbar unerbittlicher und gerechter Cato sein." — „Oder er hat eine Villa mit Zentralheizung . . ."

Das Erscheinen eines Junggesellen gibt dem Gespräch eine andere Richtung: „Heute abend nicht mit der Freundin? Übrigens ein sehr nettes Mädel. Werden Sie sie auch heiraten?" — „Wie meinen Sie das: auch?" — „Na, das ist doch jetzt die neueste Mode: sobald die jungen Leute anfangen, alt zu werden, heiraten sie geschwind ihre Freundinnen, solange sie noch halbwegs jung sind." — „Es ist übrigens merkwürdig: geheiratet wird jetzt sehr wenig, aber geschieden sehr fleißig." — „Wer denn schon wieder? Man erfährt jetzt alles verspätet." — „Da frag' ich unlängst einen Bekannten: wie geht's denn der Frau Gemahlin? Und er sagt: ich bin doch schon seit zwei Monaten geschieden. Man traut sich gar nicht mehr, jemand nach dem Befinden seiner Frau zu fragen . . . Am besten, man fragt gleich den zweiten Mann."

Weitab von Liebe bewegt sich das Herrengespräch: es dreht sich um die Steuern. „Ich fatier' jetzt ganz ehrlich. Ich hab' früher auch nichts verheimlicht, aber jetzt geb' ich jeden Kreuzer an. Ich will meine Ruhe haben, ich laß mich auf nichts ein." — „Aber die Kriegsgewinnsteuer, das ist doch eine böse Sache. Wie das manche Leute trifft. Ein Bekannter

von mir, früher hat er nicht auf ein Paar Schuhe gehabt, im Krieg hat er eine Million verdient. Hat sich natürlich danach eingerichtet, Wohnung, Bilder, Antiquitäten, sogar Verständnis hat er sich schon erworben . . . Bitte, jetzt nimmt man dem Mann mindestens sechzig Prozent weg. Mit den vierhunderttausend Kronen, die ihm bleiben, ist er doch ein armer Teufel. Furchtbar, wie manche Menschen der Krieg trifft . . ." Die beiden Zigarettenbuben tauchen auf, haschen nach den Stummeln und verschwinden.



Bis alle Themen, alles Eis aufgezehrt sind, und die Uhr dreiviertel Zwölf zeigt. Die Straßenbahn hat sich längst zur Ruhe begeben, aus der reduzierten Vormitternachtsbeleuchtung ist eine noch schwächere Nachmitternachtsbeleuchtung geworden, die verstummten Straßen, die müden Kellnergichter, alles winkt den Gästen zu: geht doch endlich schon schlafen. Aber man sitzt, so lang man sitzen darf, und spricht weiter, obwohl man sich gar nichts mehr zu sagen hat, zögernd geht

man auseinander und nach Hause: „Küss' die Hände . . . Gute Nacht, schöne Frau . . . Was machen Sie Sonntag? . . .“ „Was soll man denn machen . . .“ Hinter dem letzten Gast wird sofort zugesperrt, ausgelöscht, werden die Sessel über die Tische gestülpt, die muntere geschwägige Kaffeehauszene ist plötzlich ein stummes finsternes Stück Trottoir geworden, wo sich nichts mehr regt. Nur die beiden zerlumpten bloßfüßigen Vorstadtbuben tauchen noch einmal auf, sammeln die letzte Beute und machen dann Bilanz. „Vierafuchz'g Stück hab' i“, sagt der eine. Und der andere entgegnet triumphierend: „Und i hab' zwanz'g Wirschina . . .“ An diesem Sommerabend das einzige zufriedene Gespräch vor dem Kaffeehaus.

(1917)

Der Herr von Jbini.

Nachruf für den letzten Stammgast.

Vorläufig lebt er allerdings noch, und es ist also kein unmittelbarer Anlaß, seinen Nekrolog zu schreiben. Aber wie lang wird er's denn noch machen? Die Gelehrten der Ernährungsakultät sind sich darüber einig, daß seine Existenz nach Monaten, vielleicht sogar nur mehr nach Wochen zählt. Nicht, daß er schon so hochbetagt wäre. Er steht im schönsten Mannesalter, das heißt, er ist längst nicht mehr vierzig und noch lang nicht fünfzig, ist also in den besten Jahren, die so genannt werden, weil dann gewöhnlich nichts Besseres nachkommt. Ueberdies erfreut er sich einer vortrefflichen Gesundheit, bis auf einen chronischen Raucherkatarrh, Migräne, Magenbeschwerden und Schlaflosigkeit im Bureau, aber sonst ist er wirklich kerngesund. Ist auch kein Wunder, denn er führt das regelmäsigste Leben: Kaffeehaus, Bureau, Stammgasthaus, Kaffeehaus, Tarockpartie, Bureau, eine Viertelstunde Bewegung, wobei er zehn Minuten in der Trafik und zehn mit Bekannten an der Ecke stehen bleibt, abends Stammgasthaus, Kaffeehaus, schlafen gehen. Dabei kann man hundert Jahre alt werden, und die Hälfte davon hat er auch schon behaglich absolviert. Aber die andere Hälfte, die ist jetzt sehr fraglich geworden. Den Stammgast über-

Kommen böse Ahnungen, und er spürt förmlich, wie er langsam ausstirbt. Und das ist ja immer das bedauernswerteste Schicksal: seinen eigenen Aussterbetag zu erleben.

Wenn man schon so viel von diesem beklagenswerten Mitbürger spricht, muß man ihm auch einen Namen geben. Er führt alle möglichen, denn er ist noch immer in vielen Exemplaren vorhanden, aber nennen wir ihn kurz: den Herrn von Ibini. Das ist kein italienischer Name, bewahre, sondern ein gut wienerischer, abgeleitet von dem schönen und stolzen Wahlspruch, das der Wiener Stammgast im Wappen führt: I bin I. Eine ganze Weltanschauung in einer knappen Formel, die besagt: die anderen mögen sein, was und wer sie wollen, ich bin auf jeden Fall mehr. So viel wie sie, bin ich lang noch. Vor allem komme ich, und für mich muß es immer etwas Besonderes, etwas Reserviertes, eine Extrafache geben, ich habe unbedingten Anspruch auf Bevorzugung und Protektion. Und warum dies alles? Das ist doch sehr einfach: I bin I.

Nach diesen soliden Grundsätzen hat der Herr von Ibini die ganzen Jahre hindurch gelebt. Es würde zu weit führen, hier seine vollständige Biographie zu erzählen, die interessant und reichhaltig ist wie eine ungestrichene Speisefarte. Nur einige schöne Züge aus seiner Blütezeit sollen festgehalten werden. Das Mittagessen nimmt Herr von Ibini seit Jahren in der zweiten Abteilung eines ersten Stadthotels, das zumieft von Hofräten, Pensionisten, älteren Advokaten und Kaufleuten aufgesucht wird, lauter Menschen, die mit dem Ehrgeiz, mit der Liebe, aber nicht mit dem Essen abgeschlossen haben, und bei denen sämtliche Leidenschaften längst gestrichen sind, nur nicht die für ein schönes Rindfleisch. Wenn Herr

von Ibini täglich auf die Minute genau hier eintritt, muß der Pikkolo sofort dienstfertig hinspringen, mit der Gebärde des Rockabnehmens. Anrühren darf der Pikkolo den Rock nicht, das ist ihm wegen der fettigen Entartung seiner Finger streng untersagt, aber wehe ihm, wenn er es einmal unterlassen würde, seine Dienste anzubieten. Der Zahlkellner wird hier von den alten Stammgästen nicht beim Vornamen gerufen, sondern aus unbekanntem Gründen beim Zunamen: Herr Bauer. Trotzdem ist er von einer respektvoll zärtlichen Vertraulichkeit und flüstert dem Stammgast gleich ein süßes Geheimnis ins Ohr. „Was werden S' mir denn heut' wieder geben?“ fragt der Herr von Ibini, dem man drei Speisefarten hinlegen muß, die er ungelesen verächtlich wegschiebt, und obwohl er seit zwanzig Jahren mit der Verpflegung in dem Lokal hochzufrieden ist, macht er jeden Tag dieselbe menschenfeindlich mißtrauische Miene, als ob ihm hier gedungene Mörder nach dem Leben trachten würden. Und was flüstert denn der Herr Bauer so zärtlich? „Hab' eine Kräftsuppe für Sie aufheben lassen, Tafelspitz ist auch reserviert, Mandelpudding ist für Sie zu schwer, nehmen lieber Weinkoch.“ Der Herr von Ibini nickt mürrisch und strahlt innerlich. Wenn er nicht so sehr von seiner eigenen Person eingenommen wäre, würde er vielleicht bemerken, daß der Herr Bauer auch den anderen Stammgästen dasselbe aufgehoben hat. Aber jeder einzelne lebt hier in der Täuschung, daß alles gerade und nur für ihn und in besonderer Qualität vorhanden ist, und das gibt dem Essen und dem Dasein erst die Würze. Am Abend spielt sich der nämliche Vorgang in einem anderen Stammlokal ab, einem kleinen Bierbeisel, das Herr von Ibini aber nicht so sehr wegen des Essens und Trinkens auf-

sucht, als wegen der dort erhältlichen Bettstühle und der erbaulichen Stammtischgespräche: der letzte Raubmord, Lebendigbegrabenwerden, die Bedeutung des Antialkoholismus und ähnliches. Beim Zahlen wütet Herr von Ibini regelmäßig gegen die österreichische Unsitte des Drei-Kellner- und Drei-Trinkgeldsystems, wäre aber tödlich beleidigt, wenn bei seinem Abgehen nicht alle drei Kellner ein erwartungsvoll devotes Trinkgeldspalier bilden würden: „Hab' die Ehre, Kompliment, gute Nacht, Herr von Ibini . . .“

So war es einmal und ist es längst nicht mehr. Im ersten Kriegsjahre gings ja noch an. Während die übrige Menschheit draußen ächzend umlernte, sich läuterte und in Selbstverleugnung und Entfagung übte, saß Herr von Ibini unbekümmert in seiner Stammecke, in die die große Zeit vorläufig nicht drang. Aber bald mußte auch er daran glauben und verzichten lernen: zuerst auf den Brotkorb, an dessen frischem Inhalt er sich die Hände abzuwischen gewöhnt war, dann auf die reine Protektionserviette, die einer papierenen Duzendserviette wich, später auf die frisch gemachten Speisen, die panierten Schnitzel, die mitgebratenen Erdäpfel . . . Aft um Aft. Es kam noch ärger: Bierknappheit, Käsemangel, Kartenzwang, überall Bevormundung und Kontrolle. Was hat der Mann gelitten und geduldet! Nicht stumm, sondern kräftig fluchend. Obwohl er prinzipiell durchaus nicht gegen diese Maßnahmen war, er fand sie sogar ganz in Ordnung — für die anderen. Gerechtigkeit muß sein, aber mit Ausschluß des Herrn von Ibini. Er ließ seinen Groll an Herrn Bauer aus, weil er nicht mit der Allgewalt eines Wiener Zahlkellners in das Rad der Weltgeschichte griff und der großen Zeit gebot, wenigstens in diesem Lokal während der Essenszeit

still zu stehen. Das kann man doch von einem aufmerksamen Ober wirklich verlangen. Vorbei die Extrasachen und Protektionspeisen. Der Herr Bauer flüstert freilich noch aus alter Gewohnheit süße Geheimnisse ins Ohr. Aber was flüstert er denn? „Hab' Ihnen eine Blutwurst aufheben lassen.“ Oder: „Schöner Almüker Quargel ist für Sie reserviert.“ Und obwohl Herrn von Ibini vor diesen Speisen graut, er muß sie hinunterschlucken, denn sie sind ja eigens und ausschließlich für ihn reserviert.

Und nun sollen auch die letzten Reste der haufällig gewordenen Stammgastherrlichkeit verschwinden. Durch die Stadt gehen Ahnungen und Gerüchte von einer zwangsweisen Umwandlung der Wiener Gasthäuser in Kriegsküchen. Was kommen wird, wird kommen, aber wer kann den Herrn von Ibini zwingen? Wenn er in dem Lokal auftrat, erzitterten sämtliche Karaffindeln. Und dieser Mann soll sich jetzt in die Kriegsküche einschreiben lassen wie ein Schulbub? Oder vielleicht gar mit dem Heferl hinkommen und seine Nation holen? Am Stammtisch erzählt jemand, daß es in den Kriegsküchen ganz nett sein soll. Man fühlt sich dort wie zu Hause, nicht wie verheiratet, denn es fehlen alle unangenehmen Begleiterscheinungen. Man ist im Garten, bekommt für zwei Kronen eine gute Speisefolge, natürlich keinen Alkohol, auch Trinkgelder sind streng verboten. Sonst nichts? Da ist man also einer von vielen, ein Esser Nummer soundssoviel, darf keine Wünsche, keinen Gusto haben, vielleicht nicht einmal Speisefoda verlangen. Und sagen, kritisieren darf man natürlich auch nichts. Oder hängt im Vorraum der Kriegsküche vielleicht ein eigener Briefkasten für Magenbeschwerden?

Armer Herr von Ibini, ihm ist nicht zu helfen. Sein bisheriges Leben läßt sich nicht verlängern, und es gibt für ihn nur noch zwei Lebensmöglichkeiten: entweder er läßt sich in eine Kriegsküche einschreiben oder auf dem Standesamt, entweder Rayonierung oder trautes Heim. Die Ehe ist ja heutzutage auch eine Kriegsküche mit einigen angrenzenden Nebenräumen, man muß auch essen, was einem vorgesetzt wird, es gibt keine Extrasachen und keine Protektion. Aber einen Vorzug vor der Kriegsküche hat die Ehe doch: man kann nach Herzenslust schimpfen, es ist immer jemand da, mit dem man streiten und an dem man seinen Ärger auslassen kann. Herr von Ibini dürfte sich wahrscheinlich doch für das traute Heim entscheiden.

Das ist die wahrheitsgetreu aufgezeichnete traurige Geschichte vom Herrn von Ibini, dem letzten Wiener Stammgast, seinem Glück, seinem Ende und seiner Heirat.

(1917)

Spaziergang in Sandalen.

Eine bloßfüßige Geschichte.

„Das gewöhnliche Durchhalten genügt mir nicht mehr“, sagte der schon seit längerer Zeit junge und hoffnungsvolle Wiener Schriftsteller Otto Erich Fischl zu sich selbst. Die täglichen kleinen Entbehrungen und Einschränkungen sind seinem Ehrgeiz schon zu allgemein und zu banal geworden. Er möchte etwas ganz Besonderes auf sich nehmen und sich durch irgendeine außerordentliche Leistung im Ent-sagen und Durchhalten angenehm bemerkbar machen, weil er überhaupt schon lange auf der Suche nach einer persönlichen Note ist. Andere Wiener Autoren haben sich in früheren Jahren durch individuelle Locken, abendfüllende Plastronkrawatten und chronische Jägerhemden einen guten Namen gemacht und sind derart als Märtyrer ihres Ruhmes so lang umherspaziert, bis ihre Eigenart und Unsterblichkeit auf dem Wiener Platz gesichert war. Das ist jetzt sehr schwer, denn die Zeiten sind für ehrgeizige junge Talente nicht günstig, und bei der Knappheit in den wichtigsten Rohstoffen ist es geradezu unmöglich, sich eine halbwegs brauchbare persönliche Note anzuschaffen.

Unter solchen Morgenbetrachtungen steht Otto Erich Fischl vor seinem Kleiderkasten und beschäftigt sorgenvoll die darin hängenden, noch auf Seide gearbeiteten Erinnerungen an bessere Tage. Viel sorgenvoller steht der junge Dichter

vor seinem Schuhspalier, das arg gelichtet ist und trüb dreinschaut. Die Absätze machen ein schiefes Gesicht und die Sohlen erklären ganz unumwunden: das Kleben mit Englischpflaster und Syndetikon stillt unseren Hunger nicht mehr, wir wollen Leder. Aber in solche Unkosten, wie die Anschaffung von neuen Schuhen oder das Besohlen von alten kann sich ein junger Wiener Dichter, der bisher noch keine Operetten schreibt, nicht stürzen. In den großen Schuhgeschäften werden für ein Paar standesgemäßer Lackschuhe bereits 120 bis 150 Kronen verlangt, und bevor man sich noch über den Preis entfesen kann, fährt der Verkäufer schon mit frohlockender Zuversicht fort: „Das ist nicht viel Geld. Nächstes Jahr werden diese Schuhe so viel kosten wie ein kleines Auto.“ Aber auch der Flickschuster ist hochmütig geworden und böhmelt eilig und selbstbewußt: „Fleckel kost' jetzt fünf Kronen. Is do net viel, wo Viertel Wein Krone vierzig kost.“ Vergebens denkt Otto Erich Fijchl über die wirtschaftlichen Zusammenhänge zwischen Leder- und Weinpreisen nach, noch vergeblicher sucht er sich eines Flickschusters zu besinnen, der Antialkoholiker ist, aber es fällt ihm, wie so oft, nichts ein.

Plötzlich erinnert er sich, von einer Aktion gelesen zu haben, die im Rathause vorbereitet wird: Versuche mit einer neuen Art von elastischen und biegsamen, nach japanischem Muster konstruierten Holzsohlen. Sie sollen dauerhaft und elegant sein, bewirken einen zierlich trippelnden Gang, wie ihn die kleinen Japan-rinnen haben, und der Träger überragt seine noch auf Ochsenhaut wandelnden rückständigen Zeitgenossen um drei bis vier Zentimeter: es kann keine Fußbekleidung geben, die für einen jungen Autor geeigneter wäre.

Wenn man vom Rathause kommt, ist man eben immer klüger. Denn das ist ja die lang gesuchte persönliche Note, die viel mehr Eindruck machen wird als abgetragene Locken, Plastronkrawatten und Jägerhemden. Freilich, die neuen elastischen Holzschuhe sind noch nicht zu haben. Aber die Sandalenidee läßt Otto Erich Fischl nicht mehr aus, und im nächsten Geschäft kauft er ein gewöhnliches Paar um fünf Kronen, ganz derb und primitiv ausgestattet, die Lederriemen schmerzhaft hart, und die Sohlen klappern bei jedem Schritt unheimlich laut. Da läßt sich nichts machen, Klappern gehört zum Handwerk. Selbstverständlich müssen die Sandalen auf dem bloßen Fuß getragen werden, dazu elegante Strümpfe anzuziehen, wäre stillos. Um so sorgfältiger muß die übrige Kleidung sein, damit man doch den besseren, gebildeten Menschen erkennt, und derart begibt sich der junge, hoffnungsvolle Autor auf seinen ersten Spaziergang in Sandalen. Nicht vielleicht in entlegene Vorstadtgassen. Nein, geradeswegs hinein in den ersten Bezirk, auf den heißen und maßgebenden Boden der Innern Stadt. Wenn schon, denn schon: hic Rhodus, hic salta! Soweit man eben heutzutage und dazu noch in Sandalen Sprünge machen kann.

Im ersten Moment war es etwas peinlich. Wenn man weder ein Vorstadtbub noch eine moderne Tänzerin ist, sich also nie bloßfüßig durchs Leben bewegt hat, ist es recht genant. Otto Erich Fischl spürte deutlich, wie ihm die Schamröthe in die nackten Füße stieg oder richtiger sank. Sie waren sofort das Ziel sämtlicher Blicke. Der eigentliche Leidensweg des jungen bloßfüßigen Talents begann, als die ersten Bekannten am Grabenhorizont auftauchten. Als sich Otto Erich Fischl plötzlich diesem Corso von Boreals, Lack

und Chevreaur, von hochmütigen Knöpfelschuhen, Halbschuhen und Seidenstrümpfen gegenüber sah, da kam ihm die ganze Kühnheit und Ungeheuerlichkeit seines Unternehmens zum Bewußtsein. Aber mit dem Mut und Troß des jungen Stürmers und Drängers klapperte er unbekümmert hinein in die gute Schuhgesellschaft, fest entschlossen, sich als der erste Wiener Schriftsteller in Sandalen durchzusetzen.

Der erste Bekannte, mit dem er zusammentraf, war einer seiner Gönner, der stets Otto Erich Fischls literarische Entwicklung wohlwollend in der Leihbibliothek verfolgte. Dieser Gönner war also ein wohlhabender Mann, ein Kapitalist, der vor dreißig Jahren mit dem berühmten Paar zerissener Schuhe nach Wien gekommen war und jetzt auf sehr noblein Fuß lebte. Heute schien er jedoch für eine minderwertige Art der Fußbekleidung wenig Sinn zu haben. Er sagte zwar wie immer gewohnheitsmäßig: „Grüß Sie Gott, junger Freund. Was macht die Muse?“ Aber während er sich sonst vertraulich eingehängt und wertvolle Börsenwinke gegeben hatte, war er heute auffallend reserviert und kühl, betrachtete Fischl vom Kopf bis zur großen Zehe und sagte mit hartherzigem Bedauern: „Ja, ja, die Börse. Wer nichts davon versteht, soll nicht daran rühren. Ihr letztes Gedicht war übrigens reizend. Von einer so echten Melancholie erfüllt — dafür werden Sie wohl sehr schlecht bezahlt? . . . Grüß Sie Gott, junger Freund.“

Nachdenklich klapperte der Dichter weiter und stieß beinahe mit einer jungen Dame zusammen. Ein entzückendes Wesen: groß, schlank, dunkelblond, anmutig, liebenswürdig, mit einem Wort, sein Frauenideal. Er schwärmte für sie schon lange und mit derart ehrbaren, ernstestn Absichten, daß er

nie ein Gedicht auf sie gemacht hatte. Zu dem entscheidenden Wort hatte er bisher nicht den Mut gefunden, und jetzt, als sie, allerdings etwas zögernd, auf seinen Gruß dankte, noch zögernder stehen blieb und Otto Erich schon hoffte, durch seine Kühnheit auf sie zu wirken, sagte sie etwas geniert: „Aber, lieber Herr Fischl, das haben Sie doch nicht nötig. Bisher waren Sie nie auffallend, haben nie den Schriftsteller herausgekehrt. Das hat mir gerade an Ihnen gefallen . . . Ich kann Ihnen übrigens die Adresse eines Schuhhausverkaufs sagen, spottbillig . . . leben Sie wohl.“ Und schon ging sie mit einem jungen Mann weiter, der berufend helle Schuhe mit noch helleren Einsätzen trug, während der arme Fischl enttäuscht dastand: „Für Freierversüße scheinen Sandalen doch nicht die richtige Grundlage zu sein.“

Die nächste war eine junge Frau, die die angenehme Eigenschaft hat, ihre langjährigen Verehrer dadurch plötzlich zu erledigen, daß sie sie eines Tages glücklich verheiratet. Auch Otto Erich redete sie in der letzten Zeit eifrig zu, die Lyrik aufzugeben und lieber in eine angesehene Barchentfirma einzuheiraten. Ein entzückendes Mädel: klein, rundlich, brünett, eigenwillig, mit einem Wort, ganz fein Frauenideal. Jetzt schien die junge Frau überhaupt keine Worte zu finden, was sich in folgenden Sätzen äußerte: „Aber, Otto Erich, was tun Sie mir an. Sie machen ja uns beide unmöglich. Was ist das für eine abgeschmackte Koketterie? Oder wollen Sie mit den Sandalen skandieren, um auch mit den Füßen Gedichte zu machen? . . . Und wenn das die Familie des Mädchens erfährt. Sie weiß ja, daß Sie nichts haben, aber Sie müssen das noch nicht so publik machen und mit den Sandalen breittreten . . .“ Sie ließ den jungen

Dichter stehen, und er sah sich vereinsamt einer kompakten Schuhmajorität gegenüber, gemieden, ignoriert, verlacht. Sogar die Grabensfiaker schienen bei seinem Anblick ihren längst verloren gegangenen urwüchsigen Standplatzhumor wieder zu finden. Ihm war zumute wie einem neuen Harun al Raschid, der unerkant unter den Menschen gewandelt und erfahren hatte, wie sie wirklich waren. Aber das wollte der junge Dichter Fischl gar nicht, er wollte die Menschen so, wie er sie brauchen konnte. Er wollte von ihnen anerkannt, bewundert, geehrt werden, und mit der Welt auf gutem Fuße stehen. Aber dazu muß man Lackschuhe anziehen und keine Sandalen. Und plötzlich kam über ihn die Erleuchtung: „Mir scheint, mit diesen Sandalen bin ich auf dem Holzweg.“

Wie die bloßfüßige Geschichte geendet hat? Ganz simpel und alltäglich. Er hat sich Lackschuhe gekauft, hat den aus literarischen Rücksichten angenommenen zweiten Vornamen Erich abgelegt und als schlichter Otto Fischl in jene rundliche brünette Barchentfirma eingehiratet. Denn auf dem bloßfüßigen Umweg hatte er erkannt, daß heutzutage und bis auf weiteres Tausendernoten die beste persönliche Note sind. Die lyrischen Kaffeehausfreunde sagten freilich mitleidig geringschätzig: ein talentloser Spießer. Aber was geniert das Otto Fischl. Nachdem er bis zu seinem fünf- unddreißigsten Jahr ein hoffnungsvolles junges Talent gewesen war, ist er schließlich doch noch ein braver, anständiger und tüchtiger Mensch geworden. Sehr traurig, nicht wahr? Ja, das kommt davon, wenn man Sandalen trägt. (1917)

Der zeitgemäße Schulaufsatz.

Eine Stilübung am Schulbeginn.

Der kleine Nichi ist jetzt auch schon ein erwachsener junger Mann von vierzehn Jahren. Wo sind die Zeiten, als ich von ihm erzählen mußte, daß er mir nach der Weihnachtsbescherung mit Kreide eine ziemlich abfällige Kritik an die Wohnungstür geschrieben hatte: „Onkel Lutschi ist ein Ehl.“ Damals war er eben noch ein ungestümer und maßloser, jede Autorität verachtender Volksschüler. Jetzt ist er ein ernster, sorgenvoller Gymnasiast, ein angehender Quintaner, dessen Dasein von Nominativ und Ablativ, von Härteskalen und Faltflüglern ausgefüllt ist, jenem idealen Wissen, das man später nie braucht und das offenbar gerade deshalb die richtige Vorbereitung für das Leben ist. Früher habe ich mich weniger für Nichi und mehr für seine meistens rotblonde Mama interessiert, die aber, im Gegensatz zu ihrem strebsamen Sohn, schon seit Jahren in der stark frequentierten Klasse der kaum dreißigjährigen jungen Frauen konsequent sitzen bleibt. Im Laufe dieser Jahre sind Nichi und ich einander immer näher gekommen, ich kenne seine ganzen Schulsorgen, die Art seiner Professoren und erlebe es zum zweitenmal, wie schwer sie es oft dem anspruchlofesten Schüler machen, nur ein bescheidenes „genügend“ zu bekommen. Derart habe ich dem jungen Mann durch Rat und Zuspruch wiederholt über die steilsten Stellen des humanistischen Bildungsweges hinübergeholfen und dabei

freilich wahrnehmen müssen, daß meine hauptsächlich aus Lücken bestehende Bildung kaum mehr für die unteren Klassen der Mittelschule reicht. Aber dank dem Umgang mit meinem Neffen habe ich viel hinzugelernt, woraus sich die Nutzenwendung ergibt, daß man als Neffe nichts zu lernen braucht, denn als Onkel oder Vater holt man es ohnedies nach.

Genau genommen, bin ich gar nicht Richis Onkel. Es ist mehr eine Art Wahlverwandtschaft, die immer um diese Zeit besonders intensiv und innig wird: Mitte September, wenn das Schuljahr beginnt. Der Schulbeginn ist eine wunderschöne Zeit, aber Richi wird sie regelmäßig durch eine drohende Nachtragsprüfung verdüstert, eine äußerst unsympathische Einrichtung, die den ganzen Sommer verdirbt und das Familienleben beeinträchtigt. Der Vater geht sorgenvoll umher, als ob er sich in eine Spekulation in Alpine-Aktien eingelassen hätte, die rotblonde Mama läßt sich vor Kummer braune Haare wachsen — mit einem Wort: das Familienleben ist bedenklich erschüttert.

Diesmal sind die Nachtragsprüfungsqualen besonders arg, denn der Professor der deutschen Sprache, auf den es ankommt, soll ein furchtbarer Wüterich sein, nach den Schilderungen der Mama direkt ein Menschenfresser, der jeden Tag einen kleinen Primaner mit roten Rüben als Gabelfrühstück zu sich nimmt. Die Nachtragsprüfung besteht aus einer „Mündlichen“ und aus einer „Schriftlichen“, nämlich einer Hausarbeit über eines jener freien Themen, die von allen Schülern gefürchtet sind. Übermorgen ist Prüfungstag, und Richi hat noch nicht eine Zeile geschrieben. Es fällt ihm nichts ein, er ist nervös und nicht in Stimmung — lauter mir wohlbekannte Ausflüchte: sollte in diesem Knaben ein

zukünftiger Schriftsteller stecken? Und nun steht er desperat vor mir und bittet: „Geh', Onkel, schau', Onkel, ich bit' dich, Onkel, hilf mir. Du schreibst doch ohnehin so viel, da kommt es dir wirklich nicht darauf an.“ Die Sache beginnt mich zu interessieren. Deutsche Aufsätze waren immer meine Spezialität, und ich bin deshalb zweimal beinahe aus der Schule geflogen, und das zu einer Zeit, wo das Fliegen noch keine so einfache Sache war wie heute. Ich erkundige mich also nach dem Thema der Hausarbeit. Der Professor ist kulant und hat drei Themen zur Wahl gestellt, eines schöner und verlockender als das andere: „Ein Tag aus den Sommerferien.“ Ober: „Denn die Elemente hassen das Gebild' von Menschenhand.“ Ober: „Warum lieben wir unsere Vaterstadt Wien?“ Das ist etwas für mich. „Richti,“ sage ich angeregt, „da bist du einmal an den Richtigen gekommen. Alle diese Themen habe ich selbst schon vor zwanzig Jahren behandeln müssen. Das diktiere ich dir glatt und ohne viel Überlegung. Aber wir wollen den Professor verblüffen und die Sache originell anpacken. Wir werden nicht eines von den drei Themen behandeln, sondern alle drei auf einmal. Setz' dich hin, spiz' deinen Bleistift und hutsche nicht mit dem Sessel, sonst ruinierst du mir den Teppich. Das werden wir sehr fesch und zeitgemäß machen, dabei aber auch schwungvoll und begeistert, wie es sich für die schlechten Zeiten gehört. Hutsch' dich nicht und fang' an zu schreiben . . .“

„Der Sommer ist unstreitig eine der schönsten Jahreszeiten. Früher sind wir immer in einen großen Kurort gegangen, aber heuer hat der Papa plötzlich zur Mama gesagt, was sie denn glaubt und daß er keine Banknoten fabriziert. Wir sind daher in ein kleines, freundliches Dorf mit groben

Einwohnern gegangen und haben bei einem Bauer gewohnt, der zwei Kröpfe und eine böse Frau hatte. Sie war den ganzen Tag in ihrer Küche, schimpfte auf die gefräßigen Stadtleute und aß fortwährend Kaffee und Schmalzbrot. Wir schliefen in einem schönen, geräumigen Zimmer, das im Winter als Hühnersteige benützt wird. Auch die Hühner schliefen aus Gewohnheit in dem Zimmer und legten sich in unsere Betten hinein. Als meine Mama deshalb ein Gesicht machte, sagte die Bäuerin, ob wir denn nicht wüßten, daß man auf dem Land mit den Hühnern zu Bett geht. Von den Eiern, die die Hühner in unseren Betten legten, durften wir nichts genießen, weil wir rayoniert waren. Aber der Kaufmann sagte, er hat keine Eier, die Hühner legen im Sommer nicht. Die Butterfrau saß den ganzen Tag mit einem Strickstrumpf vor ihrem Geschäft und rief vergnügt: „Ausverkauft, ausverkauft!“ Am 1. September erschien der Gemeindediener bei uns und sagte, wir hätten uns schon genug erholt. Hierauf untersuchte er unser Gepäck und nahm eine Büchse Kondensmilch und eine Salami weg, die wir aus Wien mitgebracht hatten. Er sagte, daß die Salami aus Ungarn ist, ist ihm wurscht, er hat einen Auftrag und kennt seine Instruktion. Hierauf stritten sich Papa und Mama, und als ich sie versöhnen wollte, bekam ich von beiden zusammen eine Ohrfeige, weil sie überhaupt nur mir zuliebe aufs Land gegangen waren . . . Freudig stimmen wir daher in den Ruf Schillers ein: denn die Elemente hassen das Gebild' von Menschenhand . . .“

Hier blickte mich Nixi zweifelnd an und nagte unschlüssig am Bleistiftende. Aber ich ließ seine Bedenken nicht aufkommen: „Das Wort ist doch sehr geschickt angebracht. Über-

haupt, es ist von Schiller, folglich paßt es immer. Spiß' deinen Bleistift, jetzt machen wir uns gleich über Wien her. Hufsch' dich nicht und schreib weiter . . ."

„Warum lieben wir unsere Vaterstadt Wien? Wir lieben sie, teils weil wir hier geboren und aufgewachsen sind, teils weil wir im Sommer zwei Monate aufs Land gehen. Wien ist unstreitig eine der schönsten Städte. Nur Konstantinopel und Kopenhagen sind schöner gelegen, haben aber nicht so viele Lebensmittelfarten. Von den Wiener Lieferanten wurden wir bei unserer Heimkehr sehr herzlich willkommen geheißten, denn sie glaubten, wir hätten ihnen etwas vom Land mitgebracht. Die Grünzeughändlerin erwartete von uns Erdäpfel, die Milchfrau Butter und der Fleischhauer ein Kalb. Sie waren alle sehr ungehalten, und die ersten Tage haben wir von Dörrkraut und Gemeindemargarine gelebt. Der Papa hat gesagt: ‚Das beste in Wien ist unser gutes Hochquellenwasser, darauf hab' ich mich die ganze Zeit gefreut', und hat das Stubenmädchen sofort um ein Glas Bier geschickt. Damit sie es bestimmt kriegt, soll sie mit dem Schankburschen recht nett sein, aber sie hat gesagt, sie muß schon mit so vielen nett sein, mit dem Delikateßenhändler wegen Käse und mit dem Drogisten wegen Seife, das ist ihr zu viel und sie will um zehn Kronen gebessert werden. Überhaupt haben die Preise unseren Aufenthalt im Gebirge dazu benützt, um ebenfalls hoch hinaufzusteigen. Mehl gibt es nirgends zu kaufen, aber um vierzehn Kronen das Kilo bekommt man es überall. Papa sagt, das Hamstern ist für einen gewöhnlichen Menschen unerschwinglich geworden und er muß auf der Börse Petroleum und Gummi kaufen, um sich ein bißchen Mehl und Zucker

leisten zu können. Auch mir muß er mehr Taschengeld geben, denn die Straßenbahn ist teurer geworden, und ich werde nicht wegen des Schulbesuches täglich acht Heller draufzahlen. Für unsere Fenster, Glühlampen, für das Klavier und das Stubenmädchen werden wir Steuer zahlen müssen, aber wir können es nicht weggeben, weil sie alles weiß. Der Papa spricht schon wieder vom Banknotensfabrizieren und er weiß nicht, wie das weitergehen soll, und in Budapest haben sie es doch viel besser . . . Deshalb lieben wir unsere Vaterstadt Wien, was zu beweisen war . . .“

Jetzt bin ich wirklich neugierig, was der Deutschprofessor zu diesem zeitgemäßen Aufsatz sagen wird. Hoffentlich wird er seinen in die Augen springenden Vorzügen gerecht werden und Michis Karriere keine weiteren Hindernisse bereiten. Oder wird die Zensur am Ende lauten: unangenehm realistisch und zynisch? Dann ist das der letzte Schulaufsatz, den ich geschrieben habe, und dann mache ich überhaupt einen Strich über die ganze humanistische Bildung, deren veralteter Idealismus zu den jetzigen Zeiten absolut nicht mehr paßt. Und wenn ich einmal einen Michi oder Kurti oder sonst einen nennenswerten leiblichen Sohn haben sollte, der darf mir nicht ins Gymnasium. Den gebe ich ohne Bedenken zu einem soliden Preistreiber oder Kettenhändler in die Lehre, damit aus dem Duben doch etwas Anständiges und Tüchtiges wird.

(1917)

Der letzte Lebemann.

Eine Lyriselegie.

Kennen Sie den Bobby Fries? Sie werden ihn bestimmt kennen, zumindest vom Sehen. Man begegnet ihm doch tagtäglich zu denselben Stunden, an denselben Stellen, und in der kleinen großen Welt, die von Kohlmarkt und Schwarzenbergplatz begrenzt ist, gehört er zu den unentbehrlichsten Gestalten. Wie alle Menschen ohne Beruf und Beschäftigung ist er stets in Anspruch genommen, verabredet und unterwegs: zum Frühstück, zum Schneider, in die Konditorei, zum Fünfuhrtee, in den Klub und in die Bar. Bobbys Lieblingsaufenthalt ist aber die Rohrfesselreihe vor den Ringstraßenhotels, weil es überhaupt seit jeher sein Ehrgeiz war, für ein Stück des Wiener Fremdenverkehrs gehalten zu werden, und es zählt zu seinen stolzesten Erinnerungen, daß einmal vor Jahren ein vorübergehendes junges Mädchen bei seinem Anblick zu ihrer Begleiterin sagte: „Da schau, ein Engländer.“ Um das zu erreichen, hat Bobby Fries allerdings in Kleidung, Haltung und Auftreten keine Mühe und keine Kosten gescheut. Er kann sich nicht mehr erinnern, jemals auf den schlichten Namen Robert gehört zu haben, spricht ein künstlich gebrochenes Deutsch, langweilt sich aus Überzeugung, und das Monokel sitzt ihm so festgewachsen im Auge, als ob er durch dieses Stück Glas das Licht der Welt erblickt hätte. Alle kennen, alle grüßen ihn, die Fiaker, die Chausseure, die

Dienstmänner, und wenn Bobby Fries schließlich bei dem Ringstraßenhotel anlangt, bei der Drehtür, die der wienerische Neger schon längst beflissen in Rotation gesetzt hat, dann tritt er hier immer mit dem stolzen Gefühl eines Menschen ein, der ruhig von sich sagen kann: „Ich habe nicht umsonst gelebt“ — es hat ihn sogar meistens sehr viel gekostet.

Zugegeben: Bobby Fries ist eine etwas veraltete Figur, ein Überbleibsel aus sorgloseren und oberflächlicheren Tagen. Er weiß das selbst ganz genau. Bobby ist nämlich durchaus nicht so geistlos, wie er durch sein Monokel blickt. Er weiß, daß die Welt rings um ihn sich verändert hat, aber er verharrt unentwegt in seiner Lebemannspose von anno dazumal. Die ganzen drei Jahre hindurch hat er den Krieg für seine Person mit bemerkenswerter Konsequenz ignoriert, und in seiner Lebensweise hat sich nicht das mindeste geändert. Am späten Vormittag erwacht er und liest das Kapitel des französischen oder englischen Romans zu Ende, bei dem er abends eingeschlafen ist. Dann macht er umständlich Toilette, rasiert sich mit einer amerikanischen Klinge, wäscht sich mit einer englischen Seife, badet sich in Eau de Cologne russe und Eau de Lubin, eine ganze Entente von Toilettemitteln. Auch zum Frühstück verzehrt er einige Feinde, portugiesische Sardinien, Jam aus London, trinkt einen Schluck Hennessy und raucht eine vor langen Zeiten Importierte. Sein Tagewerk ist verschieden, je nachdem er sich energiert, prookkupiert oder indisponiert fühlt, wie er überhaupt möglichst in Fremdworten denkt und empfindet. Den Abend verbringt er teils im Klub beim Bakkarattisch, teils in der Bar bei verschiedenen Drinks, bis schließlich der Tag endet, wie er

begonnen hat: mit der Lektüre von Gyp, Baldagne und Conan Doyle im Urtext.

Bobby Fries führt diese Lebensweise nicht nur aus jahrelanger Gewohnheit, sondern auch mit einer gewissen programmatistischen Absicht, und in tief sinnigen Varnächten pflegt er seinen Intimen auseinanderzusetzen, daß er an die gegenwärtige Tendenz zur Einfachheit, Mäßigkeit und Tugendhaftigkeit nicht glaubt und daß dies alles mit dem Krieg übergehen wird. Er läßt sich daher in seiner luxuriösen Lebensführung nicht beirren, weil das doch wieder die Fassung der kommenden Friedensjahre sein wird. Derart hat er bisher auf seine Weise durchgehalten, und wenn man auch Bobby Fries vom sittlichen und wirtschaftlichen Standpunkt verdammten mag, muß man doch die Leistung dieses Mannes anerkennen: des letzten Wiener Lebemanns, der sich mit allen Mitteln und einem beträchtlichen Kostenaufwand dagegen sträubt, bei lebendigem Leib auszusterben.

So sind drei Jahre vergangen, unversehens ist der vierte Kriegswinter da und setzt sehr scharf ein, bevor es noch kalt ist. Was bisher immer nur angedroht und ratenweise versucht wurde, scheint diesmal ganz ernst zu werden: Der Kampf gegen den Luxus, die unerbittliche Unterdrückung jener üppigen Lebensweise, die auf die unbemittelten Kreise verstimmend und aufreizend wirkt. Zu den behördlichen Maßnahmen gesellt sich ein freiwilliger Entschluß der Wiener Hoteliers von geradezu spartanischem Charakter: Abschaffung der Speisekarte, Einführung eines bescheidenen Einheitsmenüs, Schließung aller Leeräume, Bars, überhaupt aller Luxuslokalitäten, Verstummen der Nachmittags- und Abendkonzerte, Entlassung der überflüssigen Angestellten, wie Boys,

Grooms, Türsteher und Neger . . . Unwillkürlich muß ich da an Bobby Fries denken. Wie wird der Mann das ertragen? Wie wird er sich mit diesem vierten Kriegswinter abfinden? Wie soll er weiter seinen Beruf als Lebemann ausüben, wenn man ihm das Rohmaterial, die Hilfskräfte nimmt und die Arbeitslokale sperrt. Man muß ihn unbedingt schonend darauf vorbereiten, daß jetzt seine letzte Luxusstunde und seine erste Läuterungstunde geschlagen hat.

Bobby Fries sitzt wie immer am Vormittag vor dem Ringstraßenhotel in einem Rohrgefäß, eine Zigarette mit Goldmundstück im Mundwinkel, in eine erstklassige Träumerei versunken, wie ein gealterter und stark zerlesener Anatol anzusehen. Er begrüßt mich mit müder Grazie: „Was sagen Sie zu dem Herbsttag? Die sonnigen Stunden auf der Ringstraße, das macht uns keiner nach.“ — „Lieber Herr von Fries,“ erwiderte ich ungerührt, „lassen wir den Wiener Herbst. Das ist eigentlich mein Ressort, und auch ich habe es aufgeben müssen. Wer hat denn jetzt Sinn für eine schöne Herbststimmung. Der Herbst ist heutzutage etwas ganz anderes: die Zeit der Äpfel und Birnen, der Frühkartoffeln.“ — Ein indignierter Monokelblick trifft mich: „Lieber Freund, müssen S' denn immer vom Essen reden?“ — „Man hat jetzt eben nur materielle Dinge im Kopf, wo der Winter vor der Tür steht.“ — Bobby Fries wechselt die Beinstellung, was bei ihm ein Zeichen reger Gedankenarbeit ist: „Ja, der Winter, daran hab' ich auch schon gedacht. Was glauben Sie: ein Silberfuchs, der müßte eine Blondine sehr gut kleiden.“ — „Mag sein, aber ich bin jetzt weder für Silberfüchse, noch für Blondinen zu sprechen. Ein ernster Mensch hat jetzt ganz andere Wintersorgen. In diesem vier-

ten und hoffentlich letzten Kriegswinter muß jeder Haushalten und sparen helfen. Sie werden gewiß gelesen haben . . ." — „D nein, ich les' solche Sachen prinzipiell nicht.“ — „Dann werden Sie eben nächstens vor der Tatsache stehen. Ja, ja, auch die verwöhnten Gäste der Lurus-hotels müssen jetzt daran glauben. Aus ist's mit den Horsd'oeuvres und dem Aquarium von Forellen und Langusten, in dem Sie nach Belieben gefischt haben. Gewählt und gustiert wird nicht mehr. Sie werden das Einheitsmenü essen, das man Ihnen vorsetzt.“ — „Lächerlich. Ich soll mir vorschreiben lassen, was mir schmeckt? Da hätt' ich ja gleich vor zwanzig Jahren heiraten können, da hätt' ich auch längst keinen Gusto mehr.“ — „Lieber Herr von Fries, Sie werden noch auf ganz andere Gewohnheiten verzichten müssen. Auch die Schlaflosigkeit mit Musfbegleitung, das Nachtleben, wird nicht mehr geduldet.“ — „Ich weiß schon, Sperrstunde. Wird man sich halt nach zehn Uhr in einen reservierten Raum zurückziehen.“ — „Gibt's nicht mehr. Klublokale, Bars und so weiter, das muß heuer alles geschlossen bleiben. Überhaupt, das Hotel soll nur seinem eigentlichen Zweck dienen: Unterkunft und Verköstigung. Fife o'clock teas sind jetzt ebenfalls nicht nötig.“ — „So? Wo denn soll man sich ein harmlos erstes Rendezvous geben?“ — „Auch das überflüssige Hotelpersonal wird abgeschafft: die Grooms, die Boys, der Neger bei der Drehtür . . ." Aber es tut mir schon leid, das so unvermittelt gesagt zu haben. Denn während Bobby Fries alles andere gleichmütig angehört hat, scheint ihn gerade diese Ankündigung merkwürdig tief zu treffen. Er blickt mich ganz fassungslos an: „Den Neger wollen's verbieten, den netten Kerl? Soll ich mir vielleicht die Tür selber aufmachen? . . ." Dann

steht er auf, läßt das Monokel aus dem Auge fallen, was bei ihm ein Zeichen heftiger Gemütsbewegung ist, und sagt kopfschüttelnd: „Keinen Neger, so etwas . . .“ Vergebens suche ich nach einem Wort des Trostes, aber was kann man einem Menschen sagen, dem plötzlich der ganze Lebensinhalt konfisziert worden ist.

Bobby Fries ist langsam bis zur Drehtür gegangen, als ob er sich in den Schutz seiner Getreuen flüchten wollte: des Negers, der Boys, des Voituriers und Portiers, und durch ihre devoten Grüße erholt er sich sichtlich und findet sein altes Selbstbewußtsein wieder: „Mir scheint, Sie haben mir einen Schrecken einjagen wollen. Aber ich sitz' Ihnen nicht auf.“ — „Kein Scherz, Herr von Fries. Es wird eine strenge Verordnung erscheinen . . .“ Aber er läßt mich gar nicht zu Ende sprechen und sagt mit einem tiefsinnigen Monokelblick: „Lieber Freund, ich hab' schon so viele Verordnungen und Vorschriften erlebt und alle gut überstanden, da werd' ich die eine auch noch aushalten. Es ist ja doch immer nur ein mehr oder minder komplizierter Umweg zu einem Hintertürl . . . Nicht wahr? Na also. Ja, wenn Sie mir erzählt hätten, daß alle Hintertürln beschlagnahmt werden sollen, da möcht' ich anfangen, besorgt zu sein . . . Aber so . . . nein, nein . . . grüß Sie Gott.“ Und er verschwindet, in der Haltung eines Menschen, der unbeirrt der Zukunft vertraut und innerlich fest davon überzeugt ist, daß der liebe Gott die Neger nur zu dem Zweck erschaffen hat, damit sie vor dem Herrn von Fries devot die Hoteltür öffnen.

(1917)

Kettenhandel.

Eine kostspielige Geschichte.

„So kann das nicht weitergehen“, sagte Herr Albert Simpel, von Beruf Privatier und Ehemann, eines schönen Tages zu sich selbst. Es war eigentlich gar kein schöner Tag, sondern ein ganz gewöhnlicher, wie eben die Tage heutzutage sind. Verdrießlich wacht man auf, versucht, sich mit Kriegsseife zu waschen, bei deren Gebrauch man bekanntlich nur selber schäumt, setzt sich dann zu einem echten Wiener Frühstück, bestehend aus Teesurrogat mit Zitronenersatz, und genießt dazu die neuesten Nachrichten vom Ernährungsschauplatz: was wird heute wieder frisch verboten, beschlagnahmt, gekürzt, gestreckt, nicht eingelangt, ausverkauft und trotzdem im Preise gestiegen sein?

Bisher hat Herr Simpel im Verein mit seiner runden Gattin alle diese Entbehrungen geduldig und tapfer ertragen und dabei noch an Gewicht zugenommen. Allerdings, der Gebrauch ist bedenklich gestiegen, und jedem Freunde des Hauses pflegt Herr Simpel im Vertrauen zu klagen: „Unter uns: wissen Sie, was wir heuer gebraucht haben? 56.000 Kronen.“ Glücklicherweise kann er es sich erlauben, denn seine Gattin verzinst sich ungefähr zu sechs Prozent, seine Papiere tragen noch mehr, viele haben sogar, wie es im Börsenjargon heißt, Junge bekommen, und seine Ehe ist kinderlos. Im übrigen ist die Gattin eine sehr tüch-

tige Hausfrau, was sich in der Heranziehung und rationellen Nutzbarmachung ihrer zahlreichen Verehrer zum Zwecke der Verproviantierung des Haushaltes deutlich zeigt. Wer verehren will, muß etwas verschaffen und liefern, der eine hat für Zucker zu sorgen, der andere für Mehl, der dritte für Eier, und die sich gelegentlich geltend machende Eifersucht des Hausherrn läßt sich immer rasch und gern mit einer Eierspeise beschwichtigen. Derart hat das Ehepaar die drei Jahre hindurch recht gut gelebt, vielleicht sogar zu gut, und wenn Herr Sempel ab und zu schüchtern ein Bedenken äußerte, erhielt er regelmäßig die Antwort: „Soll man nicht einmal das davon haben? Es ist doch nur einmal Weltkrieg . . .“

Aber in den letzten Wochen haben sich auch im Sempelschen Haushalt die Approvisionierungsverhältnisse arg verschlechtert. Es wird immer schwieriger. Die nahrhaftesten Hausfreunde versagen, die Augenaufschläge machen auf die Lieferanten längst keinen Eindruck mehr, und nicht einmal Theaterkarten wirken noch. So hat die Milchfrau unlängst ganz ungeniert erklärt, daß sie sich diese faden Operetten nicht dreimal ansehen will und daß sie erst dann, wenn die Fortsetzung vom „Dreimäderlhaus“ gespielt wird, wieder Butter haben wird. Es ist sehr traurig, bei einem absolut fettlosen Frühstück sitzen zu müssen, und auch der Anblick der rundlichen Gattin ist da nur ein magerer Trost. Damit das trockene Brot besser hinunterrutscht, liest Herr Sempel seiner Gattin jeden Morgen die üppigen Schilderungen der täglichen Marktberichte vor: „In der Großmarkthalle kamen heute 1000 Kilo Gemeindemarmelade zum Verkauf. Da die erwartete Auslandsbutter auch heute noch nicht eingelangt war,

wurden 300 Pakete Gemeindemargarine verkauft. Morgen Rauchspeck für die Buchstaben A bis D.“ An dieser Stelle pfllegt Herr Sempel immer tief aufzufaufen: „Schade, daß wir mit S anfangen. Gerade, wenn einmal etwas da ist, hat man wieder nicht den richtigen Anfangsbuchstaben. Etwas stimmt immer nicht.“

Nach der Ernährungsrubrik ist der Gerichtssaal Herrn Sempels liebste Morgenlektüre. Namentlich die Berichte über die Maßregeln und die Verhandlungen gegen die Preistreiber und Kettenhändler mit Lebensmitteln verschlingt er wie einen spannenden Roman: „Wieder ist es der Polizei gelungen, einer Bande von Kettenhändlern auf die Spur zu kommen.“ Und wenn er dann liest, daß in jenem und diesem Kaffeehaus eine Lebensmittelbörse entdeckt worden ist, wo der schwunghafteste Schleichhandel mit Mehl, Fett, Zucker und Kaffee zu den unerhörtesten Preisen getrieben wird, so ist er natürlich immer von einer heftigen sittlichen Entrüstung erfüllt, aber zugleich auch von einer sehnächtigen Neugierde, und er sagt vorwurfsvoll: „Warum kennen wir gar keinen Kettenhändler? Alle unsere Bekannten leben von verbotenen Früchten, vom Tauschen und Überzahlen, nur wir leben jetzt streng nach den Vorschriften und Karten. Es ist direkt eine Schande . . .“

Während Herr Sempel diesen Gedankengang noch im stillen fortspinnt, sagt seine wesentlich energischere Gattin: „Du könntest wirklich einmal in ein solches Kaffeehaus gehen. Ich habe gehört, es soll ganz einfach sein. Man braucht nur eine Weile dort zu sitzen, und es kommt schon jemand und bietet einem etwas zum Kauf an.“ — „Aber die Preise.“ — „Die sind Nebensache. Wir können es uns Gott sei Dank

erlauben. Die Mama hat erst unlängst gesagt, sie staunt, wie wenig wir uns gönnen.“ Wenn die Gattin Ausprüche ihrer Mama zitiert, dann weiß Herr Simpel schon, daß er nachgeben wird. Überdies hält er seine Gattin für eine sehr geschickte Frau, weil sie nämlich viel schneller und eindringlicher spricht als er, und darauf kommt es in der Ehe an.



Schon halb überzeugt, versucht Herr Simpel noch einen Einwand: „Aber ich verstehe doch gar nichts von Lebensmitteln“, aber die Gattin schneidet ihm das Wort ab: „Du verstehst es ausgezeichnet, du kennst dich aus“, was man immer zu sagen pflegt, wenn man jemandem etwas einreden will. In diesem Augenblick ruft einer der Verehrer an, das Gespräch wird

nicht fortgesetzt, aber die Sache läßt Herrn Sempel keine Ruhe. Schon seit sechs Jahren, so lang er verheiratet ist, wartet er vergebens auf die Gelegenheit, seiner Frau „einmal zu zeigen“. Er weiß zwar nicht genau was, aber er spürt: jetzt oder nie. Das Preistreiberkaffeehaus ist diese Gelegenheit, und auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Schleichhandels wird auch er sich Respekt und Ansehen verschaffen.

Herr Sempel zieht seine ältesten Kleider an, tut viel Geld in seine Brieftasche und geht am Nachmittag in eines der Kaffeehäuser, von denen er schon viel Gutes gehört hat. Das Lokal sieht nicht sehr einladend aus, ist aber glänzend besucht. Herr Sempel, der als wohlzogener Mensch seinen Hut abnimmt, erregt dadurch unliebsames Aufsehen, weil es in dem Kaffeehaus zum guten Ton gehört, den Hut aufzubehalten. Der Kellner, dem man die Einschränkung des Väderbetriebes deutlich anmerkt, nimmt die Bestellung vertraulich entgegen, und die Tasse verrät indiscret, was der frühere Gast genommen hat. Herr Sempel sitzt ängstlich und befangen da und starrt in ein pikantes Wisblatt hinein. Aber es geht alles programmgemäß. Als bald setzt sich ein Mann an seinen Tisch und beginnt ohne viel Umschweife ein Gespräch: „Braucht der Herr vielleicht billiges Mehl? Ich hab' keines, aber jener dort, der beim Fenster, will aus Gefälligkeit etwas verkaufen.“ Es stellt sich dann zwar heraus, daß auch „jener“ kein Mehl hat, sondern nur von einem Dritten weiß, der Mehl haben soll, aber allmählich kommt das Gespräch doch zustande, wobei der Preis bei jeder Station anmutig in die Höhe geht, denn alle Besucher dieses Kaffeehauses scheinen nach dem Goetheschen Wort zu leben: Jeder sehe, wie er's

treibe. Nach einer Stunde ist Herr Sempel glücklicher Besitzer von 35 Kilo Doppelnullermehl à 14 Kronen, 20 Kilo Würfelzucker à 10 Kronen, einem Liter Rum zu 40 Kronen und einem Kilo ungebrannten Kaffee zu dem lächerlich billigen Preis von 110 Kronen. Außerdem wird ihm noch Speck, Salami, Butter und Toiletteseife in Aussicht gestellt. Ihm ist zu Mut, als ob der Frieden schon da wäre, dessen sämtliche Genüsse sich in dieses schmutzige Kaffeehaus zurückgezogen zu haben scheinen. Die Sache ist ja sehr kostspielig, aber der Frieden wird eben auch von Tag zu Tag teurer.

Bis hieher verläuft die Geschichte ganz glatt und alltäglich, und jetzt kommt erst die Verwicklung, der überraschende Falke, der in keiner Geschichte fehlen soll, und zwar in Gestalt einer polizeilichen Razzia, die wiederholt in rücksvoller Weise angekündigt, dann wieder verschoben und schließlich gerade an dem Tag und in dem Kaffeehaus vorgenommen wurde. Während die anwesenden Kettenhändler sich sofort in harmlose Domino- und Kartenspieler verwandelten, machte sich Herr Sempel durch das Schuldbewußtsein, das er als anständiger Mensch sofort zur Schau trug, verdächtig. Er wurde aufgefordert, sich zu legitimieren, dabei kamen kompromittierende Zettel und Warenproben zum Vorschein, alles wurde saisirt, es kam zu einem peinlichen Verhör, wobei auch die Beteuerung seiner bisherigen Unbescholtenheit sehr gegen ihn sprach. Denn wenn jemand heutzutage unbescholten ist, das ist sehr verdächtig. Mit Mühe und Not wurde er schließlich mit der Verwarnung entlassen: „Bessern Sie sich“ — ein trauriger Rat für jemanden, der gerade im Begriff war, den ersten erfolgreichen Schritt vom Weg zu tun.

Wie und wo diese Geschichte geendet hat? Natürlich am ehelichen Frühstückstisch. Gott sei Dank, die Gattin hatte keine Ahnung, und Herr Simpel begann sofort gewohnheitsmäßig vorzulesen. Zuerst den Marktbericht, dann den Gerichtssaal: Wieder ist es der Polizei gelungen... Aber an diesem Tage las er nicht weiter. Und er wollte sich eben in eine heftige sittliche Entrüstung gegen die Verteuerung der wichtigsten Lebensmittel durch den Schleich- und Kettenhandel hineinreden, als die Gattin, die unterdessen in seinen Mienen weitergelesen hatte, ihn kategorisch unterbrach: „Hast du das nötig gehabt? Ich hab' doch gewußt, du taugst nicht zu solchen Sachen. Wenn man das Malheur hat, ein braver Mensch zu sein, soll man nicht hochstapeln und den Kettenhändler spielen. Wenigstens hast du dir eine große Ausgabe erspart und kannst mir jetzt die Chinchillastola kaufen. Die brauche ich noch dringender als Fett.“ Und damit zum Schaden auch der Spott nicht fehle, fügte die liebevolle Gattin gereizt, vorwurfsvoll und geringschätzig hinzu: „Die Mama hat doch immer gesagt, du bist ein hochanständiger Mensch.“

(1917)

Hundeleben.

Nahrungsforgen der Tiere.

Wie geht es jetzt eigentlich den Tieren? Darum kümmert man sich nämlich sehr wenig. Es ist ja begreiflich, denn man hat mit dem eigenen werten Befinden alle Hände voll zu tun, hat tausend Sorgen, Laufereien, Scherereien, dank einem Approvisionierungssystem, das den Appetit mehr anregt, als ihn stillt. Im bescheidensten Haushalt gibt es reichliche und bunte Vorräte von nichtehonorierten Bezugsscheinen und Karten, die, genau wie die Besitzer, die Farbe wechseln, denn man ärgert sich über die vergebliche Mühe und Zeitvergeudung, die sie verursachen, oft grün und gelb, oder auch blau und braun, je nach der Wochenfarbe. So sieht jetzt die menschliche Ernährung aus. Es ist ja nicht das Richtige, man wird dadurch nicht gesättigt, sondern kriegt es bloß satt, aber das ist immerhin auch etwas. Die Tiere jedoch, die haben nicht einmal das. Sie sind nicht angemeldet und nicht rayoniert, sie haben keine Karten und keine Bezugsscheine, um sie kümmert sich keine Ernährungsinstanz, sie werden nicht kontrolliert und nicht mit Geldstrafen belegt, mit einem Wort, es ist unbegreiflich, wie sie sich in dieser großen Zeit halbwegs rechttschaffen fortbringen können.

Das ist ein Unrecht und eine Benachteiligung. Niemand kümmert sich um die Nahrungsforgen der Tiere. Höchstens daß einmal, wie unlängst im Ernährungsrat, der Antrag gestellt wird, die Lurushunde abzuschaffen. Die Herzen sämt-

licher Hundebesitzer haben einige Tage lang gezittert, bis sie durch eine beschwichtigende Antwort des Ernährungsministers beruhigt wurden: die Hunde dürfen vorläufig ihr Luxusleben ungestört weiter genießen. Nun wäre es wirklich an der Zeit, einmal zu erfahren, wie eigentlich ein Hundeleben aussieht: nicht das menschliche, denn davon singen wir ja alle Tage dasselbe Klagelied, sondern das wirkliche animalische. Diese begreifliche Neugierde hat mich veranlaßt, einige Hunde meines Bekanntenkreises zu interviewen: einen Luxushund, einen Mittelstandshund und einen Straßenhund — die soziale Schichtung ist nämlich in dieser vierfüßigen Gesellschaft ungefähr die gleiche.

Der Luxushund wohnt natürlich auf der Wieden. Er ist so herzlich und charmant, wie sein Frauerl, eine Operettendiva, hört auf den Namen Pipsi, ein echter Zwergbully, unter Brüdern, namentlich wenn sie Kriegsgewinner sind, mindestens 800 Kronen wert. „Das gnädige Fräulein ist nicht zu Hause,“ sagt die Zofe, „sie speist heute im Imperial.“ — „Das tut mir aber sehr leid. Da hat sie wohl Pipsi mitgenommen?“ — „Nein, Pipsi speist heute zu Hause, er ist nicht ganz wohl.“ Sie läßt mich ins Herrenzimmer eintreten. Auf einem kostbar gestickten Seidenpolster aus der Wiener Werkstätte liegt Pipsi, süß und herzlich wie immer, gepflegt und soigniert, die Pfoten manikürt, aber mit dem Ausdruck eines Geschöpfes, das mit sich und der Welt unzufrieden ist. Pipsi hat Magendrücken, und auf meine teilnehmende Frage antwortet er mit leisem distinguierten Knurren: „Wundert Sie das? Mich nimmt man nicht mit ins Imperial. Für mich läßt man aus dem Weisel nebenan eine Portion Zellerfleisch holen. Ich habe es gegessen, weil ich Fleisch prinzipiell nicht

stehen lasse, aber es tut mir leid. Ich brauchte etwas, um mir wieder den Magen einzurichten. Haben Sie vielleicht ein Stückchen Zucker bei sich?" Natürlich habe ich nur Saccharin bei mir und biete ihm eine Tablette an. Pipsi nimmt das Saccharin vorsichtig auf die Zunge und spuckt es sofort wieder verächtlich aus — ein kluges Tier. Das Gespräch kommt dann auf die Agitation gegen die Luxus Hunde. Pipsi legt die Ohren zurück und schnauft indigniert: „Das ist eine Heke, weiter nichts. Warum denn gerade wir? Warum schafft man nicht die Luxusherren und Luxusmädchen ab? So viel wie die leisten wir auch noch. Und schließlich sind wir doch Steuerzahler. Ich trage dem Staat jährlich zwanzig Kronen, und bei der Kriegsgewinnsteuer wird man uns gewiß auch nicht auslassen. Was will man denn eigentlich von uns? Man schränkt sich genug ein und gewöhnt sich nach und nach alles ab: die Praterfahrten, die Automobilreisen. Wo sind die Zeiten . . .“ Ich setze Pipsi auseinander, daß Luxus heute sündhaft ist, daß jeder verzichten muß, aber er hört gar nicht zu, faucht gelangweilt: „Wäh . . .“, und mit einem trügen Versuch, sich zu kraken, schläft er schnarchend ein. Die Jose tritt auf den Zehenspitzen ein und bittet dringend, ich möge mich leise entfernen, denn wenn Pipsi aus dem Schlaf aufgeschreckt wird, kriegt er Kopfweh, und dann sagt das gnädige Fräulein abends wegen Unpäßlichkeit ab . . . Ich überlasse Pipsi wieder seinem gepolsterten Luxusdasein. Auf einem Seidenpolster läßt sich die große Zeit doch leichter ertragen.

Um den richtigen Begriff vom Hundeleben zu bekommen, muß ich mich schon an den bürgerlichen Mittelstandshund wenden. Ein schwarzer behäbiger Dackel, der von seinen Pflegeeltern, einem kinderlosen Ehepaar, Mozzi gerufen wird,

zum Unterschied von dem Herrn des Hauses, den die Gattin Muschi ruft. Die Beiden sind große Hundennarren, und Mozzi ist Mittelpunkt und Hauptinhalt des Ehelebens. Schon im Stiegenhaus höre ich sein ausdrucksvolles Bellen: hau, hau, hau! Aha, heute wird Mozzi gewaschen, ein wichtiges Familienereignis, dem das Ehepaar, die Köchin und die Bedienerin, alle im Kreise hockend, anwohnen. Während Mozzi getrocknet und gebürstet wird, lasse ich mich über bürgerliche Hausmanns- oder Haushundskost informieren. Für Mozzi wird zweimal in der Woche Kuttelfleck gekauft, um eine Krone achtzig. Das wird mit Maisgriß gekocht und soll für drei Tage reichen, aber, wie Hunde schon sind, er frisst alles auf einmal auf, denn er hat gar kein Verständnis für Streckung, Nationierung und Durchhalten. Er denkt überhaupt den ganzen Tag nur ans Essen, hat fortwährend Hunger und ist viel gefräßiger als früher, ein deutliches Beispiel, daß Haustiere die Eigenschaften der Menschen annehmen. Nun suche ich Mozzi bei seinem Bett auf. Er leckt gerade bekümmert sein Fell, und auf die Frage, ob denn das Waschen gar so unangenehm sei, erwidert er melancholisch: „Man gewöhnt sich ja an alles, aber jetzt ist das Waschen wirklich kein Vergnügen. Sind Sie schon einmal mit Salmiakgeist gewaschen worden? Für mich gibt's keine Seife, nicht einmal eine Seifenkarte. Über die Kost will ich nichts sagen, man schluckt ja im Kriege so manches hinunter. Mein Herr ist ein guter Mensch, aber schrecklich gefräßig. Die Käseschwarten nagt er jetzt so gründlich ab, daß mir nur der äußerste Rand mit den Milben bleibt. Frankfurter ist er mit der Haut, und Schinkenspeck, den ich über alles liebe, kommt bei uns überhaupt nicht mehr vor. Ich habe schon ganz ver-

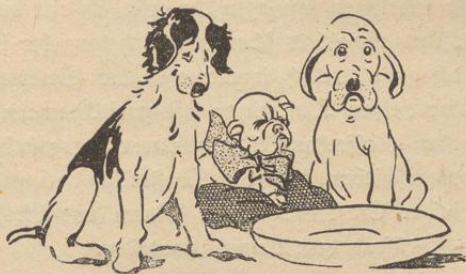
gessen, wie Schinkenspeck riecht. Was nützt es mir, wenn mein Herr mich nach dem Essen mit fettem Munde liebkost: „Mein armes Mozzili, mein gutes Mozzili . . .“, auf solche Liebkosungen belle ich.“ Er nagt eine Weile an meiner Stiefelsohle und fährt dann fort: „Wissen Sie, daß in diesem Hause die fleischlosen Tage streng eingehalten werden? Wie komm’ ich dazu? Die Vorschriften sind doch nur für die Menschen da. Es steht nirgends geschrieben, daß Hunde am Dienstag und Freitag kein Fleisch essen dürfen. Nur zweimal im Monat ist es erträglich. Da wird nämlich eine ganze Gans gekauft, da gibt es Knochen. Ich habe mir hier unter meinem Bett noch einen Gänsekragen gehamstert. Aber, bitte, verraten Sie es meinem Herrn nicht, der kiefelt nämlich noch leidenschaftlicher und gründlicher als ich . . . Warum bin ich gerade ein Wiener Hund? Ein Bekannter, der im Sommer in Ungarn war, erzählt mir Wunder. Dieses Land soll mit Schinkenbeinen und Speckschwarten noch glänzend versorgt sein . . .“ Mit einem resignierten Seufzer beendet Mozzi das Gespräch: „Ja, ja, den ungarischen Dackeln geht es viel besser . . .“

Schließlich hatte ich noch eine kurze Unterredung mit dem Greislerhund in meiner Gasse. Er heißt selbstverständlich Nero, ist struppig, verwildert, stark abgemagert und antwortet auf die lebenswürdigste Anrede mit einem mißtrauischen, gereizten Knurren. Meine Vermutung, daß ihn sein Herr vielleicht brutal behandle, erweist sich als unrichtig: „Mein Herr, der Greisler, ist sogar gegen mich viel weniger grob als früher, denn dazu hat er doch jetzt die Kunden . . . Aber die Kost! Abfälle? Daß ich nicht belle. Die Menschen essen jetzt die Abfälle selber. Höchstens, daß für mich Wruken und Burgunderrüben übrig bleiben, aber das frißt er nicht,

der Nero. Das ist möglicherweise Menschenfutter, aber keine Hundenahrung. Und wenn schon einmal auf der Straße ein Knochen liegt, sind sofort zehn andere Hunde da, und man muß darum kämpfen und sich förmlich anstellen, bis an einen die Reihe zum Nagen kommt . . . Und dazu noch der Maulkorbzwang. Nichts zu essen haben, schlecht behandelt werden und den Maulkorb tragen, das ist zu viel." — Ich blicke ihm tief ins Hundeauge: „Lieber Nero, wem sagen Sie das?“ . . .

Der Vollständigkeit halber habe ich dann noch eine Katze interviewt, aber sie sagte in diplomatischer Weise nichts als „Grau, grau, miau.“ Ferner einen Kanarienvogel, der mit erregtem Piepen Höchstpreise für gelbe Rüben forderte, und schließlich einen Papagei. Er rief zwar fortwährend mit vergnügtem Tonfall: „Durchhalten, durchhalten!“ sah aber dabei sehr verdrießlich drein . . . Im ganzen habe ich leider keine sehr erfreulichen Eindrücke gewonnen bei dieser Wanderung über die sozialen Stufen des Hundelebens, das dem unrigen stellenweise bedenklich ähnlich sieht. Überall Nahrungsorgen, Knappheit, Abmagerung, knurrende Sorgen und verbitterter Neid, täglicher Kampf um den Knochen, und dazu noch Maulkorbzwang — ja, es ist jetzt sehr schwer, Hund zu sein . . .

(1917)



Das Märchen von der Semmel.

Ein Weihnachtsversuch.

Es gibt jetzt nämlich Kinder, viele, viele Tausende, die haben nie etwas anderes gekannt als diese böse, schwere Zeit. Sie sind während des Krieges zur Welt gekommen oder sie waren damals, als er ausbrach, noch ganz klein. Und von der Stunde an, in der sie begonnen haben, die Dinge ringsum zu ahnen und zu begreifen, haben sie immer nur das von Sorge, Not und Haß entstellte Antlitz der Welt gesehen, halten es für ihr wahres und wirkliches Gesicht und glauben gewiß, die Welt müsse so sein, wie sie jetzt ist. Sie wissen auch nicht, um wie vieles es früher, zu unserer Zeit, schöner und leichter war, ein kleines Kind zu sein. Mit einem Kreuzer in der Hand war man wohlhabend, mit einem Sechserl direkt ein Millionär und bei der Obstfrau, beim Maronibrater und beim Zuckerlmann eine beliebte und hochangesehene Kundschaft. Der erste Einkauf, den man als Kind getan hat, das war ein feierlicher, sozusagen der erste Schritt ins wirkliche Leben. Und obwohl es schon unendlich lang her ist, sehe ich mich noch ganz deutlich irgendwo in der Sommerfrische in einem blau-weißen Washanzug mit zwei Kreuzern in der Faust auf den Kaffeehauskellner unternehmungslustig und zaghaft losmarschieren, um ein Wasserküpfel einzukaufen, und aus einiger Entfernung sehen Mama und Großmama liebevoll und prüfend dem kleinen Handel zu . . .

Warum gehen mir solche kindische Erinnerungen und Sorgen durch den Kopf? Wahrscheinlich weil heute Weihnachtstag ist, und da hat auch der Kinderlose das Bedürfnis, sich irgendwie mit Kindern zu befassen, zumindest in Gedanken. Und gerade in diese stille Stimmung hinein muß jetzt das Telephon läuten. Frau Margit ist am Apparat, eine charmannte und dabei wirtschaftliche junge Frau, die mich für den ersten Weihnachtsfeiertag zum Mittagessen einlädt: „Sie müssen mir aber einen kleinen Gefallen erweisen. Wir haben nämlich noch alle Hände voll zu tun, ich, das Fräulein, die Mädchen, um bis fünf Uhr mit dem Baum fertig zu werden. Sie wissen ja, wie schwer man jetzt alles zusammentrommelt. Und da möchte ich Sie bitten, daß Sie sich bis zur Bescherung ein bißchen mit meinem Buben, dem Rudi, befassen. Nur zwei Stunden lang. Gehen Sie mit ihm spazieren, erzählen Sie ihm Geschichten . . . Aber ja, Sie werden es schon treffen. Sie wollen doch gleich nach dem Kriege heiraten? . . . Na also, üben Sie sich einstweilen . . . Punkt vier Uhr holen Sie ihn ab. Er wird schon angezogen sein. Adieu . . .“ Und hat schon abgeläutet.

Da kann man nichts machen. Ich werde in dem Hause gelegentlich als eine Art Aushilfsonkel verwendet, und in einer Familie, in der man jetzt noch so gut ist, muß man sich mit den Kindern verhalten. Übrigens ist der kleine Rudi wirklich ein sehr lieber Bub und, wie der Lantenchor versichert, ungewöhnlich gescheit. Ich selbst kenne ihn eigentlich nicht näher, weil ich mit Kindern unter vier Jahren prinzipiell nicht verkehre: Ich weiß nichts mit ihnen anzufangen. Wie alt kann denn der Rudi sein: Höchstens fünf Jahre. Also auch ein Kriegskind aus der großen Zeit. Worüber spricht man mit so

einem fünfjährigen Buben? Das ist eigentlich keine leichte Aufgabe, und sie setzt mich einigermaßen in Verlegenheit. Knapp, bevor die Kinder schreiben und lesen lernen, sind sie am geschicktesten. Später, wenn sie immer mehr schreiben und lesen, gibt sich das. Und dann sind Kinder in dem Alter auch so unangenehm genau und gründlich, so sachlich: Wieso . . . warum . . . es ist doch . . . kann denn nicht . . . wenn aber . . . solche spitzfindige Einwände habe ich schon gern. Es ist sogar eine sehr schwierige Aufgabe. Mit gebildeten erwachsenen Leuten kann man bald über irgendeinen Unsinn ein tief-sinniges Gespräch führen. Aber worüber spricht man mit einem fünfjährigen Buben?

Das beste ist, ich erzähle ihm einige von den alten guten Kindermärchen. Die werden hoffentlich auch dem geschickten Nudi gefallen. Natürlich muß ich mich ein bißchen vorbereiten, und bei Grimm, Bechstein und Andersen nachlesen. Es sind prachtvolle Märchen darunter. Wie rührend ist die Geschichte vom armen Aschenbrödel, das am Herd stehen und aus der Asche Erbsen und Linsen auslesen muß . . . Ob Nudi das nur verstehen wird? Mein Gott, der Bub hat doch wahrscheinlich noch nie in seinem fünfjährigen Leben eine Erbse oder Linse gesehen, und ich kann auch keine herschaffen. Erklären kann man das nicht, das muß man gegessen haben . . . Na, vielleicht etwas anderes: Korkäppchen. Aber da ist wieder von Kuchen die Rede, der für die kranke Großmutter gebacken wurde. Wahrscheinlich wurde bei Korkäppchen weißes Doppelnullermehl gehamstert, am Ende gar ohne Ausfuhrzertifikat aus Ungarn . . . Nein, durch ein solches vorschriftswidriges Märchen darf man ein kindliches Gemüt nicht vergiften. Hänsel und Gretel ist auch nicht möglich. Der leicht-

sinnige Bub streut Brotstücke auf den Weg, um ihn wieder zu finden. Brotstücke, wo doch jeder Bissen rationiert und racioniert ist. Das ist zu unwahrscheinlich. Da würde mich Nudi am Ende fragen, ob dieser Hänsel eine Zusatzbrotkarte als Schwerarbeiter hatte. Von dem Zuckerhäuschen der Here gar nicht zu reden: Das kann nur im Wege des kartenlosen Schleichhandels entstanden sein. Gibts denn gar keine Märchen, in denen die Approvisionierungsfrage nicht berührt wird? Der gestiefelte Kater würde nur aufreizend wirken, in einer Zeit, in der man wegen eines Paares Fleckerlpatschen seine Anspruchsberechtigung beweisen und beschwören muß. Und die Galoschen des Glücks kommen überhaupt nicht in Betracht, denn der Artikel ist längst ausgegangen . . . Oder soll ich vielleicht die Geschichte vom Hans im Glück erzählen, der einen Klumpen Gold gegen ein Pferd, das Pferd gegen eine Kuh, die wieder gegen ein Schwein und das Schwein gegen eine Gans tauscht? Bei der Geschichte riskiere ich, daß mich der gescheite Nudi mit der entrüsteten Bemerkung unterbricht: „Das ist ja Kettenhandel . . .“ Nein, für Kinder von heute passen die alten Märchen nicht. Sie sind unverständlich und unwahrscheinlich geworden, es fehlen die Voraussetzungen. Ich würde mich nur der Blamage aussetzen, daß mir Nudi an Hand der Vorschriften des Ernährungs- und des Volksbekleidungsamtes beweist, daß alle diese holden Märchenfiguren eigentlich Zuwiderhandelnde sind: Und wenn sie ihre Geldstrafe nicht gezahlt haben, so sitzen sie noch heute . . .

Aber muß ich das Märchen denn durchaus in alten Büchern suchen? Es gibt doch ein viel näher liegendes Märchen: die gestrige, die kleinere, aber wohlschmeckendere Zeit, in der wir Erwachsenen alle noch mit einem Fuße und dem halben

Gemüte stehen, das Märchen von der reichen Fülle, vom mühe-
losen Genuß und von der Zufriedenheit. Ich brauche den
kleinen Rudi nur bei der Hand zu nehmen, mit ihm durch die
Straßen zu gehen und ihm das große Bilderbuch zu zeigen:
das Märchen vom verschwundenen Wiener Leben. Der Text
ist weg, aber die Illustrationen sind noch da, überall hängen
noch die alten Geschäftsbilder: beim Delikatessenhändler
das Stilleben von Käse, Teebutter und Tafelobst, beim
Milkmeier die freundliche Kuh, die dreimal täglich frisch ge-
molken wird. Und erst beim Bäcker, dieses Füllhorn, aus dem
sich ein wahrer Segen von Kleingebäck über die frühstückende
und jausnende Menschheit ergießt: Laberln, Paunzerln,
Kipferln, Weckerln und Semmeln, Kaisersemmeln, dieser
primitivste und volkstümlichste Ausdruck der Friedensseh-
sucht. Da ist ja das Weihnachtsmärchen, das ich suche: es
war einmal eine Semmel . . . Aber ich fürchte, das ist auch
mehr ein Märchen für Erwachsene und nicht für Kinder von
heute, die nur trockenes Kriegsbrot und Gemeindemarmelade
kennen. Rudi würde ja nichts sagen, dazu ist er zu wohl-
erzogen, aber denken würde er sich: „Was für unwahrschein-
liche Sachen einem diese erwachsenen Leute erzählen. Der
Aushilfsonkel muß auch schon uralt sein.“

Nein, ich geb' es auf. Ich muß bei Frau Margit leider
absagen. Ich kann einem fünfjährigen Buben von heute kein
Märchen erzählen, ich kann mich mit ihm nicht verständigen,
denn wir sind Menschen aus ganz verschiedenen Zeitaltern.
Es ist auch nicht die richtige Märchenstimmung. Die Wirk-
lichkeit ist noch immer viel zu laut, viel zu irritierend. Erst
bis die täglichen Sorgen, der Haß, die Unerbittlichkeit, bis
das alles weit hinter uns liegt und unbegreiflich geworden ist,

dann lassen sich wieder schöne Märchen erzählen, je unwahrscheinlicher, je üppiger, reichlicher und zufriedener, desto besser. Heuer geht's noch nicht, aber nächstes Jahr zu Weihnachten, da geht es schon bestimmt, denn dann ist alles längst vorbei und fast vergessen und verschmerzt. Und dann lade ich mir den Nudi und eine ganze Menge kleiner Buben und Mädeln in meine Junggesellenwohnung ein, zu einer großen Kinderjause mit Schokolade, Schlagobers, Krapfen, Torten, Zuckerln und sogar Drangen. Wenn sie sich auch ein bißchen den Magen verderben, das macht nichts, das gehört dazu, zum richtigen Jungsein. Und wenn sie dann nicht mehr weiter können und mich bitten, etwas zu erzählen, dann fange ich mit meinem Märchen an: Es war einmal eine große Zeit . . . oh, was für ein wunderschönes Märchen wird das sein.

(1917)



Die Freuden der Geselligkeit.

Ein Silvesterbericht.

Wie haben Sie Silvester verbracht? . . . Diese Frage gehört zu den Dingen, über die man in den ersten Tagen nach Neujahr bei jedem Schritt stolpert. Das Spaziergehen, jetzt ohnedies ein unsicheres und lebensgefährliches Vergnügen, wird durch Bekannte verschärft, die einen mitten im besten Weitsprung über irgendein Schneehindernis anhalten und unerbittlich Rechenschaft fordern: wo und wie man den Silvesterabend zugebracht habe, ob in einem Lokal oder im geschlossenen Kreise, wie lang man aufgeblieben sei, ob man einheimischen oder französischen Sekt getrunken habe, lauter Fragen, die nur ein Vorwand sind, um die eigenen Silvester-genüsse aufzuzählen. Was nämlich schon einige Zeit zu beobachten ist, das konnte man an diesem letzten Abend des Jahres ganz deutlich feststellen, nicht auf der Straße, aber in geschlossenen Räumen: daß, trotz aller eingelernten und aufgezwungenen Mäßigkeit, der alte Hang zur Uppigkeit wieder auflebt, daß man sich, zur Entschädigung für die lange Hungerkur, um jeden Preis einen vergnügten Abend antun und krampfhaft möglichst viel gute Dinge genießen will. Die guten Dinge, die man jetzt bekommt, sind zwar meistens sehr schlecht, aber man ist fest entschlossen, zu genießen, möglichst lang aufzubleiben, möglichst viel zu essen, zu trinken, zu rauchen und zu lachen, weil es die anderen genau so machen

und weil man ihnen zeigen will: so fesch und lustig wie du bin ich auch.

Am schönsten und passendsten wäre es natürlich gewesen, den Silvesterabend mit sich allein zu verbringen, in den eigenen stillen vier Wänden, bei einer Flasche Wein, einem guten Buch und unter nachdenklich zurückblätternden Betrachtungen. Um Mitternacht wollte ich mir dann selbst zutrinken, mir vor dem Spiegel einen Neujahrskuß geben und mir herzlich gratulieren, daß ein Kriegsjahr wieder glücklich überstanden sei. Aber von diesem stillen Silvesterprogramm habe ich mich im letzten Augenblick durch folgende Einladung abbringen lassen: „Herr und Frau K. würden sich freuen, Sie am Silvesterabend nach dem Nachtmahl bei sich zu sehen. Es wird gebeten, eine Kleinigkeit mitzubringen.“ Das sind wenigstens aufrichtige Leute, dachte ich mir, die unter dem scherzhaften Anschein, ein Picnic zu veranstalten, offenbar ihren Wirtschaftsbedarf für das kommende Jahr decken wollen. Ich habe während des ganzen Krieges nicht in dem Hause verkehrt, aber sie sind immer sehr einfache und bescheidene Leute gewesen, es kann also ganz gemütlich werden. Was für eine Kleinigkeit soll man da mitbringen? Ich besitze weder Feigentaffee, noch Kernseife oder Waschsoda oder was sonst jetzt ein Hausfrauenherz erfreut. Das Beste, ich frage mich bei der Dame telephonisch an. Worauf mir der Bescheid wurde, daß alles schon reichlich vorhanden sei, höchstens Zigaretten wären noch erwünscht, aber nur importierte. Es schien mir, als ob die Stimme dieser einfachen kleinen Frau heute so selbstbewußt und überlegen klinge — aber vielleicht waren das nur die störenden Nebengeräusche des Telephons. Die Leute sind ja so bescheiden und direkt glücklich, wenn ein gutsitgender

Smoking unter ihrem niederen Dach erscheint. Dieses anno vierzehn geschneiderte, aber noch sehr rüstige Kleidungsstück zog ich auch an, fest überzeugt, in dieser Silvestergesellschaft der Eleganteste, Fashionabelste und Wohlhabendste zu sein, und das ist ja immer das Wichtigste.

Das Dach war zwar nicht höher geworden, aber die ganze Wohnung sah merkwürdig verändert aus, das Vorzimmer strahlend hell elektrisch beleuchtet, so daß man die an der Wand hängende Tabelle des sparsamen Stromverbrauches deutlich lesen konnte. Der dienstbare Geist des Hauses, ein Mädchen für alles, trat mir, als mondäne Zofe verkleidet, entgegen und half mir aus meinem Pelz, auf den ich seit Jahren stolz bin, der mir aber neben den hier hängenden funkelnagelneuen Stadtpelzen plötzlich sehr minderbemittelt erschien. Was ist denn hier los? Ich hatte wohl gehört, daß es dem Manne im Kriege, wie so vielen, besser gehe als früher, daß er sich, wie der schöne Ausdruck lautet, geholfen habe — sollte ich am Ende unter das niedere Dach eines Kriegsgewinners geraten sein? Der Hausherr erschien jetzt in der Thür, in einem sichtlich überzahlten Smoking und preistreiberisch glänzenden Lackshuhen, und begrüßte mich mit einem herablassenden „Grüß Sie Gott, lieber Freund“, wobei ich das Gefühl hatte, daß er mir gleichsam mit der Stimme gönnerhaft auf die Schulter klopfte. Drin bewillkommte mich die anmutige Hausfrau, auf allen Seiten dekolletiert wie zu einer Redoute, die Schultern, Arme und der Nacken mit der ganzen Mehlkopsquote bedeckt. Sie führte mich ins Sitzzimmer, wo ähnliche Damen saßen und mehrere sehr selbstbewußte Herren, alle im Smoking. Bloß ein feierlicher junger Mann war im Frack und gab dazu eben einen Kommentar,

indem er anmaßend sagte: „Nur der Frack ist der Gesellschaftsanzug des wahren Gentleman. Der Smoking ist nichts als ein legerer Hausanzug.“ Er sagte übrigens statt „Smoking“ konsequent „Smoke“, wodurch er sich rasch meinen Haß zuzog. Unter den Anwesenden fiel mir noch ein sehr junges Ehepaar auf, das einander keinen netten Blick und kein gutes Wort gönnte. Die Hausfrau flüsterte mir erläuternd zu: „Die beiden haben erst kürzlich aus Liebe geheiratet.“ Die Konversation bestand aus dem Theater- und Konzertrepertoire, im Imperfektum abgewandelt, aus Börse- und Nachrichten, Juwelenpreisen und Semmeringberichten. Die Dame zu meiner Linken sagte schwärmerisch: „Mengelberg“, und der Herr zu meiner Rechten: „Ich bin sehr fest auf Skoda“, und ich erkannte, daß ich hier der Mindestbemittelte sei, in dieser Gesellschaft von Leuten, die sich offenbar durchwegs „geholfen“ hatten.

Das waren die geistigen Genüsse. Wirkliches Leben kam aber erst in die Gesellschaft, als man dann zum kalten Büfett geketert wurde. Das läßt sich überhaupt nicht beschreiben, und auch die zahlreichen Worte der Lebensmittelfarten und Ernährungsvorschriften reichen nicht aus, um dieses Büfett zu schildern. Vom weißen Salzstängel bis zur Schokoladecreme, vom Bohnenkaffee bis zum Pilsner Urquell war einfach alles da, was nicht zu haben ist. Kein Bissen, der nicht redlich gehamstert und ehrlich überzahlt war. Da sagt man immer, die Lebensmittel seien versteckt. Ist ja gar nicht wahr. Hier liegen sie ganz ungeniert und herrlich arrangiert. Eine Razzia in der Silvesternacht würde genügen, um Wien auf Wochen hinaus zu versorgen. Aber an einen solchen nahrhaften Silvesterulk denkt natürlich keine Instanz.

Mittlerweile waren im Nebenzimmer schon die Spieltische hergerichtet worden: lauschige Tarock-, Bridge- und Pokertische und in der Mitte der Roulettetisch. Nun trat das Geld in seine Rechte, und die Konversation beschränkte sich auf die regelmäßigen Rufe: „Wer gibt?“ ... „Ich passe“ ... „Zwanzig Kronen auf Zero“ ... „Ich hab' Vierlinge...“ Es war einfach reizend. Namentlich die jungen Frauen bekundeten einen schönen Eifer, das Geld ihrer Männer los zu wer-



den, und jeden Augenblick griff eine nach dem Banknotenhäufchen ihres Ehegemahls: „Gib mir hundert Kronen.“ Jetzt erst fing ich an zu verstehen, wie die gastfreundliche Aufforderung gemeint war: „Man bittet eine Kleinigkeit mitzubringen“ — nämlich eine Handvoll Banknoten. So betätigte man sich bis Mitternacht, und der Eintritt des neuen Jahres wurde eilig und pflichtschuldig mit Prostrufen, Champagner, heißen Würsteln und kühlen Küßeln gefeiert, wobei der junge Mann im Frack sich ans Klavier setzte und zur Weihe der Stunde

die letzten Operettenschlager spielte. Dann kehrte man sofort an die Spieltische zurück, und die Geselligkeit ging weiter: „Wer gibt?“ ... „Ich passe“ ... „Zwanzig Kronen auf Zero“ ... „Ich hab' Bierlinge...“

Wahrscheinlich sitzen sie jetzt noch dort und spielen. Ich habe das Ende nicht abgewartet, sondern mich ins Vorzimmer geschlichen, mir dort den schäbigen Pelz ausgesucht, nämlich meinen eigenen, und war froh, als ich wieder auf der Gasse stand. Zwei Uhr nachts. Also hat das einen Sinn und soll das der Übergang zur Friedenswirtschaft sein? Die ganze strenge Schule der Mäßigkeit und Knappheit scheint bei manchen nur das entgegengesetzte Erziehungsergebnis erzielt zu haben und darum beginnen sie das neue Jahr genau so wie sie das alte beenden: daß sie möglichst lang aufbleiben, mehr essen, trinken und rauchen, als ihnen Bedürfnis ist. Jedesmal, wenn man aus einer Gesellschaft kommt, ist die Erinnerung an die anwesenden Damen sozusagen der Nachgeschmack, der einem von der ganzen Geselligkeit bleibt, und diesmal ist er wirklich nicht sehr angenehm. Und in der zurück- und vorausblickenden Silvesterstimmung fragt man sich unwillkürlich: gibts denn nirgends mehr ein altmodisches bescheidenes, einfaches Mädchen, das mit dem Mehl kocht, statt es sich auf die Schultern und Nacken zu streuen, und das mit dem Geld ihres Mannes nicht Hasard spielt, sondern bloß wirtschaftet? ... Ich will ja gegen diese gutgelaunten und lebenslustigen mondänen Frauen nichts gesagt haben. Aber ich möchte mit keiner von ihnen glücklich verheiratet sein ...

(1918)

Wurfelprater in Moll.

Unterhaltungsversuch eines Melan- cholikfers.

Wodurch ich so melancholisch geworden bin? Einfach dadurch, daß ich mich fortwährend unterhalten muß. Jetzt ist ja das ärgste schon vorüber, aber es war heuer sehr arg. Diese Unterhaltung wider Willen ist wirklich kein Spaß, namentlich, wenn man gewohnheits- und berufsmäßig meistens jene Theater besucht, in denen das ernste Genre gepflegt wird: Operetten, Schwänke und Possen. Bei Schwänken sitze ich immer todunglücklich auf meinem Eckstuh, betrachte verbittert den grundlosen Übermut auf der Bühne und gehe mit mir selbst Wetten ein, daß dieses und jenes jetzt unbedingt kommen muß. Jetzt wird der Komiker samt dem Diwan, unter dem er sich versteckt hat, hinausgetragen werden — wird schon getragen. Jetzt wird die komische Alte sagen: oh, ich berste — berstet schon. Und der festsche Bonvivant in Nöten: halt, ich hab's — hat es schon. Noch viel ärger ist es aber bei Operetten, die ja schon deshalb unangenehm empfunden werden, weil sie, um mit Wilhelm Busch zu reden, mit einem Geräusch, Operettenmusik genannt, verbunden sind, das sich in den Finali zu beträchtlichem Lärm steigert. Das muß so sein wegen der tragischen und erschütternden Vorgänge. In der einen Operette bricht einem Maler wegen einer Fürstin das Herz, in der anderen Operette bricht wieder ein anderer Maler das Herz eines Bauernmädchens. Und ich kann mir nicht helfen,

aber mich erschüttert und alteriert das ungemein, weil ich eben ein Gemütsmensch bin. Derart wird der bescheidene Nest Frohsinn und Lebensfreude, den die Schwankautoren mir gelassen haben, durch die Librettisten und Operettenkomponisten rücksichtslos zerstört und ich sitze als hoffnungsloser Melancholiker auf meinem Eckstuh, an der Menschheit verzweifelnd.

So ist mein Gemütszustand um diese Zeit beschaffen, wo die Saison die sympathische Absicht bekundet, zur Meise zu gehen. Der Frühling ist da, jene holde Jahreszeit, wo immer weniger Autoren längs der Rampe sprießen und dafür Veilchen und Primeln wiederholt erscheinen können und die Natur sich nach bewährtem Premierenmuster in einen Blumenhain verwandelt. Da hat auch der melancholisch gewordene Theaterbesucher plötzlich das Bedürfnis, sich irgendwo im Freien und Grünen auf harmlose Art aufzuheitern, und das beste wienerische Hausmittel gegen Trübsinn ist gleich bei der Hand: der Wurstelprater. Das ist das Richtige für mich: naive Volksbelustigungen, primitive Heiterkeit, urwüchsige Spässe, dort werde ich die Saisonmelancholie gewiß anbringen.

Von Jugend- und Friedensreminiszenzen begleitet, fahre ich also an einem dieser halb verregneten Aprilmachmittage hinunter, bis zum Zirkus Busch. Hier muß die traditionelle Wurstelpraterwanderung immer beginnen. Es ist noch wenig Publikum da und folglich auch wenig Stimmung. Die Rutschbahn, die einmal ein aufregend halsbrecherisches und lebensgefährliches Vergnügen war, ist ganz verödet, weil sie offenbar unter der Konkurrenz der Straßenbahn leidet. Bei diesen Buden fehlt allerdings die wichtigste Attraktion: der

Ausrufer. Der typische Praterausrufer scheint verschwunden zu sein. Jetzt gibt es hier nur eine Art Ausruferersatz: schwächliche, traurige Burschen, grotesk geschminkt, die sich in regungsloser Pose hinstellen, denen aber sonst nicht viel einfällt.



Jrgend welche Wurstelpraternovitäten sind nicht zu sehen, bloß die alten strapazierten Rätsel, Wunder und Geheimnisse, und nur der vielbewunderte Taucher ist nicht mehr auf seinem Posten. Wahrscheinlich hat er diese romantische, aber unsichere Beschäftigung mit der eines Schleichhändlers vertauscht und derart viel rascher seinen Gewinn ins Trockene gebracht. Auch die Dame ohne Unterleib, die sich immer so vergnügt auf ihrem Postament wiegte, vermissе ich schmerzlich. Gewiß hat sie sich einem anderen Frauenberuf zugewendet, der ein ganzes Weib erfordert. Die Eintrittspreise sind überall wesentlich gestiegen, und das Sechserl, mit dem man früher einmal hier als Kind ein reicher Mann war, hat wesentlich an Kaufkraft eingebüßt. Eine einzige Tour auf dem Ringelspiel kostet

jekt zwanzig Heller. Das „Schießen der Herr“ ist noch immer halbwegs erschwinglich, aber das beliebteste Ziel, das auf dem Wasserstrahl tanzende leere Ei, fehlt. Es soll jedoch den Schießbudenbesitzern von den Approvisionierungsinstanzen eine baldige reichliche Zufuhr von leeren Eiern in Aussicht gestellt worden sein. Bloß der Watschenaff ist nicht unter die Preistreiber gegangen: die Watschentare beträgt nach wie vor unverändert drei Kreuzer, und wer seinem Unmut über die Teuerung und sonstige Zeiterscheinungen einen behördlich gestatteten Ausdruck geben will, kann sich hier ein billiges Vergnügen verschaffen. Die Wiener dürften von dieser Einrichtung heuer eifrigen Gebrauch machen, schon deshalb, weil der Watschenaff das einzige ist, was nicht teurer geworden ist.

Aber das ist doch nicht die richtige Wurstelpraterstimmung. Es fehlt der Lärm, das Gedränge, der Übermut, und ich bin schon wieder im Begriff, enttäuscht meiner Wege zu gehen, als eine Kinderansammlung vor einem kleinen Gasthaus meinen Schritt hemmt. Die Kinder blicken aufgeregt durch die Lücken des Zauns, werden aber in diesem Gratisenthusiasmus bald von dem buckligen Portier gestört. Jetzt weiß ich schon, was hier los ist: hier treten „Künstler“ auf. Genau so bin ich einmal von fast demselben Portier weggeschleucht worden oder habe mich vor dem gefürchteten Sammelsteller beschämt zurückgezogen. Später, wenn man die nötigen Kupfermünzen hat, kommt man nicht mehr hieher, weil man vor lauter Kunst nicht mehr die Zeit findet, zu den „Künstlern“ zu gehen. Heute muß ich unbedingt hineingehen, das ist etwas für mich. Schon das Programm ist unwiderstehlich. Es verspricht das Auftreten sämtlicher engagierten Künstler in dem großen Drama „Zigeunerblut“ oder: „Das weg-

gelegte Grafenkind". Also, wenn mich das nicht aufheitert, dann ist mir überhaupt nicht zu helfen. In dem Gasthausgarten ist ein Parkett von Kopftüchern, feldgrauen Kappen und bunten Hüten versammelt, lauter kleine Leute, die sich einen guten Nachmittag antun wollen, soweit das heute möglich ist. Vorläufig essen sie Würstel und trinken Himbeer- und Zitronkracherl dazu. Bier gibt's erst ab fünf Uhr. Die Produktionen beginnen damit, daß ein Fräulein einem schwarzen Kasten mit Pianinovergangenheit unaufhörlich Reste von Märschen und Walzern entnimmt. Sie spielt nach dem musikalischen Prinzip: gehupft wie gesprungen und blickt dabei aufmerksam in die Noten, offenbar, damit sie genau weiß, an welchen Stellen sie daneben greifen muß. Hierauf folgen Solonummern: ein Komiker mit einem verzweifeltsten Gesicht, eine ältliche Equilibristin in jugendlichen Seidenhöschen und ein Muskelmann und eine Muskeldame, offenbar ein Ehepaar, das sich gegenseitig das Schwerste zumutet. Nach dieser Nummer steigt ein Mann aus dem Publikum resolut über die Tische auf die Bühne hinauf, um sich zu überzeugen, ob die Hanteln auch wirklich ihr ordentliches Gewicht haben, ein Kontrollverfahren, das sich auch bei Premieren nach den Aktschlüssen manchmal sehr empfehlen würde.

Nun greift die Pianistin im Bass heftig daneben, ein Zeichen, daß die große Pantomime beginnt. Sie spielt sich zwischen einem herzigen Diandl, einem hartherzigen alten Jaga, einem jungen Jaga und dem heimkehrenden Urlauber ab und wird durch das geheimnisvolle Dazwischentreten eines frommen Einsiedlers und einer Kräuterfrau sehr spannend. Es wirken tatsächlich alle engagierten Kräfte mit, sogar die Frau, die die Billette verkauft und der bucklige Portier. Es

ist eigentlich keine reine Pantomime, denn wenn die energischen Handbewegungen nicht mehr ausreichen, vernimmt man plötzlich Ausrufe, und zwar zumeist wienerische Verbalinjurien: Lump, verdächtiga, Gallot. Wenn dann der Vorhang fällt oder richtiger rutscht, stehen aber alle wieder in tadelloser Wachsfigurenhaltung da. Sehr anheimelnd wirkt es auch, daß die Darsteller, wenn sie nicht auf der Bühne beschäftigt sind, im Gasthausgarten erscheinen und ungeniert ihren privaten Verrichtungen nachgehen. Der Urlauber stopft Zigaretten, der hartherzige alte Jaga pußt ein Paar Stiefel und der fromme Einsiedler borgt sich von einem Bekannten Geld aus.

Aber wo bleibt das weggelegte Grafenkind? Die Sache stimmt nicht, und im Laufe des zweiten Aktes entdecke ich, daß man ein ganz anderes Stück spielt: „Der letzte Schuß“ oder: „Das Geheimnis der alten Kräuterwabi“. Und gleichzeitig bemerke ich, daß ringsum alles vergnügt lachend ist und trinkt, und daß ich eigentlich der Einzige bin, der tiefernst und ergriffen zuhört. Ich sehe schon, auch der Wurstelprater kann mich nicht aufheitern, und deshalb gehe ich weg, ohne den letzten Schuß und das Geheimnis der alten Kräuterwabi abzuwarten. Überdies ist es höchste Theaterzeit, heute Abend ist wieder Premiere, die unerbittliche Schwankpflicht ruft, da gibt's nichts zu lachen. Du lieber Gott, das ist ein trauriges Dasein. Mir ist eben nur auf eine Art zu helfen: alle Wiener Theater müssen Operettenbühnen werden und überall muß vom Herbst bis zum Sommer fortlaufend dieselbe Walzertragödie gespielt werden. Dann brauche ich nur einmal in jedes Theater zu gehen, weine mich am Saisonbeginn ordentlich aus und habe Ruhe. Auf diese ideale Saison freue ich mich wirklich.

(1918)

Besuch aus dem Feld.

Unlängst habe ich nach sechzehn Monaten meinen Bruder wieder gesehen. Das ist natürlich nur eine ganz private Angelegenheit, ein rein persönliches Erlebnis. Aber weil jetzt Tausende genau dasselbe Erlebnis haben und es vielleicht auf eine ähnliche Weise empfinden, will ich doch davon ein bißchen erzählen. Alles, was man jetzt mitmacht, das Frohe und das Traurige, Wiedersehen und Abschied, das geht einem viel näher, wirkt tiefer, irritierender, überhaupt ganz anders als früher einmal. Wer von uns kann denn, auch im Privatleben, noch so bedächtig und gemüthlich empfinden wie vor zwei, drei Jahren, in der guten alten Zeit von 1913. Es ist ein sonderbarer Zustand des Gemüthes, der etwa dem eines Klaviers gleicht, auf dem zu viel und zu heftig gespielt worden ist. Kein Wunder, wenn Tasten und Stimmung, Pedal und Dämpfung nicht mehr ganz in Ordnung sind, daß der Bass zu dumpf klingt und die hohen Töne zu schrill, und wenn man einen Ton anschlägt, wollen gleich alle anderen Saiten mitschwingen. Da ist es sehr schwer, erakt und harmonisch zu spielen, und ich bitte um Entschuldigung, wenn nicht alles stimmt und ich einmal daneben greife. Ich kann wirklich nichts dafür, denn ich warte ja schon so lang auf den Klavierstimmer, der mich halbwegs in Ordnung bringt.

Mir scheint, das war schon ein kleines Danebengreifen, denn ich will ja von etwas ganz anderem sprechen, nämlich

von dem Wiedersehen nach sechzehn Monaten. Das ist eine schrecklich lange Zeit. Ich weiß nicht genau, wie viel Tage es sind, aber jedenfalls sind es einige hundert Feldpostbriefe und Feldpostkarten. Die hebt man sorgfältig auf wie wertvolle Dokumente und bei jedem Brief sagt man sich beschwichtigend: einmal muß er ja doch zurückkehren. Dann kommt ein Brief, in dem steht das tröstliche Wort: Urlaub, in Gesellschaft der Worte „wer weiß . . . vielleicht . . . hoffentlich . . .“ Dann hört man eine Woche lang gar nichts, bis eines Tages zeitlich morgens ein Einspänner vor dem Hause hält. Alles gerät sofort in die größte Aufregung. Marie I und Marie II, Köchin und Stubenmädchen, sind schon unten beim Tor, wo auch einige Nachbarn und Schulkinder teilnehmend stehen bleiben. Ich selbst blicke noch etwas unausgeschlafen hinunter: wo ist denn eigentlich mein Bruder? Ich sehe einen fremden Offizier, einen wuchtigen Oberleutnant, von oben bis unten sehr feldmäßig und in einem Mantel, den man nicht elegant nennen kann. Er befiehlt irgend etwas dem Diener, der jetzt vom Bock steigt und das Gepäck ins Haus trägt. Den Diener, den erkenne ich schon und noch rascher den Koffer. Es ist noch derselbe kleine dunkelbraune Offizierskoffer, den wir alle so gut kennen, in dem so wenig Platz hat und in den man doch so viel Wünsche, Hoffnungen und Liebe packen kann . . . Mir scheint gar, der Anblick dieses Koffers freut und rührt mich im ersten Moment mehr, als der meines Bruders — ich bin eben noch sehr unausgeschlafen.

Zunächst hat die Rückkehr des k. k. Landsturmoberleutnants die eigentümliche Wirkung, daß das ganze Hauswesen auf dem Kopf steht. Frühstück und Morgenblatt bekommt er

ins Bett, der Speisetzettel richtet sich nach ihm, Marie I und Marie II sind nur zu seinen Diensten da, alles für den Herrn Oberleutnant. Ich komme überhaupt nicht mehr zur Geltung. Niemand pußt meine Schuhe, niemand kümmert sich um meine Kleider, niemand lacht über meine Witze, über die man doch schon seit Jahren lacht. Alles hört nur meinem Bruder zu, und wenn ich es versuche, auch einmal ein Wort anzubringen und ihm berichte, was für feinsinnige und geistreiche Sachen ich während seiner Abwesenheit geschrieben habe, hört er höflich, aber sichtlich zerstreut zu und erwidert: „Da ist einmal zu unserer Gruppe ein Oberstleutnant von Honved gekommen . . .“, da sieht man, wie der Krieg die Menschen verändert.

Wenn ich dann mit ihm ausgehe, wird die Sache noch ärger. Alle meine persönlichen Vorzüge, die mir teils angeboren, teils vom Schneider geliefert worden sind, scheinen plötzlich nicht mehr vorhanden zu sein, und ein noch so gut sitzender neuer Ulster verschwindet neben einem abstrapazierten feldgrauen Offiziersmantel, den man entschieden nicht elegant nennen kann. Die des Weges kommenden Mädchen blicken an mir vorüber und durch mich hindurch auf meinen Bruder, als ob ich Luft wäre oder eine alte Tante. Dasselbe trägt sich übrigens in unserer Küche zu, wo neben dem feldgrauen Diener die schönsten Briefträger und Monteure verblaffen, umso mehr, als er sich mit heftigen Heiratsabsichten trägt und sich verloben will. Ich weiß nicht, ob mit Marie I oder mit Marie II oder mit allen beiden — das wird sich ja bis zum Friedensschluß zeigen.

Natürlich hat der nach so langer Zeit nach Wien Zurückgekehrte auch das Bedürfnis, sich ein bißchen in der Stadt

umzusehen und zu zerstreuen, und ich muß dabei den Fremdenführer machen. Wir bleiben also vor einem plakatierten Vergnügungsanzeiger stehen, um uns für den Besuch eines Theaters zu entscheiden. Die Wahl ist nicht leicht, denn ein Stück scheint besser und erfolgreicher zu sein, als das andere. Überall verkünden rote Buchstaben triumphierend die Auführungszahl, das persönliche Auftreten des gastierenden Lieblings und das eigenhändige Dirigieren des Komponisten, da hat sich nichts geändert. Welche Operette soll man sich eigentlich ansehen? Ich kenne selbst nicht alle, aber da er sich nach dem Inhalt erkundigt, so sage ich: „Es ist halt eine Liebesgeschichte.“ — „Und was kommt denn in der anderen Operette vor?“ — „Auch so eine Liebesgeschichte.“ — „Und in dieser?“ — „Es dürfte überall ungefähr dasselbe sein, wie immer: im ersten Aktschluß schwören sie sich ewige Liebe, im zweiten Aktschluß ewigen Haß, im dritten Aktschluß ewige Ehe . . .“ — „So,“ sagt mein Bruder enttäuscht, „lauter Liebe — ah, dafür gebe ich nichts aus.“

Am schönsten ist es aber, wenn wir spät abends in unserem altmodischen Speisezimmer beisammen sitzen. Der bunte Ofen, die schwerfälligen Kredenzen, die großen Familienbilder blicken herzlich und wohlwollend auf uns, und die alte geschnitzte Uhr an der Wand schlägt falsch wie immer, als ob sie eine längst verklungene Zeit anzuzeigen hätte, in der es auf einige Stunden mehr oder weniger nicht angekommen ist. So sitzen wir stundenlang, nach früherer Gewohnheit debattierend und spintissierend, und es tritt kaum eine Pause ein, weil ich immer wieder sage: „Wie war denn das damals? Da seid ihr noch in den Karpathen gewesen, nicht wahr?“ Und

noch einmal ziehen die zwanzig Kriegsmonate vorüber, und ich verstehe das Unfassbare jetzt viel besser, wo ich es in der menschlichen Verkleinerung eines mir nahe gehenden Einzelschicksals sehe. Alles mögliche erzählt mein Bruder, Idyllisches und Furchtbares, Heiteres und Düsteres, und dabei schaue ich ihn mir genauer an und entdecke, daß er noch immer dasselbe liebe, nervöse und kurzfristige Konzipientengesicht hat, daß er genau der gleiche Mensch geblieben ist. Dazu schlägt die Uhr fünf, das heißt so viel wie Mitternacht und schlafen gehen.

Und auf einmal sind die vierzehn Tage um, und der Urlaub ist zu Ende. Da ist es einem, als ob man die Zeit mit lauter Nichtigkeiten vergeudet hätte, und man möchte es im letzten Augenblick gutmachen, kauft irgend was ein, übernimmt Wege und Besorgungen, weil solche kleine Liebesdienste immer das beste Mittel sind, um nicht zu verraten, wie sehr man ergriffen ist. Denn jetzt kommt wieder das böse Abschiednehmen. Der Einspanner steht vor dem Tor, der kleine dunkelbraune Koffer wird aufgeladen, der feldgraue Diener und Marie I und II winken um die Wette. Und dann noch die letzte Viertelstunde auf dem Nordbahnhof, in einem Gedränge von Urlaubern, von Einrückenden und Rekonvaleszenten, von heimkehrenden Flüchtlingen, ein Durcheinander, das auf den Abschiedsschmerz betäubend wirkt. Man spricht noch einige belanglose Worte: „Wann kommst du an? Wo wirst du frühstücken?“ Doch gerade in solchen nichtigen Sätzen steckt viel mehr als in den schönsten, gefühlvollsten Worten.

Einsteigen. Aber für Zivilpersonen ist der Perron bis zur Abfahrt des Militärzuges gesperrt. Es ist vielleicht besser so, und wir wollen es auch kurz machen: „Also, lieber Gustl,

hoffentlich . . ." Ja, dieses Wort kommt einem jetzt fortwährend auf die Lippen. In allen Gesprächen, allen Briefen sagen alle Menschen genau dasselbe, kein anderes Wort wird jetzt in der Welt so oft ausgesprochen, niedergeschrieben und gedacht. Und auch beim Abschiednehmen, beim letzten Blick und Händedruck spricht man stumm dieses geduldige und sehnfüchtige kleine Wort, das alles sagt: hoffentlich. (1916)

Walzermärchen.

Erinnerungen eines Nichttänzers.

Jeden Nachmittag um die Dämmerstunde kommt der alte Werkelmann in den Hof des Nachbarhauses und spielt auf seinem heiseren, kurzatmigen Instrument dasselbe Stücklein herunter. Einen jener älteren Wiener Walzer, die mit drei zögernden Tönen langsam beginnen: „Soll ich tanzen oder nicht?“ um dann unbekümmert flott einzusetzen: „Ich tanz' ja schon.“ Mir scheint, der Walzer ist von Josef Strauß und heißt: „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust.“ Gewöhnlich höre ich gar nicht zu und beachte die jammervoll fidel zirpenden Töne kaum. Warum muß ich gerade heute fortwährend hinhorchen, warum stört mich plötzlich dieser Walzer und läßt mich nicht weiterarbeiten? Vielleicht, weil morgen Faschingssonntag ist. Sehr nett ist dieser alte Walzer, so harmlos und sorglos vergnügt: ein Walzer aus besser approvissonierten Tagen. Mir scheint, nach dem Walzer habe ich Sechschritt gelernt oder wenigstens vergeblich versucht, ihn zu erlernen. Ob jetzt noch immer in den Tanzschulen so eifrige und leidenschaftliche erste Versuche im Hopfen und Flirten gemacht werden? Überhaupt, was machen jetzt eigentlich die jungen Mädchen ohne Fasching? Sie zahlen bei dem ganzen Krieg am meisten drauf, denn er hat sie um etwas gebracht, wofür es keinen Ersatz und kein Nachholen gibt: um Jugend, um Tanz und hundert andere dumme Nichtigkeiten. Die einen waren damals Kinder, Backfische an der Faschingschwelle, und die

anderen heiratsfähige Mädchen an der Schwelle des Faschingsausganges. Sie alle sind dort stehen geblieben und warten, warten seit vier Jahren auf etwas, worauf wir alle sehnsüchtig warten. Wir erwachsenen Leute nennen es normale, geordnete Verhältnisse, und die Mädchen nennen es Walzer.

Das Werkel spielt fort und fort denselben Walzer. Aber immer lauter, voller, hinreißender, und jetzt klingt es schon wie ein ganzes Orchester. Und was ist denn das: das stille, dämmerige Zimmer füllt sich mehr und mehr mit Mädchenköpfen. Ich sehe sie nur ganz unbestimmt, wie durch einen Schleier: große, neugierige Mädchenaugen, halb geöffnete frische Mädchenlippen. Sie umdrängen meinen Schreibtisch, schauen mich erwartungsvoll an und beginnen durcheinander zu fragen: „So erzähl uns doch endlich. Was ist das eigentlich, der Fasching? Und wie geht es auf einem wirklichen großen Ball zu und auf einer eleganten Redoute? Du hast das gewiß alles mitgemacht, sonst wärest du an den Schläfen nicht so grau . . .“ Sind ja recht liebenswürdige junge Damen. Was kann ich armseliger Nichttänzer im Ruhestande ihnen vom Fasching erzählen. Ich kann höchstens in die Lade der Erinnerungen greifen, wo die Andenken an meine kurze Ball- und Redoutenkarriere aufbewahrt sind: Autogrammfächer, Tanzkarten, Kotillonorden, Damenspenden, eine Seidenmaske. Lauter gehamsterte Faschingserinnerungen. Das ist doch hoffentlich noch erlaubt? Erinnerungen sind ja jetzt das einzige, was man wirklich besitzt und was nicht kontrolliert und beschlagnahmt werden kann . . .

In der Erinnerung, meine lieben jungen Damen, ist natürlich alles viel schöner. Damals, als ich noch Bälle gewöhn-

heits- und pflichtgemäß mitmachen mußte, war es mir immer sehr unangenehm. Todunglücklich bin ich an der Wand gestanden und habe die bittersten menschen- und tanzfeindlichsten Betrachtungen angestellt: „Kann es etwas Sinnloseres geben, als sich, mit einem weiblichen Wesen behaftet, um die eigene Achse zu drehen? . . . Ich hoffe, meine Lebensgefährtin nicht zwischen Garderobe und Estrade des SophienSaales zu finden . . . Der Fasching ist kurz, die Eh' ist lang . . .“ Überhaupt, der liebe, gute, alte SophienSaal, der geht mir wirklich sehr ab. Was für eine reine, frische Luft man dort eingeatmet hat. Und dann das blendende Bild: das dunkle Grün der Blattpflanzen, die Rosengirlanden, Lichterketten, die funkelnden Diademe. Ich möchte sehr gern wissen, wie es den Blattpflanzen und Rosengirlanden jetzt geht. Und einmal möchte ich noch einen Patronesseneinzug und eine Eröffnungsquadrille erleben. Zu jener Jugend, die sich nach dem Abzug der Patronessen zu ihrem Rechte verhält, habe ich allerdings nie gehört, sondern mich immer mehr als Patronesse gefühlt und bin auch bald abgezogen. Übrigens war das ganze Tanzen, der ganze Ballapparat immer nur ein Vorwand, um den heiratsfähigen jungen Leuten und Mädchen Gelegenheit zu geben, sich kennen zu lernen. Denn zu dieser Zeit bestand die Ansicht, daß man die seelischen und häuslichen Vorzüge eines Mädchens nirgends besser kennen lernen könne, als im Verlaufe einer Quadrille oder eines Walzers. Die Rosenketten, die die Saaldecke zierten, schlangen sich nach der Pause nur allzubald dauerhaft um dieses und jenes Paar. Es war der reinsten Rosenkettenhandel . . .

Noch einmal greife ich in die Lade der Erinnerungen und eine kleine grüne Karte bleibt mir in der Hand: Volks-

theaterredoute anno 1914, die letzte Friedensredoute. Warum ich mir gerade diese Karte aufgehoben habe? Keine Ahnung. Ich weiß auch nicht mehr, was der Buchstabe L bedeutet, den ich draufgeschrieben habe. Jedenfalls eine heftige und unvergessliche Redoutenleidenschaft, nur der Name fällt mir nicht ein. Von mancher ewigen Liebe bleibt einem nur der Anfangsbuchstabe, und das genügt... Aber mir scheint, das interessiert Sie nicht, meine lieben, jungen Damen? Sie möchten etwas Positives hören, wie es auf einer Redoute zugegangen ist. Das ist sehr schwer zu schildern. Im allgemeinen war es immer so: die jungen Frauen sind sich schrecklich verrückt vorgekommen, und die Herren haben sich gelangweilt. Man ist drei, vier Stunden lang angestrengt unverstanden, verständnisvoll, neckisch, geistreich und frivol gewesen, hat die Richtige vergebens gesucht und ist, um nicht allein zu bleiben, mit der Unrichtigen umhergegangen. Was mögen jetzt wohl diese unverstandenen Redoutendamen machen und wie betätigen sie jetzt ihre Koketterie und Verrücktheit? Wahrscheinlich kokettieren sie mit dem Delikatessenhändler, der ihnen Goudakäse verspricht, oder intrigieren den Herrn Fleischhauer oder Kohlenhändler. Und an stillen Faschingsabenden wenden sie Kleider und legen Eier ein... es ist eine schöne Zeit.

Der Werkelmann hat längst aufgehört zu spielen. Er spielt ja immer nur zehn Minuten lang, das ganze war also nur eine Walzertäuschung, eine Faschingshalluzination. Im Zimmer ist es still und dunkel, keine Spur von Mädchenaugen, Mädchenlippen. Besser so, ich hätte mich vor ihnen nur blamiert. Es gibt Dinge, die man unmöglich theoretisch erklären kann, die man mitmachen muß. Und während ich

hier über das Faschingsproblem grüble, haben es die jungen Mädchen dieser Zeit auf sehr praktische Art längst gelöst: sie heiraten. Eifriger und schneller als je, ohne beschwerlichen Umweg durch den Sophiensaal und meistens ganz ungeniert aus Liebe. Offenbar ist die Ehe der beste Faschingsersatz, und wenn die jungen Leute den Walzer schon nicht tanzen dürfen, so wollen sie ihn wenigstens erleben: Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust . . . Merkwürdig, wieviel in diesem altmodischen Walzer, den der Werkelmann jeden Nachmittag drunten im Hof herunterspielt, enthalten ist und was er zu erzählen weiß, wenn man einmal aufmerksam zuhört. Er klingt wie ein Gleichnis des Faschings und des ganzen Jung- und Verliebtseins. Zuerst drei langsame, zögernde Töne: „Soll ich tanzen oder nicht?“ Und dann der unbekümmerte, glückselige Einsatz: „Ich tanz' ja schon . . .“ (1918)



Die neue Baluta.

Eine alltägliche Geschichte.

Jeden Nachmittag, wenn Herr Vinzenz Posch aus dem Amt in seine am äußersten Rande des Allfergrundes gelegene Wohnung heimkehrt, gerät er beim Franz Josefsbahnhof in den Strom der Reisenden, die eben mit dem aus Tulln eingelangten Personenzug angekommen sind. Es ist wirklich ein reisender Strom, der immer um diese Stunde den weiten Platz plötzlich überschwemmt und sich dann bei den Straßenkreuzungen und den Haltestellen in Wirbeln staut und teilt. Aber man glaubt beinahe, mehr Gepäck als Menschen zu sehen: Koffer, Kisten, Körbe, Bündel und Rucksäcke, Kannen und Flaschen, und es ist schon von außen zu erkennen, was darin sein mag, Erdäpfel, Fett, Milch oder sonst einer dieser Leckerbissen, die hier hinter dem Rücken der Vorgesetzten und vor der Nase der Aufsichtspersonen täglich heimlich importiert werden. Gebeugt schleppen die kleinen Selbst- und Doppelverfolger ihre kostbare Last, haften atemlos zur nächsten Straßenbahn, um den Schatz in Sicherheit zu bringen, kleine Kinder helfen der Mutter tragen. Alle diese Menschen haben dasselbe abgekehrte, sorgenvolle und aufgeregte Gesicht, aus allen Mienen spricht die nämliche bescheidene Genugthuung: wieder eine Woche gesichert.

Herr Vinzenz Posch geht an all dem mit einem äußerlich nicht wahrnehmbaren Kopfschütteln vorüber. Nicht daß er neidig und mißgünstig wäre. Er weiß genau, daß diesen

kleinen armen Leuten die Zubuße, die sie sich selbst bewilligen und verschaffen, wohl zu gönnen ist. Aber unstatthaft ist es, und wer am Rucksackverkehr teilnimmt, handelt nicht nur gegen die Vorschriften, er ist auch auf Heimlichkeiten, auf Gefälligkeiten, Gunst und Wohlwollen angewiesen, lauter Dinge, die zum Wesen und Charakter des Herrn Vinzenz Posch absolut nicht passen. Er ist altmodischerweise mit seinen Begriffen von Rechtllichkeit und Korrektheit im Jahre 1914 stehen geblieben und glaubt, daß alles das, was angeordnet, gedruckt und plakatiert wird, auch wirklich so gemeint ist und befolgt werden muß. Herr Posch hat sich in keiner Weise dem betriebsamen heutigen Leben angepaßt, die bewährtesten Listen, Schliche und Kniffe sind ihm fremd und durch beruhigende amtliche Mitteilungen fühlt er sich wirklich beruhigt — mit einem Worte, er ist ein unmöglicher, altmodischer Mensch.

Es gibt nämlich solche Menschen, mehr als man glaubt. In dieser riesigen Stadt, mit ihren vielfachen Beziehungen und Zusammenhängen leben Tausende ganz abseits ein einsichtiges Dasein. Meistens sind es ältere Junggesellen, alte Fräulein, Pensionistenwitwen, Leute ohne Anhang, ohne Ansprache, um die sich niemand kümmert und die sich nichts verschaffen können. Sie sind Bemittelte, die viel zu wenig haben, Gutstuierte, denen es recht schlecht geht, die aber viel zu stolz, zu schamhaft und wohl auch zu ungeschickt sind, um irgendeine Aushilfe in Anspruch zu nehmen. Die Welt weiß nichts von ihnen und denkt nicht an sie. Höchstens, daß man sich ab und zu in Gesprächen nach Tisch oder im Kaffeehaus für eine Weile dieser einsichtigen Existenzen besinnt und erstaunt fragt: Wovon leben jetzt solche Leute?

Herr Vinzenz Posch ist das typische Exemplar eines Großstadteinsiedlers. Er lebt von dem, was er offiziell bekommt, also sehr schlecht. Sein Frühstück besteht aus schwarzem Kriegskaffee mit Saccharin, einer dünnen Scheibe Kriegsbrot mit Gemeinemarmelade. Seine Mittagspause zerfällt in zwei Teile. In der ersten Hälfte irrt er als eine Art Speisefarten-Odysseus unsterk von einer Gasthaustür zur andern, studiert, vergleicht, wo man heute ausgiebiger oder um eine Krone billiger essen kann, in der zweiten Hälfte schlingt er das Essen hastig und ungemütlich hinunter, wobei auf jeden Bissen drei Gewissensbisse kommen. Denn es bedrückt Herrn Posch sehr, daß trotz aller Aufbesserungen und Zulagen sein Gehalt merkwürdigerweise immer kleiner wird, und je mehr Banknoten er zu sich steckt, desto weniger kriegt er dafür. In seiner Weltfremdheit weiß er gar nicht, daß längst eine neue Valuta eingeführt worden ist, eine Währung, in der nicht mit Geld gezahlt wird, sondern mit praktischen Tauschmitteln, mit Waren, Beziehungen, mit Liebenswürdigkeit und sogar mit Gefühlen. Ab und zu ahnt er ja etwas von dieser Valutaregulierung, beispielsweise, wenn er jemandem ein Trinkgeld geben will und die Antwort erhält: „Gnä' Herr, könnt i net lieber a Zigarri haben?“ Auch in den Geschäften, im Umgang mit Bureaukollegen und mit Frauen, in jedem Gespräch, in der ganzen Tonart, überall ist die neue Valuta zu spüren: was hast du und was gibst du mir dafür? Und als Herr Posch sich unlängst im Gasthause eine Mehlspeise bestellen wollte, fragte ihn der Kellner: „Haben der Herr Mehlskarte — oder vielleicht ein paar Zigaretten?“ Seitdem meidet er dieses Gasthaus wie die Sünde, denn für solche Dinge ist er nicht zu haben, und außerdem besitzt er auch keine

Zigaretten. Der einzige Vorrat, den Herr Posch unangetastet besitzt, ist seine Unbescholtenheit, seine Korrektheit — er schaut aber auch danach aus.

Eine Zeitlang kann man ja auf diese Art leben. Aber wenn ein allerletztes Kriegsjahr nach dem anderen vergeht und ein Entscheidungssommer nach dem anderen ins Land zieht, dann wird die Sache doch ungemütlich. Man kann wenig essen, man kann beinahe gar nichts essen und standesgemäß hungern, aber kleiden kann man sich nicht scheinbar oder nur stellenweise. Die Sache gestaltet sich eines Tages katastrophal, indem das treueste Paar Schuhe, das Herr Posch besitzt, schadhast wird. Ahnungslos, wie er schon ist, geht er damit schnurstracks zum Schuhmacher und sagt: „Bitte, machen Sie mir neue Sohlen.“ Der Schuhmacher ist mit Vergnügen dazu bereit, gegen Geld, gute Worte, Leder und Lebensmittel. Wie bekommt man Leder? Gegen Lebensmittel. Herr Posch geht zaghaft auf der schiefen Ebene des Tauschhandels weiter und erkundigt sich, wie man Lebensmittel bekommt. Nur gegen Tabak. Aber wie bekommt man Tabak? Nur gegen Zuckerln. Und als er endlich im Zuckerladen angelangt ist, sagt das Fräulein, süß lächelnd: „Zuckerln sind vorläufig ausverkauft, aber für ein Paar Sohlen brauche ich dringend Leder.“ So daß Herr Vinzenz Posch wieder genau dort steht, von wo er ausgegangen ist, und erschüttert den geschlossenen Ring des Tauschhandels erkennt, den unerbittlichen Kreislauf der neuen Valuta.

Es wird immer ärger. Die Zahlen auf den Speisefarten vergrößern sich, während man sie liest. Die eine Hälfte der Rationen wird gekürzt und die andere nicht ausgefolgt. Noch immer begegnet Herr Posch nachmittags dem Strom der

heimkehrenden schwerbeladenen Rucksackreisenden, aber jetzt vermag er sich nicht einmal mehr zu einem innerlichen Kopfschütteln aufzuraffen und er fühlt, wie sein Charakter mehr und mehr korrumpiert wird. Bis er eines Tages den düsteren Entschluß faßt, auch einmal auf die Hamsterpartie zu gehen. So einschichtig und weltfremd Herr Posch ist, hat er doch da und dort gehört, was die Bauern verlangen: Zucker, Kaffee, Tabak, Petroleum, und glücklicherweise hat er sich davon in den letzten Monaten ein kleines Quantum zusammengespart. Er packt seinen Rucksack und geht eines Sonntags zeitlich früh zum Franz Josefsbahnhof. Bei der Lokalzugskasse ist schon ein arges Gedränge, Herr Posch wird von zwei energischen Vorstadtdamen umfassend flankiert und muß ihrem eifervollen Gespräch zuhören. Der Dialog ist derart verteilt, daß die eine fortwährend aus ihren reichen Hamstererfahrungen erzählt, während die andere bloß kleine Zwischenrufe macht: „Na so was, i bitt' Ihna, hör'n S' auf, is dös a Zeit.“ Die Erfahrene erzählt, daß die Bauern jetzt Zucker, Kaffee, Tabak und Petroleum nicht mehr als Tauschmittel anerkennen. Das bringt ihnen ein jeder, davon haben sie schon zu viel, das brauchen sie nicht mehr: „Wissen S', was die Bauern jetzt verlangen? Kleider, Stiefel, Wäsch': Leintücher, Polsterziechen, auf dös san s' wie narrisch. Was soll m'r tun, i bring heut' a Wäsch' hinaus. Von mein Lentscherl ihrer Aussteuer hab' i drei Leintücher wegg'nommen. Wann er's gern hat, heirat er's trotzdem. Besser, 's Madel hat drei Leintücher z'wenig, als sie is blutarm . . . hab' i net recht!“

Als Herr Vinzenz Posch diese Weisheit aus Volksmund vernahm, da wurde ihm ganz eigen zu Mute und er kam sich mit seinen armseligen Tauschmitteln im Rucksack ungemein

hilflos und rückständig vor. Woher sollte er, der möblierte Herr, Leintücher nehmen? Für ihn war es viel zu spät, mit diesen schlichten Landleuten in Handelsbeziehungen zu treten, denen das Hemd des Mitmenschen näher ist als sein Hunger, die genau wissen, wo den Großstädter der Schuh drückt und ihn deshalb ausziehen wollen . . . Und wie wird das weitergehen, was werden die Bauern nächstes Jahr verlangen: vielleicht eine komplette Wohnungseinrichtung, Perserteppiche, einen Bücherkasten mit Konversationslexikon und allgemeiner Bildung. Zum größten Erstaunen aller anwesenden Rückfäcke gab Herr Posch seinen günstigen Platz im Gedränge auf und entfernte sich beschämt und resigniert. Für ihn war es ganz zwecklos, sich auf diesem Bahnhof anzustellen, denn den Zug dieser Zeit hatte er ohnehin schon längst versäumt . . .

So endet die sehr alltägliche Geschichte von Herrn Vinzenz Posch, dem älteren Junggesellen und kleinen Beamten, dem korrekten, einsichtigen Menschen ohne Beziehungen und ohne Vorräte, dem Ehrenmann alter Währung. Und wenn er an seiner Korrektheit nicht gestorben ist, so lebt er noch immer genau so weiter, geht um dieselbe Stunde aus dem Amt, bleibt beim Bahnhof stehen und richtet seine Uhr, das einzige an ihm, was mit der heutigen Zeit übereinstimmt. Die Welt weiß nichts von ihm und kümmert sich nicht um ihn, höchstens daß sie ihm eine Steuermahnung, einen Sammelbogen, einen Erlagschein in den Briefkasten wirft: „Auch an Euer Hochwohlgeboren ergeht die Aufforderung, das Ihrige beizutragen . . .“ Dann denkt aber wieder lang niemand an ihn und seine Existenz. Nur ab und zu sagt irgendwer nach Tisch oder im Kaffeehause behaglich staunend: Wovon leben solche Leute jetzt? . . .

(1918)

Das alte Notizbuch.

Kleine Ausgaben einst und jetzt.

In alten Läden und Fächern zu kramen, das war nie eine so interessante und lehrreiche Beschäftigung wie jetzt. Man entdeckt da die merkwürdigsten und wertvollsten Dinge: ausrangierte Lackstühle, gerunzelt wie eine Denkerstirne, deren sich damals kein Trödler erbarmen wollte und die nun wieder zu hohen Korsoehren gelangen; unmöglich bunte und gemusterte Krawatten, in einem geistesumnachteten Moment gekauft, die man damals nicht einmal angezogen hätte, um eine Korrespondenzkarte einzuwerfen, jetzt sind es herrliche und aparte Stücke, mit denen man in jedem Kriegsgewinnerfalon tiefen Eindruck machen kann. Aber es gibt noch bessere alte Dinge, die zwar äußerlich keinen gestiegenen Marktwert haben, in denen jedoch das unwiederbringlich verlorene Leben von gestern wohlverwahrt und eingeschlossen ist wie ein kostbarer Duft in einer Kapsel. Nun öffnet man die Kapsel nach langer Zeit, und das ganze Zimmer ist sofort erfüllt vom milden, süßen Duft des gestrigen Lebens. Eigentlich handelt sich's um gar keine Kapsel, sondern um ein kleines Notizbuch aus dem Jahre 1911. Es ist ein kleines, schwarzgrün eingebundenes Heft, das die Schulbuben Vokabelheft nennen und früher um fünf Kreuzer gekauft haben. Mir hat es zu einem doppelten Zweck gedient. Auf der einen Seite trug ich allerlei Aphorismen und Gedankensplitter ein,

wie das schon manchmal vorkommt: wenn man keine Gedanken hat, dann splittert man sie. Es waren ungemein tief sinnige Bemerkungen eines behaglich verbitterten Frauenkenners. „Kein Mensch vermag nach zwei Richtungen auf einmal zu blicken, nur eine Frau kokettiert mit zwei Männern zugleich. Die Frauen sind ja Rätsel, aber meistens von der Art, wie man sie in den Witzblättern findet, wo die Antwort verkehrt gedruckt darunter steht. Auch um das Frauenrätsel zu lösen, genügt es, den Kopf zu verdrehen . . .“ Viel interessanter und gehaltvoller ist aber die andere Seite des alten Notizbuches. Hier ist praktische Frauenkenntnis zahlenmäßig notiert oder mit anderen Worten: es ist ein Verzeichnis der täglichen kleinen Ausgaben. Man hat früher ab und zu solche plötzliche Gewissenhaftigkeits- und Genauigkeitsanfänge gehabt und gewöhnlich zu Neujahr das Bedürfnis empfunden, ein neues Leben zu beginnen und jeden Kreuzer aufzuschreiben. Nach vierzehn Tagen hat man die Sache immer wieder aufgegeben, weil das Leben dadurch doch nicht leichter wurde. Aber jetzt zeigt sich erst der Wert dieser angefangenen Ausgabenbücher. Schon lang habe ich nichts mit so viel Interesse, Staunen, Neid und Nüchternheit gelesen wie diesen kleinen Ausschnitt aus dem Jahre 1911. Kopfschüttelnd fragte ich mich: das war ich einmal und so habe ich damals wirklich gelebt? Und wie mein eigener Enkel bin ich vor dem alten Notizbuch gesessen.

Soviel war mir sofort beim ersten Durchblättern klar: ich scheine damals ungemein flott und leichtsinnig gewirtschaftet zu haben, und zwar, soweit sich das aus dem diskreten Notizbuch noch feststellen läßt, in Gesellschaft einer kleinen Freundin, die ihre Jugend in vollen Zügen genießen wollte: also nicht in Straßenbahn- und Stadtbahnzügen, sondern im Auto-

tari. Dieser Ausgabsposten kehrt jeden zweiten Tag wieder: Auto 1 K 80 h, Auto 2 K 30 h, Auto 1 K 60 h, Beträge, mit denen heute ein Tramwayhabitue nicht sein Auslangen findet. Diese Autopassion kommt mir jetzt wie ein Märchen vor, und man sieht's mir nicht mehr an, daß ich einmal soviel Benzin verbraucht habe. Jetzt habe ich nicht das kleinste Fläschchen Benzin im Hause. Was sage ich Benzin: nicht den bescheidensten Fettsleck. A propos Fettsleck: auch von Nachtmählern ist in dem Notizbuch sehr oft die Rede. Die Beträge schwanken zwischen 3 K 20 h und 6 K 70 h, was mir ganz unfaßbar ist, da ich mich nicht entsinnen kann, die junge Dame zum Würstelmann souperieren geführt zu haben. Wohin ist das alles entschwunden, die Nachtmähler zu zweit, die zuvorkommenden Hummern, die liebenswürdig geölten Oberkellner, die für 20 Heller Trinkgeld „Herr Doktor“ und für 40 Heller „Herr Baron“ sagten. Überhaupt, wie billig war es damals, um seiner selbst willen geliebt zu werden . . .

Dieses alte Notizbuch weiß die unwahrscheinlichsten Altwiener Sagen zu berichten: von einem Dienstmann, der einen Weg um 40 Heller verrichtet hat, von einem Zahnarzt, der um 5 Kronen zwei Zähne plombiert hat, von einer Hofe, die um 60 Heller und von einem Zylinder, der um 20 Heller ausgebügelt wurde. Dieser Zylinderposten kommt auch sehr oft vor, offenbar im Zusammenhang mit Redouten, von denen das Notizbuch schlicht erzählt: Fahrt, Garderobe, Champagner 4 K 50 h — das waren Orgien. Ein toller, üppig lebenslustiger Abend in der Bar ist mit 3 Kronen verbucht. Die Eintragung: Hut, Frühjahrskleid, Handschuhe 147 Kronen ist ein schlichtes Denkmal wahrer aufopfernder

Liebe. Je länger ich in dem alten Notizbuch blättere, desto mehr Hochachtung bekomme ich vor meiner Vergangenheit. Anno 1911 scheine ich wirklich ein nobler, eleganter Mensch gewesen zu sein und so weit möchte ich es gern wieder bringen.

Um aber die ganze Wehmut voll auszukosten, habe ich dann noch das Ausgabenbuch von 1918 daneben gelegt. Seit dem 1. Jänner trage ich darin mit selbstquälerischem Ehrgeiz jede Kleinigkeit, jeden Heller ein oder richtiger jeden Zwanzigkronenschein. Und wenn ich nun von einem Notizbuch zu dem anderen blicke, scheint es mir unfassbar, daß ein Mensch und seine Lebensführung sich im Laufe von sieben Jahren bis zur Unkenntlichkeit verändern können. Von Zylindern, Dienstmännern, Redouten und Autos ist in dem Notizbuch von 1918 kein Wort enthalten, aber umsomehr vom Allernotwendigsten und Gewöhnlichsten, vom Kampf mit den größenwahnsinnig gewordenen Kleinigkeiten. Alles, was wir seit Jahresbeginn an Mindest-, Nicht- und Höchstpreisverordnungen, Abbauversuchen, Irrtümern, Mißgriffen und Versäumnissen durchgemacht haben, das spiegelt sich ganz deutlich in dem kleinen Notizbuch. Diese bescheidenen privaten Aufzeichnungen werden plötzlich zu einem lehrreichen Wirtschaftsdokument, zu einem Sammelwerk unserer Steigerungen und Feuerungen, die man eigentlich in übersichtlichen Kurven darstellen müßte. Beispielsweise die Butterkurve: sie beginnt bei 35 Kronen, 55—70—80. Man beachte den Sprung um 20 Kronen: das war damals, als die Grünfütterung und die reichlichere Milchproduktion begann. Oder die Nachmahlkurve: 14—19—27—41 — es sind direkt Siebertemperaturen der Feuerung. Auf diese Art ließen sich

noch alle möglichen Kurven aufzeichnen: Obst-, Salami-, Handschuh- und Krawattenkurven, eine graphische Darstellung der Kriegswirtschaft, in der sich nur ein Geometer oder ein Kriegsgewinner zurechtfindet. Und dabei habe ich noch nie so sparsam, zurückgezogen und schäbig gelebt, noch nie so einschichtig und ledig. Wer kann sich denn heutzutage noch ein Nachtmahl zu zweit erlauben. Nicht nur die Mayonnaisen und die Oberkellner, auch die Mädchen haben sich zu unserem Nachtheile verändert. Früher, in den billigen Zeiten, da waren sie alle so bescheiden und genügsam, wollten nicht in die Speisekarte blicken und zirpten: „Nein, ich danke, was Sie wollen, es ist mir ganz egal. Ich esse abends nie viel, höchstens einen Bissen.“ Jetzt zirpen sie nicht und danken nicht, sie schauen auch nicht weg, sondern vertiefen sich in die Speisekarte wie in den Börsenbericht, bestellen selber, erkundigen sich bei der Vorspeise, ob es Mehlspeise gibt und essen mit einem Eifer, als wollten sie beweisen, daß das moderne Weib die vollwertige Nachtmahlgefährtin des Mannes ist. Und wenn sie endlich satt sind, sagen sie: „Heute habe ich einen wundervollen Fuchs gesehen, echtfärbig und so billig — in drei Monaten wird er das Doppelte kosten.“ Und nach einer Weile wird bereits der bewilligte echtfärbige Fuchs mit einem Liter Wein zu 16 Kronen begossen. Dagegen ist nichts zu machen: um nachtmahlen zu gehen, muß man einen Fuchs haben und wenn man einen Fuchs hat, muß man nachtmahlen gehen. Und nach jedem solchen Abend ist es mir klar, daß ich eigentlich hätte Diplomat werden sollen, denn meine Tätigkeit ist jetzt eine rein diplomatische: fortwährend Noten wechseln und zum Schluß draufzahlen...

Nein, es hat gar keinen Zweck, ein Ausgabenbuch zu

führen, weder für den Augenblick, noch für später. Denn wenn einmal mein Enkel, der mir wegen seiner Überlegenheit schon jetzt sehr unsympathisch ist, das alte Notizbuch von 1918 in die Hand bekommt, dann wird er staunen, den Kopf schütteln und sich vielleicht über seinen Großvater noch sittlich entrüsten. „Gut, es war Krieg,“ wird er sich denken, „es war Teuerung und Mangel, aber deshalb braucht man doch nicht derart aufzuhauen und fortwährend Gelage zu feiern. Und weiß Gott, was er nicht aufgeschrieben hat, mein Herr Großpapa. Der alte Herr muß ein ordentlicher Lump gewesen sein . . .“

(1918)

Die Flucht in die Häuslichkeit.

Betrachtung am Herbstbeginn.

Das ist die richtige Zeit, um wieder einmal älter zu werden: die Tage zwischen Sommer und Herbst. Denn mit dem Alterwerden ist es eine eigene Sache. Es geschieht nicht gerade am Geburtstag und auch nicht allmählich im Laufe von dreihundertfünfundsechzig Tagen, sondern ganz plötzlich, mit einem fühlbaren Ruck. An irgendeinem stilleren, beschaulicheren Tage spürt man deutlich, wie sich mit sanftem Druck ein neuer Jahresring ansetzt. Und meistens sind es nichtige Kleinigkeiten, ein Klang, ein Hauch, eine Erinnerung, durch die es einem unversehens zum Bewußtsein kommt. Man sitzt beispielsweise um die Stunde, wo es dämmert, im Zimmer und sieht in den vergehenden schönen Tag hinaus. Oder ein Werkel spielt irgendwo in der Ferne ein dummes Wiener Lied, das vor zehn Jahren lustig und übermütig war. Oder es gehen ganz junge Leute vorüber, mit glatten Gesichtern und dichten Schöpfen und sind, unbekümmert um die große Zeit, wundervoll gut gelaunt. Da spürt man plötzlich bekümmert: dies alles gehört nicht mehr dir. Das alles entgleitet dir mit jedem Tage mehr und mehr und ist nicht festzuhalten: die sorglos schönen Tage, das lustige Werkellied, die glatten Gesichter und ihr unbekümmertes Lachen. Du selbst bist ausgeschaltet, mußt dich mit der passiven Rolle des Zuschauers und Zuhörers begnügen und fortan von der Altersrente der Erinnerungen zehren . . .

Sentimentale Herbstwandlungen . . . natürlich, weiter nichts. Aber man soll sie nicht gleich verschrecken. Man kommt ja ohnehin so selten dazu, eine Weile still da zu sitzen, ins Unbestimmte zu schauen und in sich selbst hinein zu horchen. Eine kurze seelische Atempause tut einem schon dringend not: einmal übers Mittagessen und Nachtmahl hinausdenken, einmal sich für eine Weile absentieren von den anmaßenden und zudringlichen Nichtigkeiten des täglichen Lebens. Denn woraus besteht dieses tägliche Leben seit vier Jahren? Aus Hast und Heßjagd, aus Nervosität und Geiztheit, aus Gehorchen und Schimpfen, Schwindeln und Erlisten, aus Geld und Brot. Aber einmal muß man sich doch wieder besinnen, daß das Leben noch aus etwas anderem besteht, als aus Vorschriften und Kundmachungen und daß Rechnen und Steuerzahlen und Essen nicht seine höchsten Güter sind. Aber dazu ist es nötig, für eine Weile her auszutreten aus dem Kreise der scheinbar auf freiem Fuße befindlichen Häftlinge der Alltagsorge und unbeteiligt zuzusehen. Dann erst findet man Zeit und Muße für sich selber. Ein nachdenkliches Zurückblättern: wie war es und wodurch ist alles so gekommen? Und ein neugieriges Vorausblättern: was steht dir noch bevor? Mit einem Wort: ein bißchen altern.

Es ist gar nicht so arg, das Altern, nämlich das freiwillige Altern, es ist sogar eine ganz angenehm elegische, nette Beschäftigung. Namentlich um diese Zeit, im Herbst, wo diese Stadt nach den einstimmigen Versicherungen älterer einheimischer Lyriker und Novellisten am schönsten sein soll. Aber man spürt beim besten Willen nicht viel von dieser Schönheit. Bei jedem privaten oder beruflichen Schritt in

die Öffentlichkeit hat man das unbehagliche Gefühl: es fängt nicht gut an. Die Mängel, Knappheiten und Zueuerungen, die Schlamperereien, Argernisse und Zumutungen setzen heuer noch schärfer ein als sonst. Und hat man den Arbeitstag glücklich hinter sich, dann steht man an dem zwecklos schönen Herbstabend ratlos vor der Frage: wo verzweifelt man heute abend? Ganz egal, wo man spaziert oder sich niederläßt, es ist überall ungefähr dasselbe: im Restaurant, wo rechtschaffene Menschen bei Hochstaplerpreisen hungern, im Luxuskaffeehaus, wo sich der bescheidene Kriegsverlierer neben den rätselhast gut gekleideten neuen Besuchern nicht sehen lassen kann, im krampfhaft lustigen Kabarett, in der grundlos übermühtigen Bar, überall dasselbe trübsinnige Genuß- und Unterhaltungsschema, überall dieselbe unerschwinglich und ungemühtlich gewordene Öffentlichkeit, die im Grunde nur aus Überfüllung, Gedränge und Lärm besteht, aus Banknotenkonzurrenz, Gereiztheit und schlechten Manieren. Wenn das schon jetzt, am Saisonbeginn, so unerträglich ist, wie wird das erst im November oder im Jänner sein? Es ist einfach nicht auszudenken. Nein, als ob die ganze Stadt in fremde Hände geraten wäre, die mit ihr machen, was ihnen beliebt. Das gewesene Wien, in dem wir zu Hause und anständig zu sein wähnten, ist einfach verschwunden, hat sich beschämt zurückgezogen und ist nur noch da und dort zwischen den eigenen vier Wänden zu finden.

Das sind dieselben vier Wände, vor denen man in den Jahren knapp vor dem Kriege eine so merkwürdige Angst gehabt hat. Zu Hause bleiben, den Abend ganz simpel und still bei sich selbst verbringen, das galt damals als unmöglich und rückständig. Jeden Anlaß benützte man, um aus den vier

Wänden in die Öffentlichkeit zu fliehen, von einem Lokal ins andere zu bummeln und möglichst spät schlafen zu gehen, das war damals fesch, modern und weltstädtisch. Wer hat noch heute solche Ambitionen, wer möchte sich heute mit seinen Sorgen in diese irritierende Öffentlichkeit flüchten? Auch hier hat sich eine große Umkehr vollzogen: man sehnt sich nach der eigenen Wohnung, man flüchtet sich in die Häuslichkeit, die so ziemlich noch das einzige ist, was man aus den Friedenstagten retten und bewahren konnte. Welche Wohltat, ein Stubenhocker zu sein und ein Spießerleben zu führen, welches Glück, von der Welt nichts zu wissen und gründlich zu „versumpfen“. Die eigenen vier Wände sind heute ein Ersatz für Restaurant, Kaffeehaus, Kabarett, Bar und Feste, für alles, wovon draußen nur mehr die Dekorationen stehen. Ein noch so bescheidenes Abendessen zu Hause, eine Kartenpartie oder ein Gespräch mit Freunden, die man nach Tisch bei sich sieht, ist allen fragwürdigen Genüssen der Öffentlichkeit unbedingt vorzuziehen. Und am besten ist vielleicht ein ganz stiller, einsamer Abend, den man mit sich allein verbringt, in Gesellschaft eines Glases Wein, einer guten Zigarre und höchstens noch eines alten, oft gelesenen Buches. Ein-, zweimal ist es sogar wunderschön. Aber auf die Dauer scheint es doch nicht das Richtige zu sein. Der Wein ist erstklassig, die Zigarre vortrefflich, das Buch gediegen, und dennoch fehlt etwas: jemand, mit dem man über das Buch sprechen, dem man zutrinken und den man anrauchen kann. Mit einem Wort, es fehlt die richtige Resonanz der Behaglichkeit . . . um Gottes willen, sollte das am Ende eine Frau sein, eine bestimmte Frau, also geradezu eine eigene Gattin?

So ist der Mensch. Wenn's ihm gut geht, wenn er sein

gutes Buch, seine herrliche Zigarre und seinen guten Wein hat, eine angenehme Wohnung und absolute Ruhe, dann freut ihn das alles erst recht nicht und er will noch etwas dazu haben. Einen Partner, und zwar justament einen weiblichen, obwohl ihm der doch gewiß fortwährend sagen wird: rauch' nicht so viel, trink nicht so viel, lies nicht so viel, und noch sonstige Ruhestörungen verüben wird. Es scheint aber doch nicht gar so merkwürdig und absonderlich zu sein, denn in vielen einsamen Stuben werden jetzt solche Träume und Pläne gesponnen. Das muß irgendwie in der Luft und in der Zeit liegen. Die einschichtigsten und hagestolzesten Charaktere gehen jetzt offenkundig oder heimlich auf Freierrfüßen, jeden zweiten Junggesellen ertappt man auf Ehegedanken, alle wollen um jeden Preis heiraten oder richtiger gesagt, trotz jedes Preises. Natürlich lassen sich ähnliche Beobachtungen auch auf der Damenseite machen, aber da sind sie nichts Neues. Die jungen Mädchen waren, wenn es sich ums Heiraten handelte, von jeher intensiver, geschickter und zielbewusster bei der Sache, denn es ist ja schließlich, trotz aller neuen Frauenberufe, ihr eigentliches und rentabelstes Metier. Wogegen die Männer in Heiratsdingen immer mehr oder minder ungeschickte Dilettanten sind, die nicht recht wissen, wie sie es anfangen sollen. Man könnte sagen: die Männer suchen und die Mädchen finden. Ob es aber auch der oder die Richtige ist? Darüber zerbricht man sich jetzt kaum den Kopf. Wenn man einmal ernstlich heiraten will, dann gibt es erstaunlich viele Richtige, und gewiß hat es noch so viele Richtige gegeben wie heute. Ist ja auch kein Wunder. Durch die ganzen Miseren sind ja die Männer so wirtschaftlich und häuslich geworden, so dankbar, genügsam und treu — es sind beinahe zu viele

gute Eigenschaften für einen Ehemann. Auch die bereits vorhandenen Ehen sind, trotz aller Ehebruchsausnahmen, viel glücklicher oder zumindest einträchtiger geworden. Der geschworene Junggeselle, der leidenschaftliche Ehe- und Weiberfeind, das sind lauter aussterbende Typen, auch der alte Stammgast, dem der fürsorgliche Oberkellner die Gattin und der Stammtisch den Familienkreis ersetzte. Sie alle entdecken eines meistens nicht sehr schönen Tages, daß es doch besser ist, die unsicheren und strapaziösen Argernisse des Gasthauslebens mit den verlässlicheren und bequemerem des Ehelebens zu vertauschen. Für jeden kommt dieser psychologische Augenblick. Bei dem einen ist es der Anblick der Tafel: „Wegen Mangel an Lebensmitteln . . .“, der andere ist durch den fehlenden Straßenbahnanschluß um seine abendliche Behaglichkeit gebracht und da er nicht zu Fuß gehen will, beeilt er sich, die Überfuhr nicht zu versäumen . . . So hat jeder seine tieferen seelischen Heiratsmotive.

Ganz im Ernst: es wird jetzt wieder eifrig geheiratet. In den ersten Kriegsjahren, da hat man sich nur verlobt und das übrige auf einen unbestimmten Termin verschoben: nach Kriegsschluß hieß es anfangs. Später kürzte man den Termin: bis man eine Wohnung gefunden hat, bis das Einrichten billiger wird. Aber alle diese Termine sind nicht abzuwarten. Die Wohnungen werden immer seltener, die Einrichtung immer kostspieliger, und da man in dem für einen längeren Aufenthalt nicht bequem genug eingerichteten Wartesaal der Verlobung nicht endlos sitzen will, steigt man schließlich in den ersten besten Zug ein und heiratet drauf los. Man wohnt in einer Pension oder in der Garçonniers des Mannes, ist einmal bei der Mutter und einmal bei Mama, worunter immer

die Schwiegermutter zu verstehen ist und führt überhaupt ein ganz gemüthliches Junggesellenleben zu zweit, ohne sich viel um die weitere Zukunft zu kümmern. Man heiratet geradezu wieder aus Neigung und Sympathie, und oft ist die Mitgift so bescheiden, daß man schon von wahrer Liebe sprechen kann. Das ist das merkwürdige Resultat dieser von Haß und Geld erfüllten vier Jahre: Zunahme der Liebesehen. Und das ist eigentlich gar nicht merkwürdig, sondern ganz natürlich. Denn die Menschen, die sind im allgemeinen sanft, friedlich und gut, und nur der Gebrauch, der jetzt von ihnen gemacht wird, der ist recht miserabel . . .

Das sind so stille Anwandlungen am Herbstbeginn: Herbstanwandlungen, Heiratsanwandlungen, ein kurzer Moment des Besinnens, ein Zurück- und Vorausblicken, ein sanftes Alterwerden. Und vielleicht sind diese Stimmungen des Einzelnen nichts als ein Gleichnis für das Ganze, ein Bild der vom täglichen Töten und Hassen längst angewiderten Welt, die sich aus der häßlichen Kriegsöffentlichkeit in die Häuslichkeit des Friedens flüchten möchte. Vielleicht ist das, was wir durchgemacht haben, der Kampf um Freiheit, Gerechtigkeit und Macht nichts als ein tragischer Irrtum, ein fürchterlicher Umweg zum Ausgangspunkt: zur Arbeit und Menschlichkeit. Dort ist die Menschheit vom Kriege überrascht und überfallen worden und dorthin sehnt sie sich wieder zurück. Nicht dieses heutige Leben für alle anderen und nur für den Staat, nicht dieser gewaltsame und anbefohlene Altruismus ist das wahre Leben, sondern nur jenes, in dem man ungehindert und ungestört ein Einzelner sein darf.

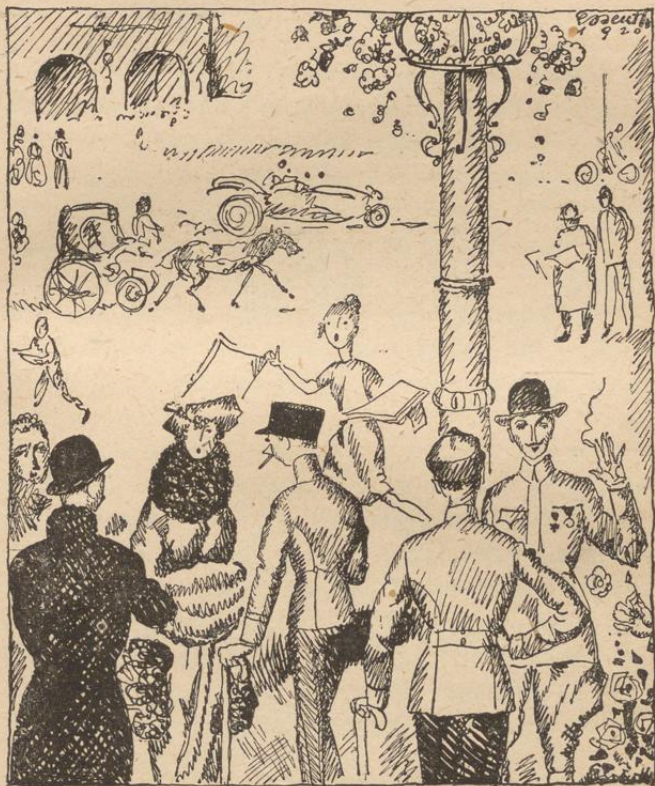
Und aus der ganzen Welttragödie ergibt sich als End-

weisheit nur diese bescheidene bürgerliche Sehnsucht: in seinen vier Wänden zu sitzen, dem Rauch der Zigarre nachzusinnen und über ein Buch in zwei liebe Augen zu blicken: horch, wie still es ist . . . (1918)



Das republikanische Wien

(1918–1919)





Der weiße Fleck.

Ein Zensur-Epilog.

Wenn man in diesen Jahren in der Früh die Zeitung zur Hand nahm und mitten im Text oder gar vorn auf der ersten Seite den großen weißen Fleck erblickte, sagte man sofort ahnungsvoll: „Aha, weiß Gott, was da wieder geschehen ist.“ Am Vormittag munkelte man bereits: „Wissen Sie, was da konfisziert worden ist? . . . Ich habe etwas gehört . . . es ist etwas los . . . es soll nicht gut stehen . . .“ Mittags war es bereits ein pessimistisches Gerücht, nachmittags das Stadtgespräch und am Abend eine Tatsache. Der Zweck des weißen Flecks, die Beunruhigung der Bevölkerung zu verhindern, war somit erfüllt . . .

Tagtäglich hat sich diese für die Zeitungen wie für das Publikum gleich irritierende, beschämende und lästige Bevormundung wiederholt. In beschaulicheren Zeiten wird man einmal das reiche Zensurmaterial sichten und sammeln, zu einem lehrreichen und interessanten Ergänzungsband der Geschichte dieses Krieges. Jetzt, wo die von Ereignissen und Überraschungen erfüllte Stunde drängt und vorwärtstreibt, kann man nur eine Weile darin blättern. Unmöglich, das alles jetzt durchzulesen: vier hohe Stöße von gelb gewordenen Bürsenabzügen mit roten und blauen Strichen, weißen Flecken, dazwischen amtliche Zensurvorschriften, vertrauliche Zensur-

weisungen, papierene Gespenster aus einem geistigen Vormärz, der gestern noch moderne Gegenwart gewesen ist.

Um das System des weißen Flecks zu verstehen, muß man sich eine kleine Übersicht schaffen. Aus dreifachen Rücksichten ist zensuriert und konfisziert worden: aus militärischen, innerpolitischen und aus wirtschaftlichen. Der Zweck war wieder ein doppelter: nur keine Beunruhigung der einheimischen Bevölkerung, nur kein ungünstiger Eindruck im neutralen und feindlichen Ausland. Das wäre ja sehr schön, wenn man nicht mit diesen wie mit anderen Schlagworten einen so schwunghaften Mißbrauch getrieben hätte. Der Lieblingsaufenthalt der Zensur war immer der Leitartikel, die politische Glosse zu den Kriegsereignissen. Wenn schon nicht das Ganze konfisziert werden konnte, wurde wenigstens ein Satz herausgerissen. Ein Abendblatt kommt mir in die Hand, da fehlt in einer Betrachtung über die Kämpfe im Westen nur der letzte Satz: „Wir leben in einer entscheidungsvollen Zeit.“ Auf wen wirkt das beunruhigend, auf wen macht das einen ungünstigen Eindruck? Auf keinen vernünftigen Menschen, nur auf den berufsmäßig argwöhnischen Zensor. Ein anderes Mal fällt wieder eine Überschrift zum Opfer: „Hoffnungen auf ein rascheres Kriegsende.“ Gott bewahre, so etwas darf nicht gesagt werden: ein rascheres Kriegsende — welche Entmutigung, welche Beunruhigung für die Bevölkerung, der der Krieg nicht lang genug dauern kann. Oder es wird im ungarischen Abgeordnetenhaus mitgeteilt, daß die gegen Rumänien kämpfenden Truppen von Mackensen geführt werden. Ja, in Ungarn darf man das wissen, in Oesterreich werden dadurch militärische Interessen arg verletzt. Einmal heißt es im Generalstabsbericht: feindliche Abteilungen in Görz. Im

benachbarten Leitartikel darf es nur heißen: die Italiener vor Görz — das wirkt beruhigend, das macht einen günstigen Eindruck.

Die Zensur hat auch ihre wechselnden Jahreszeiten gehabt, in denen die weißen Flecke bald üppiger, bald bescheidener wucherten. Am üppigsten war die Zeit des Grafen Stürgkh. Da brauchte in einem Artikel nur das Wort Verfassung, Delegation oder Parlament zu stehen und sofort wurde dem Zensur schwarz und dem Leser weiß vor den Augen. Damals wurde überhaupt sehr unerschrocken konfisziert, ohne Ansehung der Person: Äußerungen von Ministern, Mitteilungen von Behörden und sogar ein Wort Kaiser Karls. Ortsnamen wie Stockholm und Zimmerwald durften in Oesterreich überhaupt nicht genannt werden, und die russische Bolschewikibewegung wurde durch eifriges Zensurieren wirksam unterdrückt. Auch die Ausmerzungen aller Nachrichten über die Erzeugung von Kriegsmaterial in Amerika hat sich bekanntlich als treffliches Gegenmittel bewährt. Am denkwürdigsten ist aber das Verbot eines Leitartikels, in dem, knapp vor dem Ausbruch des Krieges mit Italien, Gabriele d'Annunzio charakterisiert wurde. Diese Verunglimpfung des Dichters konnte im Interesse der guten Beziehungen zu dem Bundesgenossen unmöglich erlaubt werden, und der große weiße Fleck hat richtig den Abfall und die Kriegserklärung Italiens verhindert.

Im Gegensatz zu Franz Moor hat sich die Zensur auch gern mit Kleinigkeiten abgegeben, mit Nachrichten, Tagesneuigkeiten, Notizen, deren Staatsgefährlichkeit in die Augen springt. Der ungarische Ernährungsminister ist in Wien angekommen und am selben Tag wieder nach Budapest abgereist

— ja freilich, damit die Entente daraus Schlüsse auf unsere
Approvisionierung ziehen kann. Ein Prinz ist auf Anerkennung
der Vaterschaft und auf Alimente geklagt worden —
darüber darf nicht geschrieben werden, denn nur Prinzen aus
Genieland zahlen bekanntlich bar, was sie verzehrt. Der weisse
Fleck hat sich aber auch als ein gutes österreichisches Haus-
mittel gegen Krankheiten, Seuchen und Übelstände jeder Art
bewährt. Es fehlt an Spitalsbetten — weisser Fleck. Die
Bevölkerung braucht weisses Mehl — gib't nicht, aber dafür
einen schönen weissen Fleck. Auf Mehl hat es der Zensor,
wie die meisten Menschen heutzutage, überhaupt sehr scharf
gehabt. Als am Anfang dieses Jahres die Wiener Mehllquote
gekürzt wurde, hat das kein Mensch gemerkt, denn es durfte
ja nicht in der Zeitung stehen, höchstens in vorsichtigen An-
deutungen. Jedenfalls wurde der Satz, daß zur Bereitung
der Einbrennsuppe, dem wichtigsten Nahrungsmittel der
breiten Bevölkerungsschichten, Mehl notwendig ist, vollständig
gestrichen. Die Bevölkerung muß nicht alles wissen . . .
Auf diese Art wurde auch die Fleisch- und Fettfrage geregelt,
wurden Fahrpläne und Eisenbahntarife als aufreizend unter-
drückt. Das Börsenspiel wurde durch die konsequente Kurs-
verheimlichung bekanntlich fabelhaft eingedämmt, und der
Kurs unserer Valuta auf den neutralen Märkten hinauf-
geschwiegen! Nichts war in diesen Zeiten harmlos, einwand-
frei und unbedenklich, alles war staatsgefährlich, und einmal
wurde sogar eine Nachtigall konfisziert, die in einer Stellung
an der Westfront, unbekümmert um den Kanonendonner,
weitergesungen hatte. Weiß Gott, was sie gesungen hatte.
Ein richtiger Zensor traut auch einer Nachtigall das Argste
zu. Und das Merkwürdigste an diesen staatsgefährlichen Nach-

richten war, daß man sie im nächsten Kaffeehaus in ungarischen, deutschen Zeitungen und in österreichischen Provinzblättern ungehindert lesen konnte, so daß man sich manchmal fragte, ob die Wiener Zensur nicht eine Institution zur Förderung des Kaffeesiedergewerbes sei . . .

Noch lehrreicher und charakteristischer sind die sogenannten Zensurweisungen, die den Blättern in den täglichen Konferenzen von den Vertretern der Ministerien, der Militärbehörden und vom Staatsanwalt gegeben wurden. Wenn man jetzt darin blättert, glaubt man sich plötzlich ins dunkelste Altösterreich versetzt, in einen künstlich erzeugten Vormärz: das darf gesagt werden, das nicht, die eine Wahrheit gilt erst von der nächsten Woche an, die andere darf überhaupt nicht ausgesprochen werden. Auf jeden Fall soll immer sehr vorsichtig geschrieben werden, ohne Kritik und eigene Meinung. Und zum Schluß heißt es gewöhnlich: das soll kein Verbot sein, es wird nur gewünscht — im alten Österreich bekanntlich die schärfste Form des Befehles. Schade, daß nicht ein Grillparzer oder Bauernfeld oder wenigstens ein Castelli bei diesen Zensurkonferenzen zugegen war; sie waren eine Fundgrube für boshafte und bittere Epigramme. Diese Weisungen waren sozusagen unsichtbare, gesprochene weiße Flecke, sie waren nur für die Journalisten bestimmt, nicht für die Öffentlichkeit. Aber es wäre unverzeihlich, sie in Vergessenheit geraten zu lassen, denn in ihrem grotesken Absolutismus sind sie wertvolle kleine Kulturdokumente der großen Zeit. Man möchte gar nicht glauben, was alles bedenklich, unerwünscht und verboten war. Über die Erkrankung eines ausländischen Prinzen durfte berichtet werden, aber nicht, an welchen Krankheiten er laboriere. Die Meldung

von der Ordensauszeichnung eines Ministers war gestattet; zu sagen, wofür ihm der Orden verliehen wurde, war streng verboten — offenbar, weil es in vielen Fällen gar nicht so leicht ist, das zu sagen. Das Urtheil im Kramarsch-Prozess durfte publiziert werden, nicht aber die betreffende Stelle aus dem Militärstrafgesetze, ein Gesetz, bei dessen genauer Lektüre und Kenntnis sich die einheimische Bevölkerung tatsächlich sehr beunruhigt fühlen würde. Und was für interessante Prozesse müssen erst jene gewesen sein, von denen es in den Weisungen vielsagend lapidar heißt: darf überhaupt nicht erwähnt werden. In diesen Zensurkonferenzen wurde gleichsam eine behördlich genehmigte Wirklichkeit hergestellt, und was nicht freigegeben wurde, das existierte überhaupt nicht. Jedes Ding und jedes Ereignis mußte erst diese Geistesmühle passieren: Eisenbahnunfälle, Lawinenkatastrophen, Explosionen, Kriegshunde, Selbstmorde, ausländische Streiks und Wetterberichte. Manchmal ergehen auch großzügige allgemeine Weisungen: über Friedenssehnsucht soll nicht geschrieben werden. Das Schreiben, das kann man ja unterdrücken, aber die Sehnsucht, die kann nicht einmal der Staatsanwalt konfiszieren. Ein anderes Mal dekretiert er wieder: über Steuern darf nicht geschimpft werden — ist das nicht von geradezu Nestroyscher Prägnanz? Auch die Erhöhung der Postgebühren und der Tabakpreise mußte geheim gehalten werden, um das Publikum damit angenehm zu überraschen. Worüber denn sollten die Zeitungen schreiben, vielleicht über Ernährungsfragen? Das schon gar nicht. Das war am unerwünschtesten. Kein Wort über Lebensmittelpreise, keine Bemerkungen über das Anstellen, und einmal wurde sogar ein Communiqué der Käsehändler über die Ein-

fuhr von Emmentaler als beunruhigend und aufreizend unterdrückt. Und als die Ernährungsverhältnisse sehr arg wurden, half man sich einfach mit einer geradezu klassischen Zensurweisung: Über Lebensmittelmangel und Preissteigerungen darf überhaupt nicht geschrieben werden . . . Man wollte es dem Publikum offenbar verheimlichen, daß es nichts zu essen hatte . . .

O ja, es ist sehr viel unfreiwilliger Humor, sehr viel Komik in diesen weißen Flecken enthalten. Wenn man sie nämlich jede für sich als groteske Anekdote betrachtet. Hat man sich aber durch den vier Jahre hohen Stoß durchgelesen und betrachtet das Ganze im Zusammenhang, dann vergeht einem das Lachen und es bleibt ein recht bitterer Nachgeschmack zurück. Was war der Sinn dieses Zensursystems? Es sollte eine Metternichsche Mauer sein, die jeden Luftzug von draußen, jede Idee abzuhalten hatte, eine gewaltsame Bevormundung, ein Zwang zur Unmündigkeit. Und was ist der Effekt? Daß sich das Mündel mit jäher Heftigkeit selbst großjährig erklärt, daß ringsum alle Türen aufgerissen werden und ein wirbelnder Luftzug durchs Land fegt, der eine schwere politische und wirtschaftliche Grippe zur Folge hat: nur kein ungünstiger Eindruck im Ausland, nur keine Beunruhigung der einheimischen Bevölkerung . . . Alles das, was sich heute zuträgt, hat die Zensur redlich vorbereiten geholfen. Die geknechtete Wahrheit und Wirklichkeit hat sich aufgerichtet, das flüsternde Gerücht ist zum Schrei geworden, die tausende weißen Flecke sind auf einmal lebendig. Es ist eine wirre, überlaute und überreizte Zeit, aber sie ist unvergleichlich schöner und besser als die geduckten und eingeschüchertten Jahre, in denen hochmütige Anmaßung und Unfähigkeit am

grünen Tisch saßen, in denen eine geradezu dämonische Geschäftshuberei glaubte, den Staat durch weiße Flecke retten zu können. Das war der tragische Irrtum, die tragische Schuld dieses Systems. Kein Staat verträgt es, vier Jahre lang tagtäglich gerettet zu werden, und von diesem gewesenen Österreich kann man wahrhaftig sagen, daß es durch seine Zensur zugrunde gerettet worden ist. (1918)

Die Heimkehr der Soldaten.

Wiener Bahnhofsbilder.

Die erste und die letzte Szene der Tragödie spielt sich im selben Rahmen ab. Im Bahnhof hat der Krieg sinnlos begeistert und hochtrabend begonnen, hier geht er jetzt sinnlos konfus und armselig zu Ende: Hier ist die Eingangs- und die Ausgangspforte des vierjährigen Inferno. Es waren Bilder, gegen deren täglichen stereotypen Anblick man schließlich stumpf wurde, ein Jammer, eine Trostlosigkeit, an die man sich im Laufe dieser Jahre gewöhnt hatte, die man gedankenlos hinnahm als Selbstverständlichkeit, weil es angeblich so sein mußte. Aber jetzt, wo alles, was vorgestern noch unerbittliche Wirklichkeit war, plötzlich gespensterhafte Vergangenheit geworden ist, da werden die qualvollen Eindrücke, die bitteren Erinnerungen aufs neue lebendig. Wiener Bahnhöfe . . . fast für jeden von uns Überlebenden bedeuten sie eine schmerzliche Stunde. Eine Stunde, in der man einem lieben nahen Menschen das Geleite zum Bahnhof gab, einem Sohn, einem Bruder, einem Freund, der einem, selbstgrau verkleidet, eingeschnürt und bepackt, schon irgendwie entrisen war. Man fuhr mit ihm durch die vom patriotischen Straßenlärm erfüllten Gassen, man stand mit ihm im Bahnhofsgewühl der

Soldatenkoffer und Rucksäcke, der Landsturmmänner und Offiziere, man trug ihm seinen Mantel, kaufte ihm ein Buch oder erwies ihm sonst irgendeine hilflose Abschiedszärtlichkeit. Man suchte nach guten, herzlichen letzten Worten und konnte nur unbeholfen sagen: „Schreib' bald . . . viel Glück . . .“, erwog im letzten Moment noch Möglichkeiten und Aussichten und kam so bis zur Ausgangstür. Weiter durfte damals, in diesen furchtbar geordneten Zeiten, der Angehörige nicht, außer er hatte Protektion, die damals sogar zum Abschiednehmen nötig war. Dann konnte man noch eine Weile winken und dem Zug nachblicken, und für manchen der Zurückbleibenden ist der winkende Arm, das flatternde Taschentuch die letzte Erinnerung geblieben. Tagtäglich hat sich dies auf der Abfahrtsseite zugetragen: Einrücken, Abschiednehmen, verwundet, geheilt, noch einmal hinaus und noch einmal und immer wieder . . . Vier Jahre lang war dies das Selbstverständliche, und heute ist's einem unfassbar, daß unschuldige, harmlose Menschen das vier Jahre lang ertragen haben.

Nun ist die schlecht gespielte Tragödie bei ihrer letzten, trotz allem versöhnlichen Szene angelangt: die Heimkehr der Soldaten. Mancher hat sich diesen historischen Moment etwas anders vorgestellt: Einzug durch Triumphpforten, jubelndes Spalier, Reden, Musik, Hurra. Aber auf diese Lesebuch- und Ansichtskartenherrlichkeit läßt sich verzichten, und alle Enttäuschung und Resignation vermag das Gefühl dieser Tage nicht zu trüben: es ist zu Ende, es gibt nur mehr eine Ankunftsseite, die Soldaten werden wieder Bürger und kehren heim. Sie fühlen sich jetzt schon als Zivilisten, diese Soldaten, die zum Teil ganz junge Burschen und zum größeren alte oder alt aussehende Landsturmmänner sind, jene braven,

durchaus unmartialischen Landsturmänner, die eigentlich den ganzen Krieg auf ihrem geduldigen Rücken getragen haben, das Menschenmaterial, mit dem nach strategischen Plänen disponiert, das hin- und hergeworfen wurde. Wenn man sie jetzt auf den Bahnhöfen sieht, da erscheint einem die Angst des von wilden Gerüchten beunruhigten Hinterlandes vor den zurückflutenden Massen einigermaßen übertrieben. Die unberechenbare Masse ist vielleicht nie so gefährlich wie der berechnende Einzelne, und auch diese Landsturmänner haben alle nur denselben friedlichen Wunsch: heraus aus der feldgrauen Verkleidung, nach Hause gehen, zur Familie. Das ist der Grund, warum es jetzt auf den Wiener Bahnhöfen eigentlich erstaunlich ruhig zugeht. Der Nummel, der Andrang und das Durcheinander sind natürlich viel heftiger als in den Wochen der Mobilisierung, aber man spürt den friedlichen Sinn des Ganzen. Und ebenso selbstverständlich ist es, daß die Zivilisten, überhaupt alle, die vier Jahre lang in ungestörter Sicherheit geessen sind, jetzt aufs Reisen gänzlich verzichten müssen. Die Bahnhöfe, die Eisenbahnen, der ganze Verkehr gehört jetzt nur den heimkehrenden Soldaten. Der ganze Apparat ist auf diese eine Aufgabe eingestellt: es gibt kein Kartenabwickeln, kein Ausrufen, keine Träger, keine Schnellzüge, keine Hutkoffer und eleganten Taschen, bloß schwarze Soldatenkoffer, Rucksäcke und Landsturmänner, die nach Hause fahren wollen. Ab und zu drücken sich Hamsterer ängstlich durchs Gewühl, denen auch jetzt noch eine Kanne Milch, ein Sack Erdäpfel den Sinn des Lebens bedeuten. Und beim Ausgang steht noch immer der Herr „Finanzer“, der die jetzt immerhin schwierige Aufgabe hat, genau acht zu geben, daß kein verzehrungssteuerpflichtiger Bissen

passiert. Er denkt natürlich nicht daran, Ernst zu machen. Er muß eben da stehen, als harmloser Verzehrungssteuermomo, ein Überbleibsel, ein vergessener Posten des alten Osterreich . . .

Auf allen Wiener Bahnhöfen sieht es jetzt ungefähr so aus, aber am stürmischesten staut sich der Strom der großen Heimkehr auf den vier Bahnhöfen, die die letzten Ausläufer der Fronten sind: der Ost- und Südbahnhof, der Westbahnhof und der Nordbahnhof. Dort hat schon die ganze Umgebung nur die eine Farbe und den einen Sinn: Soldaten, Soldaten, dazwischen Gefangene und wieder Soldaten. Auf dem vom Novembernebel schmutzigfeuchten Straßenspflaster liegen überall leere Konservenbüchsen umher, jene ständige Soldatenspur. Auch der Troß der Nachläufer und Gaffer fehlt nicht. Frauen und Kinder, kriegsmäßig verwilderte Straßensjungen und jene Burschen, deren verdächtige Hüte allein schon wie ein Delikt anmuten. Ein sonderbares Jahrmarktstreiben mit gewiß nicht ganz einwandfreien Handelsgeschäften hat sich hier entwickelt. Der Verkauf von teuren, unheimlich aussehenden Lederbissen und Zigaretten ist noch das Harmloseste. Minder harmlos sind die Geschäfte, bei denen die Soldaten die Verkäufer sind. Es wird ein schwunghafter Handel mit ärarischen Ausrüstungsgegenständen getrieben. Decken, Brotsäcke, Menageschalen finden einen reisenden Absatz, Lebensmittel werden unter dem Höchstpreis abgegeben, aber auch Bajonette und Gewehre werden an den Mann gebracht und noch häufiger an halbwüchlige Burschen und Buben. Der Chor der Zuschauer, der sich sofort teilnehmend und sachverständig um jeden solchen Handel ansammelt, macht dazu seine vollstümlichen Bemerkungen.

Während die einen den Rechtsstandpunkt vertreten, daß man dies eigentlich „anzag'n“ sollte, meinen die Opportunisten: „Bei die Behmen nehmen s' es eahn eh weg.“ Die größte Sensation erregt aber ein verhungert aussehender Soldat, der am Straßenrand eine köstliche Mahlzeit hält: Bröt mit Schweineschmalz. Die Frauen aus dem Volke sagen bewundernd und ganz aufgeregt: „Jeh, dös schene weiße Schmalz. So was hab' i 'n ganzen Kriag net g'sehn.“ Und alsbald ist der Soldat den verlockendsten preistreiberischen Angeboten ausgefetzt, die bei vierzig Kronen beginnen und bis zu siebzig steigen. Aber der arme Bursche denkt gar nicht daran, Geschäfte zu machen, er will nur einmal seinen Hunger stillen und derart seine Heimkehr ins Zivil feiern. Er ist also unbekümmert weiter, und ebenso unbekümmert bleiben die Leute stehen und sehen andächtig und bewundernd zu, wie ein Soldat Schmalzbrot ißt . . .

Vor dem Bahnhofseingang patrouillieren junge Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett und Sturmhaube. Aber diese Kampfmittel, die hoffentlich bald endgültig verschwunden sein werden, dienen nicht dem Kampf und der Vernichtung, sondern der Ordnung und Friedenssicherung. Es geht auch alles ganz geordnet und geregelt zu. Jeder wegführende Soldat muß beim Eingang seine Waffen abliefern, und man kann nicht sagen, daß ihnen der Abschied vom Schwert oder Bajonett an ihrer Linken besonders schwer würde. Mit dem heiteren Blinken war es ohnehin nicht weit her. Im Vestibüle drängen sich abgenützte schwarze Soldatenkoffer, abgetragene Rucksäcke, die endlich in den dauernden Ruhestand gehen dürfen, stehen Gruppen von Offizieren aller Nationalitäten in alter Verträglichkeit und Freundschaft abschied-

nehmend beisammen. Italienische Kriegsgefangene gehen munter und gut gelaunt umher, wie Menschen, die von einem Ausflug heimkehren, während die gutmütig blonden Russen auch jetzt in der Freiheit eine unveränderte, geduldig bedächtige Miene bewahren. Alles gewohnte Bahnhofsleben ist ausgestorben. Die Kassen sind geschlossen, niemand kauft die neuen Romane und die illustrierten Zeitschriften, nicht einmal das frische Bier und die Schnäpse beim Büfett finden Abnehmer. Die Soldaten haben keine Zeit und Lust, sich aufzuhalten. Sie wollen nur in den nächsten Zug einsteigen und wegfahren. Manche scheinen es derart eilig zu haben, daß sie sogar alles Überflüssige zurücklassen. In einem Winkel bei der Gepäckkaste liegen aufgeschichtet allerlei herrenlose Monturstücke: Mäntel, Kappen, Zeltblätter, Brotsäcke, Wäsche, alles sehr abgetragen und schmutzig, aber es gibt doch genug Interessenten, die darin wühlen, die suchen und gustieren. Sogar ein komplettes geladenes Maschinengewehr ist hier zurückgelassen worden, wird aber wenig beachtet. Diese weggeworfenen und zurückgelassenen Überbleibsel machen einen seltsamen Eindruck: ein Restenausverkauf des Krieges um jeden Preis . . .

Ein Zug nach dem andern fährt, mit Soldaten voll besetzt, aus der Halle. Ohne Hurra und Juhu, ohne pathetische Ansprachen, ohne Hymne und Gesang. Ganz still vollzieht sich die Heimkehr der Soldaten. Sie finden alle ihren Weg nach Hause, wenn auch niemand da ist, der nach höheren strategischen Absichten und Plänen über das Menschenmaterial disponiert. Das Menschenmaterial . . . was für ein häßliches Wort das ist und wieviel Geringschätzung für das Einzelschicksal und das Einzelleben daraus spricht. Hier, auf

dem Bahnhof, empfindet man das auf einmal deutlicher als je, jetzt, wo die Soldaten heimkehren, wo sich das Menschenmaterial wieder in einzelne Menschen auflöst. Nie wieder dürfen Zeiten wie diese kommen. Nie wieder darf es Menschenmaterial geben. Nur Menschen — das genügt.

(1918)

Abrüsten.

Erlebnisse des Heimkehrers.

Gestern ist mein Bruder aus der Ukraine heimgekehrt. Das ist natürlich ein ganz privates Ereignis, das nur mich und noch einige Menschen angeht. Aber ich möchte doch davon erzählen, weil jetzt Tausende und Tausende die große Heimkehr mitmachen und weil sie alle den nämlichen Weg mit den nämlichen Abenteuern gehen: von der plötzlich waffenstill gewordenen zerbröckelten Front durch die Mühseligkeiten und Gefahren der aufgewühlten neuen Staaten zurück in die bürgerliche Ruhe der Heimat, des Zivils und der Familie. Man nennt dies in der militärischen Sprache, die uns allen bis vor kurzem noch geläufig war, das Abrüsten der Soldaten, ein Wort, das damals einen frohen und hellen Klang hatte, ein sanfter, friedlicher Begriff. Aber in dieser Zeit kommt immer alles anders, als man sich's erhofft und ausgemalt hat, und auch das Abrüsten bedeutet ein erneutes Chaos, erneute Willkür, Gewalttat und Lebensgefahr. Tausende Familien warten jetzt auf einen lieben Menschen, der nach viereinhalb Jahren, die nichts als ein fortwährendes bitteres Abschiednehmen waren, endlich nach Hause kommen und endgültig zu Hause bleiben sollen. Tausende Gemüther erfüllt jetzt dasselbe Bangen und Zittern: die ganzen Jahre hat er sich mit Glück und Geschicklichkeit durchgebracht, wenn

ihm nur nicht zum Schluß noch etwas passiert. Und so wartet man vergeblich auf Briefe, kann nirgends Auskünfte einholen, hört geängstigt Gerüchte, liest von Konflikten, von Verwirrung, Umsturz und Anarchie, sitzt ratlos und hilflos da und kann für den Menschen, der sich irgendwo draußen in die Heimat durchkämpft, nichts tun, nichts, als bangen, zittern und warten. Abrüsten . . . die letzte, die härteste Geduldprobe.

Bis es eines Tages, wo man schon ganz verzagt ist, draußen läutet. Meine Mutter, die ihre Besorgtheit dadurch zu beschwichtigen sucht, daß sie fortwährend das Zimmer meines Bruders in Ordnung bringt, Wasser und Handtücher herrichtet, horcht auf, hört, daß die Tür geht und ärgert sich, daß die neue Köchin jedem wildfremden Menschen aufmacht. Dann kommt die Köchin herein und meldet etwas unsicher: „Bitt' schön, es is wer draußen . . . ein Mann . . .“ Es ist tatsächlich ein Mann, bis zum Vollbartanflug unrasiert, in einer sichtlich kriegsmüden Uniform, ohne Seitengewehr, in der einen Hand einen braunen Offizierskoffer, in der anderen einen schwarzen Soldatenkoffer . . . die Heimkehr des Landsturmhauptmanns. Dieser Mann, der mein Bruder ist, hat sich mindestens seit dem Abschluß des Waffenstillstandes nicht wirklich gewaschen, aber das ist durchaus kein Hindernis für herzliche Umarmungen und Küsse. Und schon hat meine Mutter Backwerk, Obst und andere, mir offenbar verheimlichte Leckerbissen aufgetischt, ich warte mit Zigaretten auf. Aber mein Bruder will nichts essen, nicht rauchen, er hat nur ein Bedürfnis: zu sprechen, zu erzählen. Zunächst nur in abgerissenen Sätzen: sechzehn Tage unterwegs, Meuterei, Überfälle, Schüsse, Fußmarsch über die Karpathen,

Fahrt im Viehwaggon, Kälte, Schmutz und Hunger. Und dabei sieht er prächtig aus und ist ganz gesund geblieben. Eines jener feldgrauen Käffel, daß durchaus nicht robuste Menschen draußen Dinge ausgehalten haben, an denen sie in Zivil und im Frieden dreimal draufgegangen wären. Als ob der Körper eine geheimnisvolle Kraft, einen trotzigsten Willen besäße, gesund zu bleiben und nach Hause zu kommen.

Der Heimgekehrte macht es sich bequem, packt aus, legt die Uniform ab und erkundigt sich nach unserem Befinden, nach unseren Sorgen und Angelegenheiten. Aber dazwischen fängt er immer wieder zu erzählen an, weil sich die ungeheure Spannung der letzten Wochen in Worten lösen muß. Und wir hören teilnahmsvoll und beklommen zu wie sonst während der kurzen Urlaubstage. Die nahen Angehörigen eines Eingerückten haben ja in den ganzen Jahren mitgedient, haben alles mitgemacht, sind den Vormärschen und Rückzügen als sorgenvolle Nachhut gefolgt. Und auch das letzte Kapitel, die Geschichte der Heimkehr, hören wir nun miterlebend an, als ob wir dabei gewesen wären.

Eine kleine ukrainische Kreisstadt am Dnestr. In den letzten Oktobertagen, wo Wien die kommenden Dinge schon in allen Gliedern spürt, weiß man dort noch nicht viel davon und spielt noch immer unbekümmert Besetzung der Ukraine. Bis bei der Division ein Telegramm des Armeeeberkommandos einlangt: da sich im Hinterlande republikanische Strömungen immer mehr bemerkbar machen, sollen die Soldaten befragt werden, ob sie für die monarchische oder für die republikanische Staatsform sind. Die meisten Regimenter stimmen für die Republik. Und da jetzt auch die Nachricht vom Waffenstillstand einlangt, haben die Soldaten nur mehr

eines im Sinn: nach Hause, weggehen, so rasch als möglich nach Hause. Disziplin und Gehorsam, die treibenden Kräfte des militärischen Betriebes, versagen plötzlich. Nun ergeht an die Division der Abmarschbefehl, zum Bedauern der ukrainischen Stadt, denn der bürgerlichen Schichte war die Anwesenheit der Truppen eine Beruhigung, ein Schutz vor bolschewistischen Gefahren. Es geht alles in ziemlicher Ordnung und Ruhe, nur die Leute von der Divisionsbäckerei beginnen plötzlich ein bißchen zu meutern und zu schießen, weil das schon in der Luft liegt. So gelangt man mit Trainwagen und Pferden zur galizischen Grenze, wo sich ukrainische Miliz drohend zeigt. Aber man zieht geschlossen und laut singend über die Grenzbrücke, und das imponiert ihnen derart, daß sie sich zurückziehen. Wer im Kriege seine Angst besser verbergen und lauter singen kann, der ist immer der Mutigere. Ungemütlich wird die Sache erst, als man sich auf dem Boden des alten Osterreich befindet. Kaum ist man aus der Ukraine draußen, ist es mit der Ordnung vorüber. Ohne Grund beginnen die Soldaten zu schießen, Handgranaten zu werfen, Hunde und Schweine zu jagen, wobei auch Menschen getötet werden. An allen Fronten ist diese sonderbare letzte Kriegspychose zu beobachten: dieses sinnlose Knallen und Schießen um des Schießens willen, dieses Austoben einer vierjährigen furchtbaren Gewohnheit. Und obwohl man genug Verpflegung mitführt, wird auch da und dort munter geraubt und geplündert: Wein und Rum, Stroh und Heu von den Feldern, Geschrei verzweifelter Bauern, Prügelzonen und Schießerei, an der sich auch die Sanitätsmannschaft beteiligt, die vier Jahre lang keinen Schuß abgegeben hat und zu guter Letzt auch noch ein bißchen kämpfen will.

Es sind ganz mittelalterlich anzuschauende Bilder, Szenen aus dem Dreißigjährigen Kriege, mit denen es diese Zeit an Verwilderung und Verrohung ruhig aufnehmen kann.

Glücklicherweise wird die Entwaffnung von der galizisch-ukrainischen Volkswehr gründlich besorgt. Auch Wagen, Pferde und Sattelzeug gelten als Waffen. Einwaggonierung in den Viehwaggon: 6 Pferde oder 40 Mann steht darauf. Aber jetzt ist auch für hundert Heimkehrer darin Platz: Generale, Pflegeschwestern, Soldaten, weibliche Hilfskräfte in einträchtigem Durcheinander. So reist man fünf Tage und fünf Nächte durch Galizien, auf dem Boden sitzend, den Kopf auf den Koffer gebettet. Manchmal bleibt der Zug zehn, zwölf Stunden stehen, dann kann man bescheidenen Proviant kaufen und das Treiben in den galizischen Stationen studieren: abgekehrte russische Gefangene, um die sich kein Mensch kümmert, Männer, die nur mit einer Decke bekleidet sind, Wartesäle, dicht gefüllt mit schlafenden Soldaten und dazwischen Schwerkranke und Tote. Einmal bleibt der Zug vierundzwanzig Stunden auf der Strecke stehen, und ebenso lang gibt es keinen Bissen zu essen. Für Spannung und Aufregung sorgen die zahlreichen Visitationen durch echte und falsche Kontrollorgane. Visitationen, die sehr frech und barsch vorgenommen werden und sich vom Raub nicht wesentlich unterscheiden. Zwischen privatem Mein und ärarischem Dein wird kein Unterschied gemacht: Uniformstücke, Decken, Wäsche, Schuhe, alles findet Interessenten und Sammler. Verdächtige Gestalten, die nicht wert sind, einem die Schuhriemen zu lösen, besorgen dies sehr geschickt, andere begnügen sich mit dem baren Geld. Und immer wird dabei von Zeit zu Zeit munter geschossen. Auf diese angenehme Art langt man

an der Karpathengrenze an, in Sianki am Ujokerypaß, der nämliche Ort, wo der Heimkehrer im Herbst 1914 auswaggoniert wurde, um zum erstenmal ins Gefecht zu gehen. Der Kreislauf ist geschlossen und über einen furchtbaren Umweg führt er wieder zum Ausgangspunkt zurück. Kein Wunder, daß der Heimkehrer bittere Betrachtungen über die Sinnlosigkeit der vergeudeteten vier Jahre anstellt: wozu dies alles?

Dann noch eine fünfstündige Wanderung über die dick verschneiten Karpathen. Im ersten ungarischen Ort gibt's schon einen wirklichen Personenzug, zwar ungeheizt, aber immerhin menschlich. Auch die Visitationen werden milder und höflicher und überall ist ziemlich gute Verpflegung vorbereitet, die gegen Quittung verabreicht wird. Auch die Grenzwahe in Pressburg ist besser als ihr Ruf. Abschied vom weißen Gebäck und vom Milchkaffee, und dann fährt man über Marchegg hinein in die alte neue Heimat. Und da wird dem Heimkehrer immer sonderbarer zumute. Das Österreich-Ungarn, aus dem er damals, anno 1914, fort in den Krieg gezogen ist, das ist nicht mehr, das ist vielfaches feindliches Ausland geworden, durch das er sich erst durchkämpfen mußte, um nach Hause zu gelangen. Und auf demselben Ostbahnhof, auf dem er jetzt ankommt, ist er damals weggefahren. Nur daß es damals ein ganz anderes Wien war: eine lebensvoll pulsierende Reichshauptstadt, und jetzt sind es finstere Gassen, von bedrückten Menschen spärlich belebt. Die Heimkehr des Wiener Landsturmmannes . . . es ist wie ein böser Traum mit einem noch böseren Erwachen . . .

Alle Heimkehrer erzählen ungefähr dasselbe. Und überall sitzen teilnahmsvoll und ergriffen aufhorchende Angehörige um ihn herum und sehen dem symbolischen Vorgang der Ab-

rüstung zu: wie der Landsturmhauptmann die feldgraue Bekleidung ablegt, die Dekorationen und Kreuze und alles in den müden braunen Offizierskoffer tut. Dann holt er aus dem Kasten das alte Zivilgewand hervor, und mit einer Art Spannung betrachtet man den wiedergefundenen Zivilisten: ob er wohl noch derselbe Mensch geblieben ist oder ob der Krieg sein Wesen verändert hat. Man sagt, der Krieg verroht den Menschen, macht ihn gewalttätig und skrupellos, aber wohl nur den, der von Haus aus diese Kriegsanlagen in sich hatte. Die anderen, die sanften, gerechten und redlichen Menschen, die hat er nicht anders gemacht, die sind geblieben wie sie waren und sind höchstens aus Abscheu und Ekel vor der säbelrasselnden Brutalität und Torheit milder und menschlicher geworden. Und nun sitzt auch mein Bruder, nach der neuesten Mode von 1914 gekleidet, bei Tisch, blickt mit seinem unveränderten kurzächtigen Konzipientengesicht in die Zeitung, brockt sich die neuesten Nachrichten in die Suppe ein, wir debattieren hitzig, bis die Mama warnt: „Aber Kinder, die Suppe wird kalt“, und mir ist, als ob alles beinahe wieder so wäre, wie es einmal war. Und obwohl uns vielleicht noch manches Schwere bevorsteht, habe ich in dem Augenblick zum ersten Male das befreiende Gefühl: jetzt ist der Krieg zu Ende.

(1918)



Wählerversammlung.

Eindrücke eines Unpolitischen.

Wenn man die Sache nämlich mit parteipolitischen Augen betrachtet, dann sieht man nicht viel oder wenigstens nicht das Richtige. Parteibrillen haben gewöhnlich die merkwürdige optische Eigenschaft, daß sie nur gewisse Licht- und Geistesstrahlen durchlassen: die eine nur rote Strahlen, die andere nur ultraviolette, und durch den ständigen Gebrauch dieser Brillen wird man kurzsichtig oder weitsichtig, sieht alles rot, grau oder schwarz, sieht immer nur das, was man sehen soll und will, aber immer falsch. Die Parteibrille wirkt sogar auf das Gehör, auf die Sprache und Gebärden, und wer sie einmal aufsetzt, hört nur mehr, was ihm in seinen Kram paßt, ist für alles andere taub, er spricht, denkt und gebärdet sich immer genau so, wie es zu der Brille paßt. Auch in ruhigeren politischen Tagen als diesen konnte man das immer wahrnehmen: diese Unfähigkeit der meisten Menschen, über ihre eigene

Gefinnung hinüber zu blicken, diesen Eigensinn, mit dem sie sich mit Schlagworten gegen jede andere Einsicht verbarrikadieren. In der Wählerversammlung kann man diese Erfahrung in zehnfacher Konzentration machen. Im Grunde genommen ist ja eine Wählerversammlung meistens eine Zusammenkunft von vorgefaßten Meinungen, von Vorurteilen und Schlagworten, die man nochmals rekapituliert und zum Beschluß erhebt. Es finden sich so und so viele Parteibrillen im Saale ein, alle von der gleichen Brennweite und mit dem gleichen Brennpunkt und folglich in schönster Eintracht. Manchmal kommt es natürlich auch vor, daß in denselben Saal Brillen von einer anderen Schärfe eindringen, die auf andere optische Geseze schwören, alles anders sehen und daher heftigen Widerspruch bekunden. Dann wird aneinander vorbeidebattiert, geschrien, geschimpft, beleidigt und verdächtigt. Aber nie fällt es einem ein, die verschiedenartigen Brillen zusammenzulegen, damit sie sich vielleicht ergänzen und korrigieren, so daß beide Teile dann besser sehen. Auf die Wahrheit des Blicks kommt es eben in Wählerversammlungen nie an, bloß auf den Erfolg, welche Brille siegt. Manchmal ereignet es sich sogar, daß die feindlichen Brillenträger heftig zusammenstoßen, bis es Scherben gibt. Der unbeteiligte und unbefangene Beobachter kann dann mitten im Tumult der Irrtümer und Vorurteile einige dürftige Wahrheitsplitter zusammenklauben . . .

Dem völlig Unpolitischen und Parteiloson, der ja im bürgerlichen Wien eine häufige Gestalt ist, wird überhaupt in diesen Wochen vor den Wahlen ganz eigen zumute. Von der Politik, die ihm immer eine fremde und nicht recht verständliche Angelegenheit war, fühlt er sich auch jetzt nicht stärker ange-

zogen, im Gegenteil. Das Wahlfieber, das in mannigfacher und nicht sehr vertrauenerweckender Gestalt, in gedruckter, geschriebener, lebendiger und auch in der Form von Geldbeträgen von Haus zu Haus schleicht, macht sich bei ihm kaum bemerkbar. Er spürt keinerlei Temperaturerhöhung, eher eine Abkühlung, eine Apathie, ein Abgeschrecktsein. Freilich, auch der Unpolitische weiß genau, daß es diesmal, in diesen haltlosen ungewissen Tagen, um mehr geht, als um Wahlergebnisse und Mandate und daß das eigentliche Resultat eine neue Zeit sein soll. Aber der ganze Wahlaufwand, die Mittel, die Technik, die Schlagworte und Personen scheinen noch aus der alten Zeit zu stammen. Wieder einmal wird die Straße zum Agitator für alle Parteien. Auslagen und Vergnügungsanzeiger, einst das Wichtigste in dieser Stadt, werden von der politischen Plakatwand verdunkelt. Wie das leuchtet, wie das winkt und schreit: in Farben, Buchstaben und Aufzeichen. Die Anrede lautet überall anders: Mitbürger, Mittelstand, Genossen, Deutsche, Christen! Aber der Text ist bis auf kleine gehässige Nuancen fast überall ungefähr der nämliche. Auf allen Plakaten schlägt die gleiche Schicksalsstunde, wird der Wähler beschworen, die Zukunft Deutschösterreichs zu entscheiden, auf allen kehrt der Refrain wieder: wenn Ihr wollt, daß . . . wenn Ihr nicht wollt, daß . . . Überall das gleiche Pathos, die gleiche Erbitterung, die gleich großen Versprechungen und Verheißungen. Plakatpapier scheint eben das geduldigste von allen zu sein. Wenn man jeden einzelnen Wahlaufruf für sich liest, möchte man beinahe jedem recht geben und gerade diese Parteiliste wählen. Aber wenn man dann alle zusammenfaßt und die ganze politische Plakatwand mit einem Blick betrachtet, da kommt einem diese erbitterte

Konkurrenz der Wahrheiten etwas sonderbar vor und es drängt sich einem die skeptische Pilatus-Frage auf: Was ist Wahrheit?

Vielleicht sieht dies alles nur auf den Wahlplakaten so unwahrscheinlich und übertrieben aus, denkt sich der Unpolitische. Wer ein Kilogramm halten will, muß einen Zentner versprechen. Die Athleten lassen sich ja auch vor ihrem Auftreten mit übertrieben gut entwickelten Muskeln abbilden, um anzulocken, und die großen Versprechungen sind sozusagen der Bizeps des Wahlkandidaten . . . Vielleicht sieht das in der Wählerversammlung ganz anders aus, echter, überzeugender, vielleicht hört man dort die wirkliche Wahrheit und findet die Antwort auf die schwierige Frage: Wen soll ich wählen? Der Unpolitische ist ein Mann in den mittleren Jahren, um die Vierzig herum, aber trotzdem ist er bisher noch nie bei einer Wählerversammlung gewesen. Er hat bei diesem Wort immer die Vorstellung von rauchigen, hierdunstigen Lokalen, von heiseren Stimmen und geschraubtem Hochdeutsch gehabt und hat sich deshalb immer wieder mit dem Besuch von Premieren und Konzerten begnügt, wo man immerhin auch anderer Meinung sein darf als die Majorität. Jetzt ist allerdings das politische Repertoire viel mannigfaltiger und abwechslungsreicher als das theatralische. Jeder Tag bringt neue Parteien, neue Listen, neue Namen, und besonders mit den Begriffen Mittelstand, bürgerlich, demokratisch und freiheitlich werden eifrig alle mathematisch möglichen Zusammenstellungen und Kombinationen versucht. Während sonst alle Tätigkeit brach liegt, rührt sich da ein neues heimisches Kunstgewerbe: die Parteienbildung und die Erzeugung von Parteienlisten.

Der Unpolitische besucht zunächst eine bürgerliche Wähler-versammlung. Sie findet im ersten Stock eines Kaffeehauses statt, ist allgemein zugänglich und schwach besucht. Die zweihundert Leute, die sich eingefunden haben, scheinen zu-meist aus dem engeren Kreise der Partei und der Veran-stalter zu stammen, sind also keine Menschen, die erst über-zeugt werden müssen, was eigentlich der Zweck einer Wähler-versammlung wäre. Der Vorsitzende spricht einige salbungsvolle Einleitungsworte, dann stellen sich die Kandidaten vor, indem sie den Plakattext variieren, jemand erbittet sich das Wort zur Geschäftsordnung, ein anderer zu einer Anfrage, man beschließt einstimmig und so weiter. Das ganze spielt sich glatt und mechanisch, ohne anregendes Für und Wider ab. Auch das neue Element der Wählerin und der Kandidatin bringt keinen frischen Zug in die Sache. Die zuhörenden Frauen und Mädchen verhalten sich ziemlich reserviert und die Rednerinnen haben leider nichts Besonderes zu sagen.

In der sozialdemokratischen Versammlung geht es schon etwas temperamentvoller zu, aber auch dieses Temperament ist wohl vorbereitet und gut inszeniert. Auf den Tischen des Vorstadtgasthauses liegen Aufrufe, Parteibroschüren, For-mulare für den Beitritt in die Organisation, ein Kolporteur verkauft sozialistische Literatur. Hier sitzen nämlich nicht lauter fest eingeschworene Parteigänger, sondern auch viele Neulinge: Angestellte, Heimkehrer, Handwerker, Geschäfts-leute, Kleinbürgerlicher Mittelstand, der sich aus Mangel an Führung, aus Verbitterung und aus Ratlosigkeit keinen an-deren Ausweg weiß, als die Annäherung an die Sozialdemo-kratie. Die Reden sind auch sehr geschickt vor allem an dieses Publikum gerichtet und für sie pointiert. Zunächst tritt eine

Frau als Referentin auf. Ihre Rede, ein aus bekannten Argumenten und Schlagworten gestrickter Strumpf, wirkt auf die Dauer etwas ermüdend. Um so stärkeren Eindruck macht dann der Kandidat, ein echter Vorstadtwiener. Nicht durch das, was er sagt, sondern wie er es sagt. Er spricht in anschaulichen urwüchsigem Wendungen, geradezu in Vielblawek-Tönen und setzt den Kleinbürgern sehr mundgerecht auseinander, daß ihnen im sozialistischen Staate nichts weggenommen werden wird, nur den „Großen“, den „Kohlen- und Finanzbaronen“, die in dieser Versammlung überhaupt eine sehr wichtige Rolle spielen. Wir Sozialdemokraten, sagt der Redner, sind für Frieden und für eine ruhige Entwicklung. Freilich, wenn wir in der Minorität bleiben sollten, dann können wir für nichts garantieren . . . Und die eingeschüchterten Kleinbürger klatschen Beifall . . .

Der Unpolitische versucht es schließlich noch, eine christlichsoziale Wählerversammlung zu besuchen, aber das ist nicht so einfach. Beim Eingang wird er angehalten, wird eine Einladung oder sonst eine Legitimation seiner Vertrauenswürdigkeit von ihm verlangt. Im Saale drin ist gerade ein wüster Tumult, und alsbald werden bleich und aufgeregte aussehende Jünglinge von Wachleuten und Stadtschuzmännern heraus eskortiert. Vermutlich haben sie die in der Versammlung zum Besten gegebenen Wahrheiten nicht glauben oder einer anderen Wahrheit Ausdruck geben wollen, deshalb sind sie mit Fug und Recht an die Luft gesetzt worden. Denn in einer Wählerversammlung gibt es immer nur eine plakatierte, approbierte und einstimmig angenommene Wahrheit. Und die Einstimmigkeit erzielt man am besten durch Wachleute und Stadtschuzmänner . . .

Nach dieser Rundreise durch die Versammlungen, Parteien und Programme kehrt der Unpolitische ermüdet, abgespannt und enttäuscht wieder zurück in sein Privatleben. Er hat weder die richtige Wahrheit, noch die richtige Liste gefunden, noch die Antwort auf die Frage, wen er wählen soll. Nach diesem Ausflug in die Politik ist sie ihm noch unverständlicher geworden. Soviel hat er aber erkannt, daß es hier nur zwei Möglichkeiten, nur zwei Wege gibt: Parteidisziplin oder Gewalt, Bravorufen oder niedergeschrien werden, begeistert zustimmen oder hinausgeworfen werden. Einen dritten Weg gibt es nicht. Doch, es gibt einen: schweigen und zu Hause bleiben.

(1919)

Gespräch mit einer Wahrsagerin.

Ein Blick in die nächste Zukunft.

Kein Wunder, wenn man schließlich so weit kommt. Am Jahresende hat man immer ein abergläubisches Verlangen, zu erfahren, was einem bevorsteht und wie alles ausgehen wird. Aber es ist sehr schwer, darüber eine halbwegs verlässliche Auskunft zu erhalten. Offizielle, staatlich angestellte und pensionsfähige Wahrsager wie im alten Rom haben wir merkwürdigerweise noch immer nicht, weil eben hierzulande bei der Schaffung und Besetzung amtlicher Posten mit kleinlicher Sparsamkeit vorgegangen wird. Wie nett wäre es, sich in solchen unsicheren Zeitläuften an einen deutschösterreichischen Augur oder Haruspex wenden zu können, um sich von ihm aus dem Fluge und Frase der Vögel oder aus den Eingeweiden der Opfertiere weisagen zu lassen, was allerdings in einer Stadt, wo nicht einmal mehr die Vögel etwas zu fressen haben und Innereien selbst im Schleichhandel nicht zu haben sind, praktisch schwer durchzuführen ist. Auch das beliebte Wahrsagen aus dem Kaffeesatz ist jetzt mangels Rohmaterials unmöglich, und aus dem heutigen Kaffeesatzersatz kann nichts Gutes heraus schauen. Oder soll man auf die amtlichen Prophezeiungen hören? Es trifft ja doch immer nur das Gegenteil ein. Aus einem offiziell geweissagten Preisabbau wird flugs ein flotter, weitererer Aufbau, aus einer Be-

schleunigung der Zufuhren prompt eine Verkehrsstörung. Nein, das sind nicht die richtigen Adressen, um etwas Sicheres über die nächste Wiener Zukunft zu erfahren, über die im allgemeinen zwei Meinungen bestehen. Eine pessimistische: es kommt bestimmt nichts Besseres nach; und eine optimistische: noch ärger kann es unmöglich werden — das ist gewiß sehr erfreulich, aber doch nicht das Richtige.

Da lob ich mir die Frau Indra in der Bräuhausgasse. Sie kümmert sich nicht um Politik, Regierungsprogramme und Ententekundgebungen, sondern hält sich an etwas viel Verlässlicheres, an ihre Karten, aus denen sie schon so manchem Reichthum, Ehe, Liebe, Kinderseggen und ähnliche unangenehme Glücksfälle mit Erfolg vorhergesagt hat. Nicht etwa bloß Greislerinnen und Mehlspeisköchinnen aus der Margaretners Nachbarschaft. Frau Indra hat eine geradezu mondäne und intellektuelle Klientel aus den innersten Bezirken. Und gerade in diesen Kreisen hat sie erstaunliche Resultate erzielt. Beispielsweise bei einer jungen Dame, die sie eindringlich davor gewarnt hat, in der nächsten Zeit eine Reise zu tun, die ihr bestimmt Unglück bringen werde. Die junge Dame unternahm trotzdem die Reise, und es war richtig ein Unglück, direkt eine Katastrophe, wie immer, wenn man jetzt reist. Einem meiner Bekannten hat die Wahrsagerin eine junge Frau und viel Geld prophezeit. Auch das ist eingetroffen, denn der Betreffende hat eine junge Frau geheiratet, die ihn eine Menge Geld kostet. Lauter Erfolge, die mich veranlassen, auch mein Zukunftsheil in Frau Indras Hände zu legen. Das dürfte doch die richtige Adresse sein. Wenn mir überhaupt noch jemand helfen kann, dann ist es Frau Indra. Sie wird meine Ratlosigkeit beschwichtigen, meine unruhige Neu-

gierde stillen, und so wird sich der trübe Blick in die Zukunft aufhellen — im Zeichen Indras.

Einer indischen Gottheit, wie man nach dem Namen vermuten könnte, ähnelt sie allerdings nicht. Frau Indra ist eine kleine alte Dame mit einer Art Gugelhaube und Händen, die schon viel Karten gemischt und Geschirr abgewaschen haben: eine philosophisch gewordene Bedienerin. Aber die Gottheit sucht sich gern unscheinbare Geschöpfe aus, durch



deren Mund sie spricht. Zunächst müssen wir im Vorzimmer warten, wo es durcheinander nach Feigenkaffee, Karbol, Kernseife und Petroleum riecht, so daß ich mir hier schon von der Zukunft eine Nase voll nehmen kann. Dann werden wir ins Sprechzimmer eingelassen, nämlich in die Küche, wegen der Wärme und weil sie fürs Kartenausschlagen das passendste Milieu ist. In meiner Gesellschaft befindet sich eine junge Dame, die nicht den nötigen Ernst für die Si-

tuation aufbringt und fortwährend lacht, weil sie noch alle Zähne und ein sonniges Naturell hat. Frau Indra läßt sich dadurch nicht beirren, heißt uns auf Küchenstockerln Platz nehmen und beginnt mit tiefem Ernst auf dem Küchentisch die Karten zu mischen. An diesen Karten kleben schon viele menschliche Schicksale, deshalb sind sie wohl so unsauber. Zuerst kommt die Dame dran: dreimal abheben und das Geburtsjahr und -monat sagen. Und sie bekennt ungeniert ihre Neunundzwanzig, denn bei der Wahrsagerin sagt auch die aufrichtigste Frau ihr wahres Alter. Frau Indra hat unterdessen die Karten aufgelegt und nachdenklich hineingeblickt: „Zum Ehestand steht Ihnen einer, ich seh' ihn ganz in der Näh'. Nachdem Ihna Monat der Juni is, dürfen S' kein' Febermann heiraten. Sonst is ganz egal: braun, schwarz, rot, blond — nur kein' Febermann.“ Und dann gibt sie noch einige goldene Heiratsweisheiten von sich, die alle stimmen, bis auf die Kleinigkeit, daß die Dame schon einige Zeit und erfolgreich verheiratet ist. Aber es wäre unschön, Frau Indra durch diese nebensächliche Nichtigstellung zu kränken, denn sie meint es gut und schließt mit dem treuherzigen Rat: „Wär' net schlecht, wenn eins von die Eltern bald sterben möcht . . .“ — eine seelensgute Person, die Frau Indra.

Nun komme ich an die Reihe, mit derselben Einleitung. Ohne mich näher anzusehen, verfaßt Frau Indra auf Grund der Karten folgenden bemerkenswerten Steckbrief von mir: „Mei' lieber Mann, sehr alt werd'n S' net. So fünfundsechzig, kann sein auch achtundsechzig. Die verheirateten Frauen sehen Ihna sehr gern. Selbst werden S' auch heiraten, aber net viel Kinder aufziehen, höchstens drei, vier. Bei Ihna geht alles mit'n Kopf. Sie haben sehr guate Ideen,

aber meistens schlecht ausgeführt.“ Sollte sie mich doch kennen? Ich hätte nicht gedacht, daß meine Gott sei Dank noch ungesammelten Werke auch in der Bräuhausgasse schon bekannt sind. Frau Indra fährt fort: „A großes Unglück hab'n S' noch net g'habt, aber viel Pech. Ihna Malheur war's, daß net bei Zeiten von da weg sind, sonst hätten S' es viel weiter bracht.“ Sie meint offenbar die Valuta. Ja, wenn ich heute Francs oder Dollar hätte... Aber Frau Indra tröstet mich sofort: „Liaber Mann, Sö müssen Ihna gedulden, bis mr zweiundzwanzig schreiben. Dann kommt auf einmal Ihna großes Glück von auswärts. Von den Jahr an wird Ihnen alles von selbst gelingen, Sie können tun und anstellen, wia S' es wollen.“ Also, dann kann ich hintereinander die schlechtesten Stücke schreiben und alle haben Erfolg — so etwas war schon da... Und jetzt wird Frau Indra ganz düster: „So wie S' alles immer mit'n Kopf g'macht hab'n, so werd'n S' auch am Kopf sterb'n. Ihnere Nerven, die immer so waren,“ sagt sie und streckt erläuternd die Finger aus, „die werden dann auf einmal so sein“, und ballt die Finger. „Aber bis dorthin wird Ihna nir g'seh'n: erschlagen, ausg'raubtwerd'n, na, so was net“, meint die Frau Indra — allerdings unter der Voraussetzung, daß ich rechtzeitig von Wien weggehe...

Meine eigene Zukunft kenne ich jetzt ganz genau. Doch das genügt mir nicht, denn mir ist es doch um das Allgemeine, Ganze zu tun. Aber auch das ist jetzt nicht mehr so schwer, nachdem ich der Frau Indra in die Karten geguckt habe und weiß, wie es gemacht wird. Ich beabsichtige, mich auf Grund meiner neuen Kenntnisse als Wahrsager und Kartenausschläger zu etablieren, natürlich nur in großem Stil.

Die staatlichen und städtischen Faktoren, deren Voraussicht sich bisher so glänzend bewährt hat, können sich fortan alles Kopfzerbrechen ersparen. Sie brauchen sich nur in meiner Sprechstunde einzufinden und können aus den Karten genau erfahren, was ihnen und uns bevorsteht. Jedoch werde ich nicht, wie Frau Indra, bloß aus alten abgegriffenen Patiencekarten wahr sagen, sondern für jede Kundschaft ein eigenes Kartenspiel vorbereiten. Für den Direktor der Straßenbahnen und den Staatssekretär für Verkehrswesen beispielsweise Fahrkarten und außerdem das große Einmal-eins, der beste Behelf beim Fahrkartenverkauf. Wenn sie wissen wollen, wie sich das reisende Publikum dazu verhalten wird, schlage ich einfach Pic-Sieben und Karo-Acht auf: Ärger und großes Hindernis. Dem Staatssekretär für Ernährungswesen werde ich natürlich aus den Lebensmittelfarten weis sagen, allerdings ganz vergeblich: „Nach den Karten steht mir seit drei Monaten der Oktoberzucker zu und daneben steht Treff, das ist bitter.“ Will er wissen, wie die staatliche Wirtschaft weitergehen soll, so liegt schon Karo-Neun da: Veränderung, Zentralisierung und Verstaatlichung des Schleichhandels, die einzige Möglichkeit, ihn völlig lahm zu legen. Dem Post- und Telegraphendirektor zeige ich Karo-Aß und Karo-Bub: Brief und wichtige Nachricht. Das bedeutet soviel als wie: jemand möchte mir gern telephonisch sagen, daß er mir geschrieben hat, weil er mich aber nicht erreichen kann, schickt er mir ein Telegramm, denn das bekomme ich vielleicht doch brieflich. Auch der Staatssekretär für Finanzen dürfte sich bestimmt bei mir einfinden, um sich über die Zukunft der Kriegsanleihe zu informieren. Und jedem werde ich unerbittlich aufrichtig wahr sagen: das, was er befürchtet und

ohnehin schon längst weiß. Denn gerade das kann nicht oft genug gesagt werden.

Auch Anfragen aus dem Publikum dürften an mich gelangen. Es liegen ja so viele rätselhafte und ungewisse Dinge in der Wiener Luft. Frage: Was haben wir von der Ententeilfe zu erwarten? Antwort: Wiedererstattung der weggenommenen Milchkuhe in Form von Büchsenmilch. — Frage: Werden wir durch die Verpachtung des Tabakmonopols an Holland besseres Rauchmaterial bekommen? Antwort: Schwerlich, denn was nach Osterreich gelangt, dürfte nur der Abfall der Niederlande sein — eine Antwort, die begreiflichen Unmut erregt. Frage: Wird der Einspänner tarif nicht endlich in einer beide Teile beschwichtigenden Form geregelt werden? Antwort: Ab Neujahr wird der Peitschenhieb das Fünfzehnfache kosten.*)

Am naheliegendsten und häufigsten wird natürlich die Frage sein: Wann wird man in Wien wieder erschwinglich, erträglich und menschenwürdig leben können? Aber da muß ich, so leid es mir tut, die Auskunft verweigern. Auf solche ferne Prophezeiungen lasse ich mich überhaupt nicht ein. Ich befaße mich prinzipiell nur mit dem Wahrsagen der nächsten Zukunft, die ich selbst noch erleben kann, und da mir die Frau Indra höchstens dreißig bis vierzig Jahre gibt, so hat die Frage nach dem normalen menschenwürdigen Wiener

*) Anmerkung für Nichtwiener und spätere Generationen: Im Jahre 1919 hat es sich nämlich in Wien tatsächlich ereignet, daß einem Fahrgast, der auf die Fahrt wegen des unmäßig hohen Preises verzichtete, von dem Einspännerkutscher ein Peitschenhieb versetzt wurde, angeblich mit dem Rufe „Fahr' mr, Euer Gnaden!“ — aber das dürfte eine Übertreibung sein.

Leben für mich gar kein persönliches Interesse. Die Frau weiß, was sie sagt. Länger mache ich's auf keinen Fall und dann werde ich „am Kopf“ sterben: denselben Kopf, den ich mir immer vergeblich darüber zerbrochen habe, wie man in diesem Wien leben kann. (1919)

Das papierene Kalb.

Valuta-Miniaturen.

Von einem Tanz um das goldene Kalb zu sprechen, wäre durchaus unzutreffend. Zu einem Götzenbild aus Gold reicht es längst nicht mehr. Nicht einmal Silber oder auch nur Nickel oder Kupfer können wir uns leisten, sogar das Eisen geht uns schon aus. Wir haben nichts als Papier und wieder Papier. Das ist unser einziger Überfluß, und darin wühlen und schwelgen wir. In den seltenen Momenten nüchtern ruhiger Besinnung wissen wir ganz genau, daß dies alles nur Selbsttäuschung ist, diese papierene Fülle, die sich unheimlich anhäufenden Zettel, diese Summen und Kapitalien, die nur rascheln, aber kein Gewicht, keine Kraft haben. Wir wissen, daß das alles trostlos und sinnlos ist. Aber getanz wird dennoch. Der urewige Menschheitstanz um das papierene Kalb, das aus Banknoten, Renten und ähnlichen angeblichen Wertpapieren zusammengestückelt ist. Noch nie ist dieser Tanz so hemmungslos ekstatisch getanz worden, mit solchen grotesken Figuren und Verrenkungen, noch nie ist der Götze Geld so verzweifelt angebetet worden. Manchmal ist es einem, als ob man in dieser Stadt überhaupt nur mehr zwei Worte hören würde: die Krone, in Verbindung mit einer täglich kleiner werdenden Zahl und vor allem das Wort:

Valuta. Das ist das Zauberwort, das alles Denken und Fühlen, alle Gemüter, Pläne und Beziehungen beherrscht. Das ganze Wiener Leben spielt sich jetzt im Zeichen der Valuta ab. Entwertung, Zusammenbruch, das sind uns schon selbstverständliche, beinahe vertraute Begriffe geworden, mit denen alle rechnen und viele spekulieren. In diesem papierenen Chaos sind zwei entgegengesetzte Erscheinungen zu beobachten: die Sucht, möglichst viel Kronen zusammenzuraffen und das ängstliche Bestreben, sie wieder möglichst rasch los zu werden. Man betet das Geld an und man fürchtet es. In Babylon dürften geordnetere Verhältnisse geherrscht haben als in dieser Valutastadt am blauen Papiergeldstrom, die jede Ähnlichkeit mit sich selbst verloren hat. Wer dem Wiener Leben, den Wiener Menschen von heute zusieht, der erkennt: nicht bloß die Krone, auch die Menschen sind hier entwertet und das tägliche Leben hat einen furchtbaren Tiefstand erreicht.

In der Hotelhalle. Man nennt sie auch den Rangierbahnhof, weil hier so viele Waggons „geschoben“ werden. Einmal war es ein erstklassiges, exklusives Hotel, jetzt ist es ein Mittelding zwischen Winkelbörse und Schieberkaffeehaus. Man kann nicht einmal von einem gemischten Publikum sprechen, denn die Gestalten, die sich im Vestibül und in der Halle drängen, sind alle so ziemlich von der gleichen Art und alle führt derselbe Zweck her: Geschäfte machen — wenn es nicht anders geht, auch erlaubte und einwandfreie. Sie machen ihre Geschäfte außerhalb eines Bureaus, fern von Hauptbuch und Kassabuch und obwohl sie durchaus keine Feldherrnnaturen sind, haben sie dennoch eine Eigentümlichkeit mit Wallenstein gemeinsam: sie geben prinzipiell nichts

Schriftliches aus der Hand. Hier sieht man kuriose Gruppen: bedenklich tadellos angezogene neue Gentlemen in trauriger Gemeinschaft mit defekt gekleideten, gleichsam aus Überzeugung unsoignierten Herren. Mancher, von dem man bestimmt weiß, daß er vor kurzem noch ein rätselhafter Agent oder Akquisiteur war, tritt hier stolz und nobel auf, jeder Zoll ein Schieber. Alle möglichen Sprachen und Akzente hört man hier, am häufigsten ungarisch, südslawisch, italienisch, auch französisch, ab und zu sogar deutsch, aber nie ein einwandfreies. In dieser Hotelhalle ist alles zu haben: Lebensmittel, Knabenkleider, Antiquitäten und Galoschen, aber nur waggonweise. Der beliebteste Artikel jedoch ist: Valuta. Darum dreht sich hier alles. Man sieht förmlich die Schwankungen der Krone, der Mark und Lire, und zwischen einem Ende der Halle und der anderen bestehen beträchtliche Kursspannungen. Hier werden fortwährend teure Zigaretten geraucht, echter Kaffee getrunken, wird telegraphiert, interurban telephoniert, mit Trinkgeldern herumgeworfen. Geld spielt hier keine Rolle: es sind ja nur Kronen. Und man kann von Glück sagen, wenn man dieses Valutahotel verläßt, ohne daß man sich irgend etwas hat zu schulden kommen lassen.

Der Valutagreisler. Ob es ein großes Delikatessengeschäft ist oder ein kleiner Laden, darauf kommt's nicht an. Überall ist es dasselbe. Auch dem kleinsten Greisler genügt es heute nicht mehr, durch Einkauf und Verkauf sein bürgerlich normales Geschäft zu machen. Auch er steht im Banne der Valuta, der Kronenkurse und spekuliert auf seine primitive, aber rentable Art mit. Der ganze Laden ist angefüllt mit ausländischen Waren: französische und schweizerische

Schokolade, italienische Würste, amerikanische Konserven, portugiesische Sardinen, polnische Schnäpse. Lauter Dinge, die nur zum Tagespreis verkauft werden und täglich anders, also höher notieren. Es ist eine Börse im Kleinen, und die Preise diktiert der simpel aussehende Mann mit den roten Händen und der weißen Schürze. Vor einigen Jahren hat er gewiß noch keine Ahnung gehabt, was das Wort Valuta bedeutet. Jetzt weiß er es ganz genau, denn er sieht jeden Morgen nach, wie die verschiedenen ausländischen Valuten und Devisen notieren. Und dann geht er zu seinen Stellagen, fängt an umzurechnen, und dann kostet das Kilogramm Schokolade, das gestern Abend noch um achtzig Kronen zu haben war, hundertzwanzig Kronen, und auch die Sardinen können, stumm wie Fische leider sind, nicht dagegen protestieren, daß sie plötzlich doppelt so teuer sind. Und wenn die Kundschaft den Mut aufbringt, darüber zu staunen oder gar ungehalten zu sein, dann erhält sie prompt die Antwort, daß die Krone in Zürich nur mehr auf fünf steht, daß die Preise lächerlich billig und eigentlich schon überholt sind. Ob wohl jemals wieder Zeiten kommen werden, wo die Wiener Greisler nichts von Zürich und Valuta wissen werden?

Gesellschaftsgespräch. Man kommt nach dem Nachtmahl oder was man so nennt, zusammen und sitzt fröstelnd in einem von einer Glühlampe verdunkelten Raum. Das Gespräch will sich nicht recht in Gang setzen. Man spricht von Holz, von den letzten Einschränkungen, von der „Frau ohne Schatten“, von Verlobungen und Scheidungen, aber ohne wirkliches Animo. Bis endlich jemand das erlösende Wort Geld ausspricht, und sofort ist Leben und Stimmung

da. Ein wohlgenährter junger Mann, der bestimmt als Achtzehnjähriger schon ein alter Geschäftsmann war und der jedes kommerzielle Wort wie aus Fett herausgebakken ausspricht, wirft überlegen und selbstbewußt mit Schlagworten, wie Transaktion, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, Parität und mit tschechoslowakischen Kronen um sich. Alles schwelgt in ausländischen Preisen, alles rechnet leidenschaftlich um. Auch die Damen beteiligen sich an der Spekulation und erzählen von entzückenden braunen Schuhen, die in der Schweiz hundert Franken kosten und hier um sechshundert Kronen zu haben sind, also direkt geschenkt. Abseits in einer Ecke sitzt ein Herr mit einer jungen Dame in vertraulichem Geflüster. Was flüstert er denn? „Fünfdreiviertel — das ist unerhört.“ Gott sei Dank, endlich einer, der bei dieser Zahl nur an kleine Frauenhände denkt. Und was erwidert sie denn auf das Kompliment? „Sie glauben also, man soll noch Lire kaufen?“ . . . Ein Valutasfirt. Es ist zum Verzweifeln.

Wie lang wird dieser Tanz noch weitergehen? Wie lang werden wir uns noch in sinnloser Betäubung um das papierene Kalb drehen? Soll unser ganzes Schicksal, unser tägliches Leben nur von Zürich und Amsterdam abhängen, sollen wir immer nur ein Spielzeug der Schwankungen und Spekulationen sein und nie mehr festen Boden unter den Füßen haben? Dieser täglich winziger werdende Kronenkurs ist doch längst kein reeller Maßstab mehr, denn schließlich gibt es doch für jedes Land nur eine Valuta: die der Arbeit, der Leistungen, der Produktion. Freilich, auch diese Valuta steht bei uns erbärmlich schlecht. Wir produzieren immer nur Papier und wieder Papier, und wenn es ein besonders großes

Stück Papier ist, dann heißt es Finanzplan. Man kann es sich schon gar nicht mehr vorstellen, wie das weitergehen, wie dieser Winter sich gestalten soll. Was kann denn noch Ärgeres kommen? Wir werden im Dunkeln frieren und hungern, die Krone wird auf Vier und Zwei heruntergehen. Und wenn dieser Valutawinter noch so bitter und streng wird, die eine tröstliche Gewissheit bleibt uns: unter Null kann die Krone doch nicht sinken. (1919)

Das Kabarett zum großen Stier.

Ein Wiener Spezialitätenprogramm.

Um einem dringenden lokalen Bedürfnis abzuhelpfen, habe ich mich entschlossen, unbedingt noch ein Kabarett zu gründen. Eine Bevölkerung, die ohnehin nichts zu lachen hat, kann nicht genug Unterhaltungslokale haben. Selbstverständlich wird das neue Kabarett seine eigene, zeitgemäße Note haben — was für eine Note das ist, wird sich schon im Verlaufe des Programms herausstellen. Den geeigneten Raum für das neue Unternehmen zu finden, hat zunächst einige Schwierigkeiten bereitet. Die in Betracht kommenden Souterrainlokalitäten der Inneren Stadt sind fast durchwegs schon durch ähnliche Vergnügungsbetriebe besetzt. Schließlich habe ich doch etwas Passendes gefunden, allerdings etwas entlegen, nämlich einen Keller der städtischen Schlachthaus- und Kühlanlagen, wo schon so viel verdorbenes Sauerkraut den Weg alles Schweinefleisches gegangen ist, also ein Lokal, das schon durch seine Vergangenheit für groteske Kabarettzwecke geradezu prädestiniert ist.

Natürlich war eine gründliche Adaptierung nötig. Es war nicht leicht, in dem Keller, in dem sonst hundert gesalzene Schweine bequem Platz hatten, Raum für sechshundert entzückte und gesalzene Preise zahlende Besucher zu schaffen. Aber ich ließ einfach zweihundert winzige Tischchen für je drei Personen aufstellen, und so kann ich mühelos sechshundert

Personen unterbringen. Zur Ausschmückung der Wände verwendete ich alles das, was mir von der großen Zeit als unverwendbar übrig geblieben war: Kriegsanleiheplakate, patriotische Bilder und Aufrufe, die jetzt erst ihre volle humoristische Wirkung tun: „Spendet Nachthemden und Taschentücher“, oder: „Liefert Euer ganzes Metallgeld ab, Ihr erweist dadurch dem Staat und Euch einen wertvollen Dienst“. Aber auch die Schlagworte der heutigen Zeit haben sich als ungemein dekorativ erwiesen: die verschiedenen Wahlaufrufe, Parteiprogramme, Vollzugsanweisungen und Verbote sind heute, wo kein Mensch sie mehr ernst nimmt, die lustigste Kabarettzierde.

Auch ein richtiges Orchester habe ich bereits zusammengestellt. Es sind darin alle zeitgemäßen Stimmen und Instrumente vertreten: verschiedene Mittelstandseristzenzen, die flöten gegangen sind, ehemals bedeutende Zeitgenossen, Staatsmänner, Heerführer und Autoren, die mit Pauken und Trompeten durchgefallen sind, und außerdem sehr viele Reklametrommeln. Das in einem großen Orchester erforderliche Blech wird durch eine Anzahl Verordnungen ersetzt, und die sogenannte Holzharmonie wird durch einige Holzhändler vertreten, die in schöner Harmonie beschließen, mit dem Verkauf des Brennholzes so lang zu warten, bis man dafür zwei Kronen pro Kilogramm verlangen kann. Nicht einmal das erschütternd dröhnende und klagende Richard Strauß-Orchester dürfte instande sein, der Wiener Menschheit ganzen Jammer derart auszudrücken, wie diese Kapelle aus Wiener Zeitstimmen.

Außerdem gibt es natürlich auch noch andere Darbietungen. Das Eröffnungsprogramm ist streng bezent, ohne dabei

das Schamgefühl gröblich zu verletzen. Bei der Auswahl der Mitwirkenden habe ich nicht so sehr nach ihrer Kunst und ihrem Können gefragt, sondern vor allem nach der Sensation, dem womöglich unliebsamen Aufsehen, das sie in der Wirklichkeit erregt haben. Überhaupt: Wirklichkeit, Nummern aus dem täglichen Wiener Leben, das sind meine Hauptschlager. Da ist vor allem ein gewesener Hoffchauspieler, dessen klassische Kunst jetzt nach Brot geht, und zwar nach Butterbrot, und das kann er sich nur durch Kabarettgagen leisten. Deshalb steigt der Künstler durchaus nicht von seinem Niveau herab. Er spricht lauter klassische Nummern, pardon, Szenen, die nur für Nachtmahlzwecke etwas adaptiert sind. So tritt in der Szene in Fausts Studierzimmer der Pudel wirklich auf und zeigt, während Faust seine umständlichen Betrachtungen anstellt, alle Künste eines gebildeten Varietéhundes, vom Zigarettdrehen bis zum Rasieren mit dem Gilletteapparat. Und wenn er als Hamlet, statt mit dem Totenkopf zu philosophieren, mit mehreren Totenköpfen jongliert, so wird das gewiß genau so verständnisvollen Beifall finden, wie die zeitgemäße Auffassung von Richard III. Ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd. Das Pferd wird auf die Bühne gebracht, worauf Richard III. es sofort mit beträchtlichem Nutzen weiterverkauft.

Von den sonstigen Spezialitäten des Programms sind hervorzuheben: eine Nackttänzerin, die aber keinerlei pikante Absichten, sondern wirklich nichts anzuziehen hat, ein moderner Fakir, nämlich ein im Krieg rasch reichgewordener Mann, der, obwohl er es nicht mehr nötig hätte, sich noch immer gern als Messerschlucker produziert, ein Tierimitator, der mit verblüffender Echtheit einen Hamster und die Schafsgeduld

der Bürger kopiert und außerdem darstellt, wie wir auf dem Hund und die meisten Maßregeln für die Kas' sind. Dem gegenwärtigen Geschmack trägt eine kleine Spieloper Rechnung, in der nicht gesungen, sondern wirklich gespielt wird, und zwar zu den höchsten Einsätzen. Das Finale bringt eine polizeiliche Razzia von derartiger Realistik, daß sich viele Zuschauer schuldbewußt unter die Tische verkriechen. Während der Aufführung der Spieloper werden, nach dem vornehmen Beispiel des Operntheaters, die Preise plötzlich erhöht.

Besonders stolz bin ich darauf, daß es mir gelungen ist, ein Quartett der größten Einspänner und Chauffeure für ein kurzes Gastspiel zu verpflichten. Das war wirklich nicht leicht und ich war froh, daß mir bei den Engagementverhandlungen nur die Wahl weh getan hat und nicht auch ein Peitschenhieb. Von sonstigen Kuriositäten nenne ich noch einen höflichen Greisler, einen pünktlichen Hausmeister und einen Skelettmenschen, der immer alles befolgt, nie einen Anstand gehabt, nur das Erlaubte und Zugewiesene verzehrt hat und trotzdem, allem Anschein nach, noch immer lebt. Ursprünglich hatte ich auch die Absicht, mir von zwei fixen Schnell dichtern eine Wiener Revue schreiben zu lassen, die die Tagesereignisse satirisch glossiert. Aber ein solches unständliches Wirklichkeitsverfahren habe ich bei meinem Wiener Wirklichkeitskabarett nicht nötig. Da ist es doch viel einfacher, ich engagiere mir gleich die Originale selbst, bringe die verschiedenen Politiker, Machthaber, Wichtigtuere, Arbeiter- und Soldatenräte auf die Bühne und lasse sie dort ihre Konferenzen abhalten und ihre Beschlüsse fassen — das ist die beste satirische Revue, die man heute bringen kann.

Zu einem richtigen Kabarett gehört auch ein Conferencier

und den mache ich, der Herr Direktor selber. Ein Conferencier besteht in der Hauptsache aus einem Frack, einer gelangweilten Miene und einem eingebauten Monokel. Außerdem muß ein Conferencier die Hände immer in den Hosentaschen haben und überhaupt zwanglos sein bis zur Ungezogenheit. Ich beabsichtige, eine Neuerung einzuführen, indem ich die Conference mit dem Rücken gegen die Zuhörer spreche und folgendermaßen beginne: „Ein gräßliches Publikum. Ob die sich unterhalten oder nicht, ist mir egal, die Hauptsache ist, daß sie gezahlt haben.“ Hierauf folgen noch einige kräftige Grobheiten, denn bei so hohen Preisen lassen sich die Leute heutzutage alles gefallen.

Jetzt hätte ich so ziemlich alles beisammen, nur das Wichtigste fehlt mir noch: der Name des neuen Kabarettts. Er muß verlockend und abschreckend zugleich sein, noch nicht dagewesen und dabei selbstverständlich, irgendein Wort, das in der Luft liegt. Das beste wäre vielleicht: Kabarett zum großen Stier. Natürlich ist „Stier“ nicht in der Kindviehbedeutung des Wortes zu verstehen, sondern in der wienerischen: der Zustand völliger finanzieller Zerrüttung, wo einem schließlich alles egal wird. Darauf gründet sich doch mein ganzes Programm, danach sind die Preise und Sitten meines Unternehmens zugeschnitten. Heutzutage, wo die schlechtesten und unverwendbarsten Sachen zu Geld gemacht werden, wäre es doch wirklich ein Leichtsinns, die groteske und unwahrscheinliche Wiener Wirklichkeit nicht als Kabarettprogramm zu verwerten. Ich halte das direkt für eine sittliche und befreiende Tat. Wenn mir das so gelingt, wie mir's vor-schwebt, dann öffnet sich mir vielleicht noch die große politische Karriere, und ich sehe mich schon, getragen von dem

Vertrauen einer ausgefackelten Bevölkerung, kandidieren: auf Grund eines Kabarettprogramms, im Zeichen des großen Stiers. Nur eines könnte meinem Unternehmen gefährlich werden: eine plötzliche Besserung der Valuta, der wirtschaftlichen Verhältnisse, eine allgemeine Ernüchterung, ein Vernünftig- und Sparsamwerden. Aber soweit ich meine Mitwirkenden, meine bewährten Kräfte und Gäste kenne, ist das in absehbarer Zeit bestimmt nicht zu befürchten.

(1919)

Spaziergang durch den Frieden.

Aus dem gestrigen ins heutige Wien.

So sieht also der Friede aus . . . Nicht das dicke Schriftstück, in dem uns mit einer wohlwollend gönnerhaften Miene unsere Demütigung und Verelendung diktiert und in dem uns noch in soundsovielen Punkten eine genaue Anleitung gegeben wird, wie wir zugrunde gehen sollen. Das ist bloß ein Friedensvertrag, aber kein Friede und hat gar nichts mit jenem beglückenden Gefühl, jenem befreiten Aufatmen zu tun: jetzt ist der Krieg endlich wirklich aus, jetzt ist der erste Friedenstag da. Der Form nach ist es ja noch nicht so weit. Vorher muß alles noch einmal erwogen, dann beschlossen und ratifiziert werden. Aber das vom ewigen Warten und vergeblichen Hoffen ungeduldig gewordene Gemüt ratifiziert das Friedensgefühl schon jetzt, bevor noch die Unterschrift unter das zum Verzweifeln gönnerhafte Schriftstück gesetzt ist. Wenigstens gefühlsmäßig möchte man den ersten Friedenstag genießen, auf den man endlos lang gewartet hat: mehr als fünf Jahre, etwa zweitausend Tage, eine furchtbare, seelentrüttelnde Wartezeit, ausgefüllt mit Erschütterungen, Enttäuschungen, Erniedrigungen jeder Art. Nur durch die Hoffnung, den ersten Friedenstag zu erleben, hat man das alles ertragen und in der ärgsten Depression hat man sich immer wieder durch dieselbe Vorstellung aufgerichtet: wenn einmal

Friede sein wird. Weiß Gott, man hat sich das ganz anders vorgestellt. Die Illusion vom ersten Friedenstag hat sich von Jahr zu Jahr verändert. Zuerst, in der berauschten Torheit des Kriegsausbruches, hat man dabei an Sieg, Triumphpforten und Hurrageschrei gedacht. Bald ist man bescheidener geworden, hätte gern auf Triumph und Hurra verzichtet und sich mit einem erträglichen raschen Ende begnügt, und schließlich hat man sich vom Frieden überhaupt nichts mehr erhofft, als Heimkehr und Ruhe, Ordnung und Lebensmöglichkeit, Versöhnung, Menschlichkeit und Semmeln. Eine Illusion, eine Erwartung nach der anderen ist abgefallen, wie die Äste vom morschen Baum, bis von den ganzen Friedenshoffnungen nichts übrig geblieben ist, als ein hoffnungsloser Friedensvertrag. Ja, nicht nur der Krieg, auch der Friede sieht in der Nähe ganz anders aus, als wir uns damals vorgestellt haben.

Damals . . . Unwillkürlich überkommt einen der Wunsch, sich heute, an dem ersten Friedenstag von 1919, den letzten, wirklichen Friedenstag von 1914 zu rekonstruieren. Wie hat damals die Welt, vor allem unsere nächste, das Wiener Leben und die Wiener Menschen, ausgesehen? Das ist doch nur fünf Jahre her, und an viel ferner Liegendes erinnert man sich ganz deutlich. Nur dieser letzte Friedenstag ist wie weggewischt aus dem Gedächtnis. Kein Wunder. Unser aller Erinnerung ist gestört und getrübt durch fünfjährige Alteration, durch Sorgen, Ängstigungen, Zumutungen. Wir sind überhaupt nicht mehr dieselben Menschen von 1914, bloß weitschichtige Verwandte mit losem Zusammenhang, wir sind sozusagen unsere eigenen, deklassierten und degenerierten Nachkommen. Und man weiß ja auch nicht, wo und wann man mit

dem Erinnern beginnen soll. Wann war eigentlich der letzte Wiener Friedenstag: damals, an jenem schwülen Julisamstag, an dem unser Ultimatum abgelehnt wurde? Oder war es der strahlend schöne Junisonntag, an dem Franz Ferdinand ermordet wurde? Oder war, ohne daß wir es ahnten, schon viel, viel früher der letzte Friedenstag gewesen? . . . Man kann sich nur mit Mühe irgendeinen der letzten Wiener Friedenssonntage zusammenstellen, in seinen äußerlichen, banalen Einzelheiten, um ein ungefähres Bild des tagtäglichen kleinen Lebens, der Genüsse und Zerstreuungen, der winzigen Friedenssorgen und Friedenspreise zu gewinnen. Wahrscheinlich hat der Sonntag beim Kafeur begonnen, denn damals ging es uns noch nicht so glänzend wie heute und man konnte und mußte sich auch am Sonntag rasieren lassen, aber dafür hat das Vergnügen nur vierzig Heller gekostet. Dann ins Kaffeehaus, wo man sich, ohne eine Gesetzesübertretung, Anzeige oder Verfolgung befürchten zu müssen, guten Gewissens eine Teeschale Melange mit Doppelschlag und zwei Stück Würfelzucker geben ließ und den überladenen Brotkorb sittlich entrüstet zurückwies, wenn kein Mohnkipfel drin war. Und wehe dem Ober, wenn er nicht schon mit der Trabuko bereit stand und wenn sie nicht blond war oder wenn das Feuerzeug auf dem Tisch nicht mit Benzin gefüllt war. Schließlich bekam der Mann ja ein fürstliches Trinkgeld: zehn Heller . . . Den Vormittag verbrachte man in der Krieau oder auf dem Corso oder sonst einem der Plätze, wo sich die gutsitzenenden Toiletten und Anzüge treffen, und bewundernd flüsterte man einem jungen Mann nach: der läßt bei dem großen Schneider am Graben arbeiten und zahlt zweihundert Kronen für den Anzug. Das etwas reichlichere Sonntag-

mittageffen nahm man in der zweiten Abteilung eines ersten Hotels und kam sich nach der Fünfkronenzeche wie ein gutstuurter Hochstapler vor. Der Nachmittag aber gehörte der grünen Natur oder, was dasselbe in Blond war, der Freundin. Die Stadtbahn verkehrte so regelmässig, daß man sich ein Auto nahm, in dem man ruhig die Grenze überschreiten konnte, nämlich die von Wien, und das Ziel war ein schön gelegenes warmes Nachtmahl mit Aussicht auf eine Erdbeerbowle. Nachher zum Heurigen oder in den Wurstelprater, wo es damals eine ebenso sinnige wie produktive wienerische Unterhaltung gab: das Werfen auf Flaschen und Zeller, bis sie zerbrochen waren. Das ganze Sonntagsprogramm kostete einen etwas größeren zweistelligen Betrag, und deshalb hatte man nachher manchmal moralische Anwandlungen. Man spürte dunkel, daß dieser urwienerisch üppige Luxus über unsere Verhältnisse ging, daß wir alle gedankenlos in den Tag und in die Nacht hinein lebten, und wer weiß, ob nicht schon damals, bei Erdbeerbowle und Musik, der Krieg begonnen hat . . .

Erinnern ist doch leichter, als das klar und scharf zu sehen, was ringsum ist. Wie sieht der erste Wiener Friedenstag von 1919 aus und hat er überhaupt ein eigenes, besonderes Gesicht? Ach, er ist ein Wiener Tag, wie sie alle jetzt sind. Keiner Menschenmiene ist irgendwie das Bewußtsein anzumerken: der Friede ist da. Weder Freude, noch Erbitterung macht sich geltend. Der erste Friedenstag zieht unbeachtet in Wien ein, wie ein armseliger Fremder, für den sich niemand interessiert. Wir sind schon zu apathisch, zu mürrisch und resigniert, um ein stärkeres Feiertagsgefühl, das weder den Magen, noch die Briestafche berührt, empfinden zu können.

Oder ist diese Apathie vielleicht ein Zeichen von Trauer und Verzweiflung? Dem widersprechen diese grell schreienden Plakatwände, auf dem ein höchster Heuriger, ein tiefstes Nachtlokal oder neues Kabarett neben dem anderen zu grandioser Unterhaltung und Hek' einladen. Oder gehen die Wiener aus lauter Desperation fortwährend, erstaunlich neu gekleidet, spazieren, überfüllen die Kaffeehäuser und Kinos, lassen sie sich aus lauter Kummer überall aufspielen, fesche Tänze, sorglose Melodien, die absolut nicht zum Text passen: weder zum Friedensvertrag, noch zum Preistarif des Lokals. Alle diese Menschen sitzen so unbekümmert da, als wüßten sie nicht, daß soeben ein verheerender Frieden ausgebrochen ist. Aber wenn man sich die Mühe nimmt, hinter diese gute Laune zu blicken und aus dem Vergnügungsspektakel die Untertöne der Not und Sorge herauszuhören, dann erkennt man bald, daß dies nichts ist, als ein allabendlich ausverkaufter Zusammenbruch. Nein, ein Spaziergang durch den ersten Friedenstag ist ganz unmöglich: zu ungemütlich, zu deprimierend und auch zu kostspielig. Man braucht nur einen Blick auf die Ziffern der Auslagen und Speisefarten zu tun, in die verwilderten Parke, die zerstörten Telephonzellen, man braucht nur mit einem Einspänner zu unterhandeln oder sich ins ehrenrührige Straßenbahngedränge zu stürzen und weiß schon genug, kennt die ganze wienerische Entwicklung der letzten fünf Jahre. Damals war das Wiener Leben eine kostspielige Lebenswürdigkeit, heute ist es eine Gehässigkeit bei zehnfach erhöhten Preisen . . . Eine Friedensstunde von heute kostet mehr, als ein Friedenstag von 1914, und an allen Ecken und Enden der Stadt ist die Entwertung der Krone abzulesen, die Verarmung und Deklassierung. Und was das

Traurigste ist: daß die Entwertung des Geldes immer zugleich eine Entwertung der Menschen, ihres Charakters und ihrer Sitten ist. Deshalb die vielen Konzerte und neuen Lokale, die grandiose Unterhaltung und Heß'. Und eigentlich sind wir wieder genau dort angelangt, wo wir anno vierzehn aufgehört haben: bei Erdbeerbowle und Musik. Das sind die Grenzen unseres Bewußtseins, und dazwischen hat sich alles abgespielt: das Welt drama in der Verkleinerung der Wiener tragischen Posse.

(1919)

Großstadt zu verkaufen.

Offert an einen Ausländer.

Konjunktur ist alles. Also höchste Zeit, daß endlich ein Schwung in die Sache kommt. So etwas muß großzügig betrieben werden, nicht in verschämten und schüchternen Raten. Wenn wir schon zu einer Auktionshalle geworden sind, dann soll unsere Herabgekommenheit wenigstens hoch hinaufgezitiert werden. Das einzige Wertvolle, was wir noch besitzen, ist unsere Entwertung, folglich muß man daraus gehörig profitieren. Wozu brauchen arme Leute kostbare Gobelins, Bilder und Kunstgegenstände? Wir können noch auf ganz andere Dinge verzichten: auf überflüssige Einrichtungen, unnützes Gerümpel und ähnliche Lurusgegenstände aus dem österreichischen Inventar. Darum muß endlich der große Wiener Räumungsverkauf in Szene gesetzt werden. Wer kauft alte Kultur und wertvolle Erinnerungen? Wer gibt mehr? Seltene Gelegenheit, so lange der altösterreichische Vorrat reicht.

An Käufern fehlt es ja glücklicherweise nicht. Noch nie sind so viele Fremde in Wien gewesen. Es scheint keine wirksamere Förderung des Fremdenverkehrs zu geben, als die Entwertung der Krone. Diese Ausländer sind auch die einzigen, denen es in Wien noch gefällt. Während wir verzweifeln und das Wiener Leben unerschwinglich und trostlos finden, sagen die Ausländer mit einer aufreizenden Begeisterung: das ist die billigste Stadt der Welt, hier läßt es sich herr-

lich leben. Unter Leben verstehen sie vor allem einkaufen: in Lire oder Lei, in Francs, Pfundnoten oder Dollar. Besonders in Dollarwährung scheint Wien jetzt hinreichend schön zu sein. Ein Appartement in einem ersten Hotel kostet fünfzig Cents pro Tag, ein Frühstück zwanzig Cents, das Mittagessen einen Dollar, und mit fünf Dollar täglich kann man schon so nobel leben, wie ein minderbemittelter einheimischer Kriegsgewinner. Im Ausländerviertel der Innern Stadt, zwischen Schwarzenbergplatz und Kärntnerstraße, vom Kohlmarkt bis zum Stephansplatz wird jetzt nur in Lire, Pfund und Dollar gerechnet und gelebt. Hier wird den ganzen Tag lächerlich billig eingekauft: Kleider und Schuhe, Schmuck und Antiquitäten, Schreibmaschinen, Automobile und Anteile an Industrieunternehmungen. Und der eingeschüchterte Wiener schaut diesem ausländischen Wiener Leben zu und denkt sich unwillkürlich: Warum kaufen sie nicht gleich den ganzen Krempel in Bausch und Bogen? . . .

Das wäre doch die naheliegendste und einfachste Lösung. Warum bloß Gobelins, Antiquitäten und Autos, warum nicht die ganze Stadt? Als guter Lokalpatriot bin ich in der letzten Zeit fortwährend auf der Suche nach einem Käufer gewesen, der mir alles das, was in Wien überflüssig ist, zu einem halbwegs anständigen Preis abnimmt. Und nun ist es mir endlich gelungen. An einem der letzten Abende, als ich in einer splendid beleuchteten Bar die bevorstehenden Lichteinschränkungen abwartete, fiel mir dort ein allein sitzender älterer Herr auf, die Kleidung und Allüren, die gelangweilt interessante Miene typisch amerikanisch. Er ist eben im Begriffe zu zahlen und fragt: „Was kostet das alles?“ Der Oberkellner nennt einen bescheidenen dreistelligen Betrag. Der

Amerikaner schüttelt den Kopf: „Nein, ich meine die ganze Bar und das Haus dazu.“ Und jetzt erkenne ich ihn: das ist mein amerikanischer Freund, der Mr. Tafe. Im zweiten Kriegsjahr hatte ich ihn in St. Moritz kennen gelernt, wo er sich eben von den Strapazen der Kriegsgewinne erholte. Ein prächtiger, großzügiger Mann, dieser Mr. Tafe, der seinem Namen alle Ehre macht: was der in die Hand nimmt, läßt er nicht mehr aus. Ich trete an seinen Tisch und bringe mich in Erinnerung. Wir kommen bald in ein Gespräch über das heutige Wien, und er beginnt von seiner Schönheit, von seiner alten Kunst und Kultur zu schwärmen. Wenn Mister Tafe schwärmt, dann rechnet er bereits und nach dem dritten Drink macht er mir den Vorschlag: „Sie kennen sich doch aus in Wien. Führen Sie mich herum, zeigen Sie mir, was hier preiswert ist.“ Und ich bin sofort bereit. „Am besten, wir beginnen mit den Einkäufen gleich jetzt am Abend, denn die vorteilhaftesten Geschäfte werden hier im Dunkeln gemacht.“

Wir bummeln zunächst durch die alten Gassen der Innern Stadt. Mr. Tafe fragt mich nach dem Zweck der verschiedenen Regierungs- und Amtsgebäude, eine Frage, die mich begreiflicherweise einigermaßen in Verlegenheit setzt. Auf dem Ballhausplatz bleibt er lange vor dem Staatsamt für auswärtige Angelegenheiten stehen: „Was geschieht da drin?“ — „Hier wird hauptsächlich nach den Kriegsursachen gesucht, statt nach den Ursachen, warum wir noch immer nicht Frieden haben.“ Ich offeriere Mr. Tafe das Gebäude samt allen Not- und Weißbüchern tief unter dem Kostenpreise und gleichzeitig auch unseren leistungsfähigsten Betrieb, die in der Nähe befindliche Notendruckerei der Osterreichisch-ungarischen Bank. In

einer noblen Anwendung überlasse ich ihm auch noch eine Anzahl Politiker sehr billig und gebe überdies sämtliche in den letzten Jahren erschienenen Ernährungsvorschriften, Verbote und Vollzugsanweisungen gratis drauf. „Was soll ich damit?“ fragt Mr. Tafe ganz befremdet. „Mein Gott,“ erwidere ich, „in Amerika sammelt man doch mit Vorliebe Kuriositäten.“

Unser Einkaufsweg führt uns dann über den Graben durch die Rotenturmstraße bis zur Stadtbahn: „Sehen Sie, die kann ich Ihnen sofort sehr billig verkaufen, denn für uns hat sie gar keinen Wert. Die Wiener Stadtbahn ist wenig benützt, gut erhalten, wie neu.“ Im Vorübergehen kehren wir in einem Schieberkaffeehaus ein, wo Mr. Tafe sofort der Mittelpunkt zahlreicher verlockender Offerten ist: zwei Waggon's Sekundenzeiger, sofort greifbar, Olsardinen in Lakriensaft, fünfmal eingesalzenes Schweinefleisch, Friedensware — aber er lehnt kurz ab: „Das exportieren wir selber.“ Auch ich versuche, ihm einiges einzureden: unseren Überfluß an Vergnügungslokalen und Kabaretten, an Operetten, Pokerpartien und Lurusdamen, aber er interessiert sich nur für die Wiener süßen Mädeln, von denen er schon sehr viel Gutes gehört hat. Als ehrlicher Makler rate ich ihm entschieden davon ab: „Die Wiener Mädeln sind längst nicht mehr süß, dafür sehr teuer.“

Es ist spät geworden, und ich begleite Mr. Tafe zu seinem Hotel. Auf dem Wege durch die dunklen, menschenleeren Straßen sehen wir die seltsamen und unheimlichen Gestalten des heutigen Wiener Nachtlebens: Patrouillen mit Bajonett auf, die in Häuser Einlaß begehren, in denen einige Fenster beleuchtet sind. „Wahrscheinlich werden hier politisch Ver-

dächtige ausgehoben?" meint Mr. Tafe. „Nein, es dürfte sich nur um eine Wohnungsrequisition handeln oder eine sträfliche Orgie. Dort oben wird jetzt jemand dabei ertappt, wie er um Mitternacht Makronbäckerei verzehrt und ein Glas Wein dazu trinkt, und darauf sind bei uns die schwersten Strafen gesetzt.“ Mr. Tafe fragte ganz erstaunt: „Gibt es denn in Wien kein Hausrecht?“ — „D ja, aber wir machen leider keinen Gebrauch davon . . .“ Und kaum sind wir einige Schritte von den Schauplätzen dieser Amtshandlungen entfernt, da sehen wir einen Mann, der eben im Begriffe ist, ganz gemüthlich und unbehelligt einen Laden mit Brechwerkzeugen zu öffnen. Mr. Tafe erkundigt sich interessiert: „Sie scheinen wohl ein Einbrecher zu sein?“ Worauf der Mann, ohne sich bei der Arbeit stören zu lassen, erwidert: „Ich bin so frei.“ Und ich füge erläuternd hinzu: „Natürlich ist er so frei — sonst wäre er ja kein Wiener Einbrecher . . .“

Für heute hat Mr. Tafe genug, und wir setzen unser Shopping am nächsten Tag fort. Als praktischer Mann interessiert sich der Amerikaner auch für kurante und preiswerte Kunst, und ich nenne ihm einige unserer hervorragenden Maler. Aber mit Kleinigkeiten gibt sich Mr. Tafe nicht ab, er kauft nur ganze Kunstrichtungen. „Da hätte ich etwas sehr Empfehlenswertes auf Lager: die Expressionisten. Das ist wirklich internationale Kunst, denn bei diesen Bildern kommt es nicht darauf an, was sie darstellen. Sie können also ruhig ein expressionistisches ‚Heustadlwasser‘ drüben als ‚Niagarafall‘ verkaufen.“ Am Nachmittag machen wir noch einen Ausflug in den Wienerwald, der eben von der Wiener Bevölkerung abgeholt und weggetragen wird. Einer dieser freiwilligen Holzfäller motiviert dies mit folgendem, ohne weiteres ein-

leuchtendem Argument: „Bevor i bein Holzhandler siebzig Heller für a Kilo nasses Holz zahl', hau' i mir lieber glei an Bam o. Der is a naß und kost wenigstens nix.“ Ist es da nicht meine lokalpatriotische Pflicht, Mr. Take sofort den ganzen Wienerwald zu offerieren? Das ist die einzige Rettung, denn bei uns hält sich ja nichts. Und Mr. Take ist so gefällig, nebenbei auch dieses Geschäft zu machen und stellt mir noch einen Dollarscheck aus, den zwölften. Damit werde ich zum Staatssekretär für Finanzen gehen und ihm die Kaufsumme für das veräußerte Wien übermitteln, unter der Bedingung, daß alle Minderbemittelten, nämlich alle, die weniger als hunderttausend Kronen Einkommen haben, von der Vermögensabgabe und ähnlichen lästigen Zuschlägen befreit werden. Damit wäre auch das Finanzielle des Ausverkaufes erledigt.

Mittlerweile hat Mr. Take seine Einkäufe längst verpackt und verladen und ist damit auf dem Wege nach Amerika. Von der ganzen Großstadt ist mir nichts übrig geblieben als das, was er um keinen Preis nehmen wollte und was ich so gern um jeden Preis los geworden wäre: das Häuschen des eisernen Wehrmannes auf dem Schwarzenbergplatz, das mir schon lang im Weg steht, diverse alte Kanonen und Uniformen, sehr überflüssige Handgranaten und geladene Gewehre, die ganzen Schieber, Schleichhändler und Spielpartien, allerlei Umsturz- und Hejpolitiker und sonstige ebenso angenehme wie verdächtige Mitbürger. Und damit will ich jetzt versuchen, mir eine neue und bessere Wiener Zukunft aufzubauen.

(1919)

Das Märchen von der großen Zeit.

Meinen Enkeln erzählt.

Eigentlich ist es nur der Entwurf zu einem Märchen, ein theoretischer Versuch, aus der ungeheizten und schlecht beleuchteten Wirklichkeit in eine hellere und sanftere Unwahrscheinlichkeit zu flüchten. Also in eine Zeit, wo das Leben, seine Pflichten und Funktionen schmerzlos und mühelos verlaufen, wo alles sich von selbst verrichtet, das Brot sich selber bäckt, der Eimer sich selbst mit Wasser füllt und die Tiere in zubereitetem Zustande um die Ehre wetteifern, gespeist zu werden. Es gibt nichts Unmögliches, kein Mißlingen und keine Enttäuschung, der Schmerz tut nicht weh, und sogar das Sterben ist eine milde Beschäftigung. Mit einem Wort, ich möchte mir heute, an diesem einsamen, trübsinnigen Weihnachtsabend selber ein Märchen erzählen. Aber keines von den üblichen Märchen, die immer beginnen: es war einmal und damit einen grausamen oder gerechten König meinen, eine gute oder böse Prinzessin, die nie existiert haben. Du lieber Gott, aus Dingen, die sich nie ereignet haben, ein schönes, holdes Märchen zu machen, das ist keine Kunst. Das wäre mir auch kein Trost, keine Ablenkung von dieser dunklen Weihnachtswirklichkeit und ihren Miseren. Darum will ich mir justament daraus ein Märchen machen: aus diesen Miseren, aus dem märchenhaft unwahrscheinlichen Elend, dem Kummer und den Sorgen dieser Tage. Ich will mir also das Märchen von der großen Zeit erzählen, will mir vortäuschen,

daß sie längst vergangen, längst nicht mehr wahr ist und nicht mehr weh tut. Und nach richtiger Märchenart kann ich gleich beginnen: es war einmal ein König . . . Ja, ich könnte sogar beginnen: es waren einmal einige Könige . . .

Übrigens, die Könige spielen in dem Märchen gar keine Rolle. Die Hauptfigur darin bin ich selber. Natürlich nicht in der Gestalt, in der ich jetzt vor meiner Flasche Wein sitze, als lediger Herr in den besten Jahren, die es heutzutage gibt, mit einem englisch gestutzten dunklen Schnurrbart und einer Zigarre im Munde. Im Märchen sehe ich selbstverständlich ganz anders aus, es spielt ja um vierzig Jahre später. Ich bin also schon ein sehr alter Herr; wie alt, das sag' ich nicht genau, damit man mir nicht nachrechnen kann, wie alt ich jetzt bin. Der Wahrheit gemäß muß ich ohne jedes eitle Eigenlob feststellen, daß ich ein sehr netter, ein reizender alter Herr bin. Haare hab' ich wohl nicht mehr viel, aber sie sind schön schlohweiß und ökonomisch verteilt, und man sieht mir an, daß ich mir ernstlich einbilde, noch immer keine Glase zu haben. Der borstige Schnurrbart scheint gefärbt zu sein, und ums Kinn trage ich unbegreiflicherweise einen sogenannten Greislerbart. Meine Augen sind von einem milden, gütigen Blau. Zwar habe ich immer dunkle Augen gehabt, aber wenn man einmal Großpapa ist, dann hat man gewöhnlich gütige blaue Augen, das ist schon so. Ich bin nämlich schon längst Großpapa, wie lang und wieso, das weiß ich nicht genau. Meine liebe Frau hat allem Anschein nach bereits das Zeitliche gesegnet, auf das ich immer geflucht habe — wir waren ja nie einer Meinung. Ich scheine in einer Art Ausgeding bei meiner verheirateten Tochter zu wohnen. Sie ist sehr glücklich verheiratet, was mich

gar nicht wundert. Schließlich habe ich ihr auch eine sehr anständige Mitgift gegeben. Sonst sind zwar in der neuen Zeit Kapitalsanhäufungen und Erbrecht abgeschafft, nur die Einrichtung der Mitgift hat man auch in der neuen Gesellschaftsordnung notgedrungen beibehalten müssen, weil sonst die Menschheit ausgestorben wäre . . .

Meine Tochter ist eine liebe Person, sehr streng, aber gerecht. Ihr Mann ist ein namhafter Advokat, ein glänzender Redner, nur zu Hause hat er nicht viel zu reden. Auch ich komme kaum zum Wort und gar nicht zur Geltung. Man verwendet mich hauptsächlich als dekorativen Zimmerschmuck: der Großpapa im Lehnstuhl, der Großpapa beim Kamin — eine sehr langweilige Beschäftigung. Nach einer stillschweigenden Vereinbarung habe ich auf die Fragen von Besuchern immer nur mit den stereotypen Worten zu antworten: „Ja, ja, du mein Gott . . . Die liebe Jugend . . . zu meiner Zeit . . . freilich, freilich.“ Kurz, ich habe den alten Herrn zu spielen. Daß ich trotz meiner weißen Haare und vielen Falten innerlich vielleicht noch jung und lebhaft bin, darum kümmert sich kein Mensch, aber das ist schon das Schicksal alter Leute.

So sitze ich also auch heute abend dekorativ auf dem Ehrenplatz beim Weihnachtessen. Es war vorschriftsmäßig ausgezeichnet, denn wir wohnen selbstverständlich in einem Einküchenhaus, wo auf alle Familien genau daselbe Quantum Karpfen, Strißen und Freude entfällt. Man hat sorgfältig acht gegeben, daß ich keine Gräte schlucke, aber jetzt kümmert man sich nicht mehr um mich, führt moderne, kühne Gespräche und läßt mich mit meiner Pfeife allein. Warum ich Pfeife rauche, ist mir auch unverständlich. Ich kann das nicht

ausstehen, aber ein Großpapa muß offenbar Pfeife rauchen. So sitze ich also ganz still für mich da, scheinbar höchst zufrieden, wunschlos und abgeklärt, in Wirklichkeit aber sehr ärgerlich und gereizt, weil man mich nicht mitreden läßt. Dabei vergesse ich aber nicht meine Pflicht, von Zeit zu Zeit auf meine Enkel einen liebevollen Blick zu werfen. Sind übrigens wirklich reizende Kinder: Die sechzehnjährige Elly, die mit ihren kurz geschnittenen Locken aussieht wie ein Mittelthing zwischen Beethoven und Kastelbinder, eine sehr ernste, gebildete Gymnastin, die nur manchmal im Gespräch plötzlich einen Purzelbaum macht oder pfeifend über eine Sessellehne springt. Das hat sie aber nicht von mir, sondern von meiner seligen Frau. Die ist auch bei jeder Gelegenheit gleich gesprungen und hat immer gepfeifen, namentlich auf das, was ich gesagt habe. Dann der vierzehnjährige Gustl, ein lebhafter, kecker Bursch, der seine Lehrer glänzend imitiert, und der kleine Ludwig, ein nachdenklicher, verträumter Bub, ein süßes Kind — mit einem Wort: der ganze Großpapa.

Im allgemeinen kümmern sich auch meine Enkel nicht viel um mich. Ich werde von ihnen teils hochachtungsvoll, teils nachsichtig behandelt, aber nicht recht ernst genommen. Um so schmeichelhafter ist es mir, als sie sich jetzt alle drei meinem Lehnstuhl nähern. Elly führt natürlich das Wort: „Schau, Großpapa, es ist heute so fad, gar keine Stimmung. Erzähl doch etwas.“ — „Ja, Kinderl, was kann ich denn euch...“ — „Du hast doch so viel mitgemacht: den Weltkrieg, die große Zeit. Da mußt du doch auch etwas erlebt haben.“ — „Erlebt — kann mich wirklich auf nichts erinnern.“ Jetzt geht der Gustl auf der anderen Lehnstuhlseite vor: „Aber, Großpapa. Wir müssen doch von der Zeit so viel lernen. Ge-

rade jetzt haben wir den Weltkrieg über Weihnachten auf, als Hausarbeit. Diese vielen Jahreszahlen und Daten: nichts als Siege und wieder Siege, so viele Herrscher, Verträge, Treue — was es da zu studen gibt. Das ist die schwerste Prüfungsfrage.“ Und nun mengt sich der kleine Ludwig auch noch ein: „Ja, Großpapa, wir lernen auch schon davon. Vom Feld der Ehre und vom freudigen Blutvergießen — sag', sind die Menschen damals wirklich so gern gestorben? . . .“ Mein, was die Kinder alles fragen. Man kommt in die größte Verlegenheit und weiß wirklich nicht, was man antworten soll. So eine Zeit mitmachen, das ist leicht, aber erzählen . . . Jetzt fängt wieder die Elly an: „Du, Großpapa, warum nennt man eigentlich die fünf Jahre immer die große Zeit?“ — „Weißt du, Kind, das ist so: weil damals alles in großem Stil betrieben wurde: das Töten und Hassen, das Geldverdienen und Steuereinheben.“ — „Na ja, aber wir möchten gern wissen, wie das alles wirklich war. Wir können es uns nicht vorstellen. Du hast doch den Krieg mitgemacht, aber du erzählst nie etwas. Du hast keine alte Uniform, kein Schwert, keine Orden. Was hast du selbst eigentlich erlebt? Wozu hat man denn einen Großpapa, der den Weltkrieg mitgemacht hat.“ — Meine Verlegenheit wird immer ärger. Von meinen Heldentaten soll ich erzählen, von meinen kriegsgerischen Abenteuern . . . Soll ich den Kindern von den immer wiederkehrenden Musterungen erzählen, von den Sichtungungen und Überprüfungen, vom Tachinieren? Das war schließlich auch sehr gefährlich und aufregend, und dazu haben gute Nerven gehört. „Ihr müßt nämlich wissen, es hat damals zweierlei Menschen gegeben: die einen, die haben nach den Karten gehungert, und die anderen, die haben sich nicht in die

Karten blicken lassen und sind satt geworden. Aber das Wichtigste waren die Vorschriften, die Kontrolle und die Strafen. Es hat damals eigene Beamte gegeben, die sich dadurch ernährt haben, daß die andern nichts zu essen hatten . . ."

In diesem Augenblicke höre ich, wie meine Tochter ärgerlich zu ihrem Mann sagt: „Er spricht schon wieder vom Essen. Das ist eine fixe Idee von dem alten Herrn.“ Worauf mein Schwiegersohn beschwichtigend meint: „Laß ihn. Du weißt doch, alle alten Leute aus dieser Zeit sprechen immer nur von Lebensmitteln und Preisen. Das war so eine lukullische Generation.“ Was denn soll ich erzählen: Heldentaten, Abenteuer — ich kann nachdenken, wie ich will, es fallen mir nichts als Fettkarten und Schleichpreise ein. Mehr ist mir nicht im Gedächtnis geblieben. Elly versucht es jetzt, mir psychologisch beizukommen: „Sag', Großpapa, hast du denn gar keinen starken Eindruck? Zum Beispiel, wie der Krieg plötzlich aus war.“ — „A ja, ich weiß schon, wie die Kurse so rapid heruntergegangen sind . . .“ — „War da nicht ein kolossaler Jubel, daß der Friede da ist?“ — „Jubel? Na ja . . . wir hätten gern gejubelt, aber wir haben keine Kohle gehabt, kein Licht, keine Eisenbahnen, keine Straßenbahn, keine Theater, keine Arbeit, kein Geschäft, alles verwüstet, überall Unsicherheit . . .“ Gustl unterbricht mich nachsichtig und überlegen: „Großpapa, du verwechselst das. Du meinst den Dreißigjährigen Krieg: 1618 bis 1648.“ — „Nein, nein, Kind, ich sprech' von 1918. Zum Schluß hat's nur mehr eine Arbeit gegeben: Danknotendruck. Der eine Teil der Bevölkerung hat die Danknoten erzeugt und der andere hat sie ausgegeben. Und das mußte so sein, weil sich damals alle an den Staat gewendet haben. Alle wollten übernommen,

angestellt, versorgt, unterstützt und pensioniert werden . . .“

— „Und das alles hat sich die Bevölkerung gefallen lassen?“

— „Im Gefallenlassen haben wir eine große Übung gehabt. Nur als die Theater wochenlang gesperrt bleiben mußten und gar keine Operetten gespielt werden durften, da wäre beinahe eine wirkliche Revolution ausgebrochen. Um das Ärgste zu verhindern, wurde knapp vor Weihnachten das Theaterspielen wieder gestattet. Seht ihr, das war ein Jubel. Und das ist eigentlich das Märchen von der großen Zeit: es war einmal — was sag' ich einmal: es war fünfhundertmal . . .“

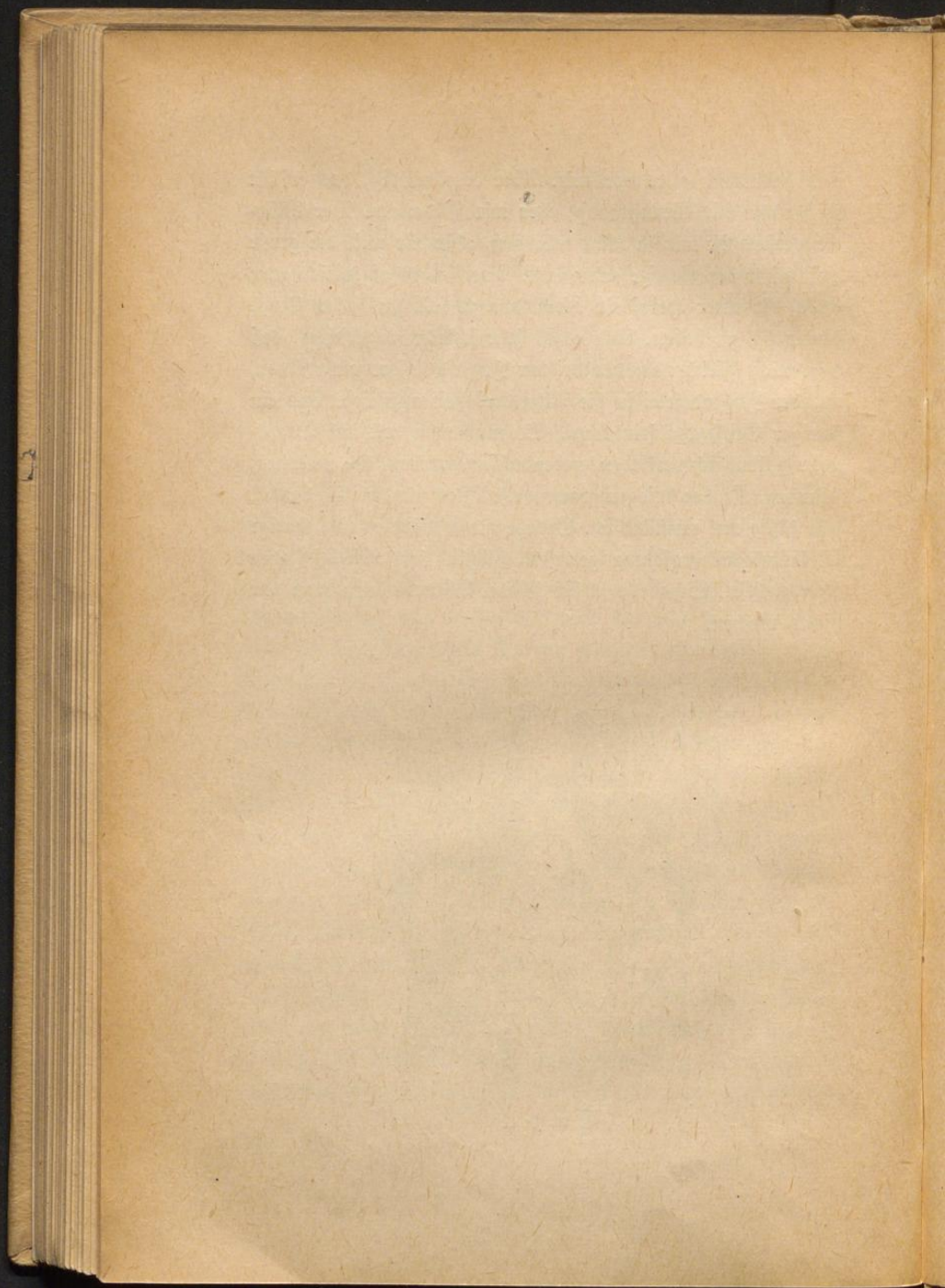
Aber mir scheint, meine Enkel glauben mir nicht recht. Sie hören mir immer überlegener und nachsichtiger zu, und ich merke deutlich, wie sie untereinander flüstern: „Was für unwahrscheinliche Sachen der alte Herr erzählt. Er weiß wirklich nicht mehr, was er spricht.“ Das hat man davon. Kann ich dafür, daß diese große Zeit ein solches Durcheinander von Kleinigkeiten, Torheiten und Widersprüchen war? Eigensinnig wie alte Leute schon sind, spreche ich weiter, immer dasselbe, fuchtle dabei mit meinen unsicheren Händen, bis das Glas Rotwein umfällt. Um Gotteswillen, wenn das meine Tochter sieht . . . rasch eine Serviette drüber, und bevor ich damit noch fertig bin, erwache ich natürlich. Woher kommt das viele Blut? Oder habe ich wirklich den Wein verschüttet? Sechzehn Kronen der Liter — das ist kein Märchen, das ist Wiener Wirklichkeit. Ich sitze noch immer so da wie vorhin, einsam und fröstelnd, das Feuer im Ofen ist ausgegangen, auch die Zigarre und nicht ein Zündhölzchen im Hause. Keine Spur von einer Tochter, von einem Schwiegersohn und von Enkeln. Ich bin noch immer der einschichtige Herr in den miserablen besten Jahren, ich bin noch gar nicht wirklich alt

und habe noch alles vor mir. Aber merkwürdig, das erfüllt mich nicht mit Genugtuung, eher mit Bedauern. Der Märchenversuch ist mir ja nicht gelungen, offenbar weil die große Zeit nicht der richtige Stoff ist. Aber es ist eigentlich ganz schön, ein alter Herr, ein Großpapa zu sein und alles längst hinter sich zu haben. Und es ist sehr schlecht eingerichtet, daß man nicht gleich nach der dritten Jugend sofort alt werden, aus der Jugendeselei in die Altersweisheit aufsteigen und ein fertiger Großpapa sein kann. So muß man erst auf Brautschau gehen, sich verlieben, nebenbuhlen, werben, sich verloben, heiraten, Kinder kriegen, ratenweise älter werden — das ist sehr lästig und umständlich. Gerade heuer wäre es eine sinnige Weihnachtsüberrashung gewesen, plötzlich um vierzig Jahre älter zu sein. Schade, wirklich schade. Aber da kann man gar nichts machen.

(1918)



E n d e.



I n h a l t

I. Das verschwundene Wien (1909—1914)

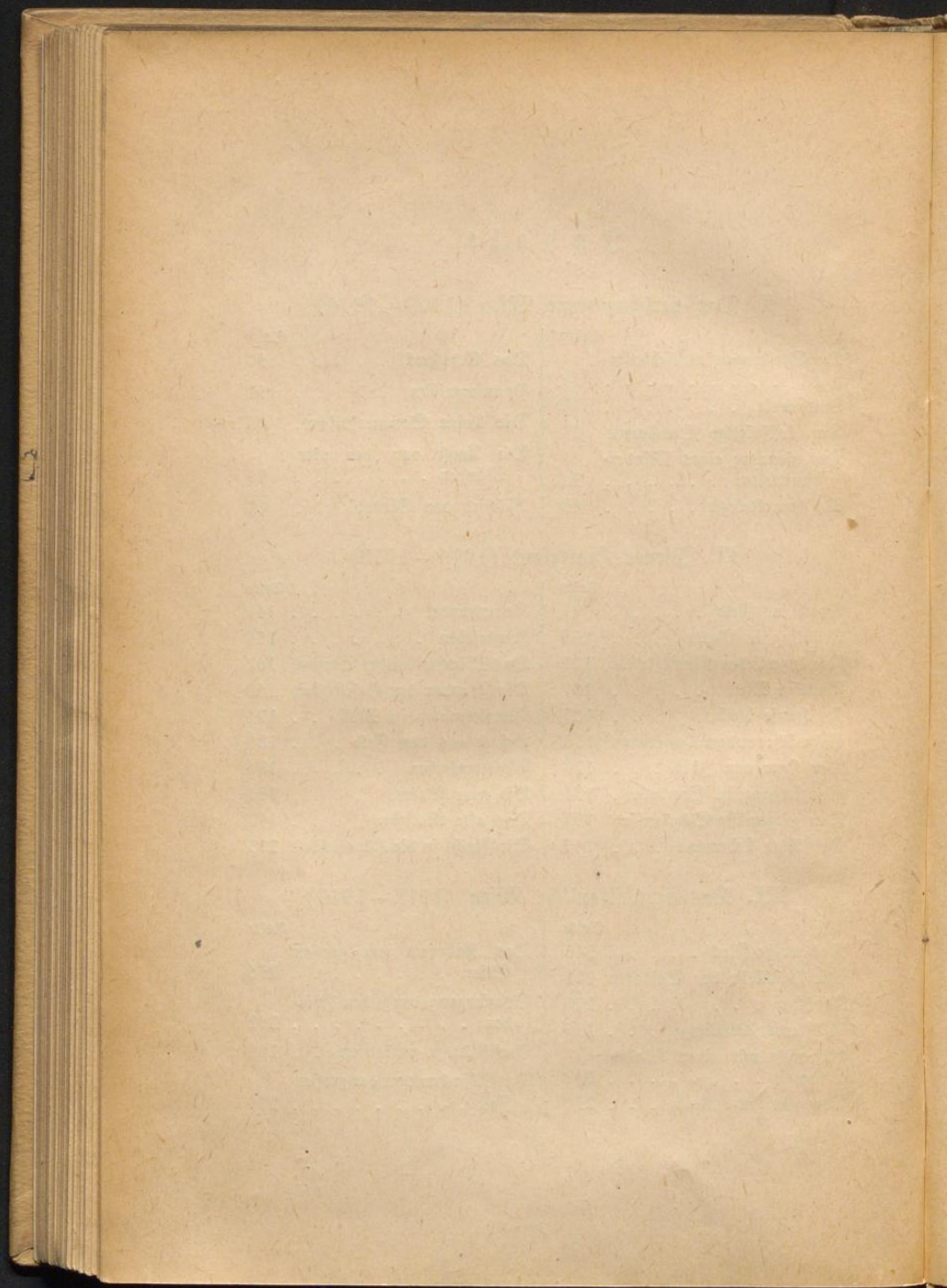
Seite		Seite
15	Der Stellwagen ins Liebhartstäl	Das Schulpackl 50
23	Landpartie	Premierenfilm 59
29	Der kostspielige Gentleman	Die kleine Sommerfrische 65
36	Derbysonntag eines Minderbemittelten	Die Angst vor den vier Wänden 74
43	Naschmarktlegerie	Abschied von Girardi 80

II. Wiener Hinterland (1914—1918)

Seite		Seite
91	Brief ins Feld	Kettenhandel 149
97	Frühling in Raten	Hundeleben 156
101	Die ärgerlichen Kleinigkeiten	Das Märchen von der Semmel 162
107	Bucklige Welt	Die Freuden der Geselligkeit 168
113	Zu Hause bleiben	Wurstelprater in Moll 174
118	Gespräche vor dem Kaffeehaus	Besuch aus dem Feld 180
125	Der Herr von Ybini	Walzermärchen 186
131	Spaziergang in Sandalen	Die neue Valuta 191
137	Der zeitgemäße Schulaufsatz	Das alte Notizbuch 197
143	Der letzte Lebemann	Die Flucht in die Häuslichkeit 203

III. Das republikanische Wien (1918—1919)

Seite		Seite
213	Der weiße Fleck	Das Kabarett zum großen Stier 256
221	Die Heimkehr der Soldaten	Spaziergang durch den Frieden 262
228	Abrüsten	Großstadt zu verkaufen 268
235	Wählerversammlung	Das Märchen von der großen Zeit 274
242	Gespräch mit einer Wahrsagerin	
250	Das papierene Kalb	



Von Ludwig Hirschfeld erschien bisher:

Erzählendes:

- Der junge Zellner. Ein junger Mensch aus gutem Hause.
(Hermann Seemann Nachf., Leipzig 1902.)
Ferien in Gossensass. (Arthur Cavael, Leipzig 1905.)
Pauzeit. Sechs Wochen Heldentum. (Ebd. 1906.)
Die plötzliche Insel. Novellen. 2. Auflage. (Ferien-Verlag,
Leipzig 1912.)
Jupiter in der Wolke. Novelle. (W. Harz, Berlin 1913.)

Wienerisches:

- Wir kennen uns. Gemüthliche, gereizte und nachdenkliche
Skizzen aus Wien. 4. Auflage. (Robert Mohr,
Wien 1909.)
Die klingende Stadt. Skizzen aus dem lauten und aus dem
stilleren Wien. 4. Auflage. (Ebd. 1911.)
Das sind Zeiten! . . . Gut und schlecht gelaunte Skizzen.
2. Auflage. (W. Harz, Berlin 1913.)

Dramatisches:

- Die Puderquaste. Komödie. (Otto Eirich, Wien 1910.)
Die verflirte Liebe. Komödie. (Gerlach und Wiedling,
Wien 1914.)

In Vorbereitung:

- Die große Dummheit. Lustspiel.

Bücher von Ludwig Hirschfeld:

Wir kennen uns.

Gemüthliche, gereizte und nachdenkliche Skizzen aus Wien.

4. Auflage. — Verlag Robert Mohr, Wien.

Eduard Pöhl im Neuen Wiener Tagblatt:

Dieser junge Wiener Schriftsteller ist bodenständig. Er saugt die milde Kraft seiner Darstellung aus der mit alter Kultur gedüngten Scholle dieser Stadt. Dabei schweift sein froher, verständiger Blick, getränkt mit Tradition, auch durch die neueste Zeit, sie messend an dem Vergangenen und mit weichem Humor streichelnd ob des Gegenwärtigen. Wenn es ein Kriterium für ein Buch über Wien ist, ob man es einem Fremden in die Hand drücken möchte, daß er sich daraus unterrichte, so hat Hirschfelds Büchlein unstreitig das Zeug zu diesem Vertrauens-
amte.

Die plötzliche Insel.

Novellen.

2. Auflage. — Xenien-Verlag, Leipzig.

Weser-Zeitung: Der junge Wiener hat sich in seiner Heimat schnell einen Leserkreis und ein Renommee geschaffen; vor allem durch Wiener Skizzen, die sich durch eine eigenartige Kunst der Beobachtung und durch einen ironischen Grundton bemerkbar machen. Mit dem Novellenband „Die plötzliche Insel“ tritt er nun zum ersten Male vor das größere deutsche Publikum. Der Band enthält sieben meist kürzere Piecen, dessen Titelnovelle vor ein paar Jahren in einem Wiener Blatte erschien und den jungen Verfasser damals im Laufe eines einzigen Tages bekannt machte. Es ist eine frisch und unbedenklich draufloserzählte Geschichte voll Pikanterie und nicht ohne eine gewisse saloppe Art, aber doch nicht ohne künstlerisches Temperament. „Die plötzliche Insel“ gehört zu den charakteristischsten Leistungen des jüngeren Wien. Der Band enthält aber noch andere Novellen, in denen die Art des Autors markanter, die Ironie schärfer und der Ernst um eine Nuance tiefer wird. Der Stil ist reifer geworden. Die Novellen sind echt wienerisch-österreichisch im Ton, in jeder Gebärde, aber doch nicht ohne tieferen Gehalt, so daß sie auch dem ernstern Leser Anregung zu bieten vermögen.

Jupiter in der Wolke.

Novelle.

Verlag B. Harz, Berlin.

Saale-Zeitung: Ludwig Hirschfeld hat in diesem Werke eine Arbeit geschaffen, die ihm niemand zugebraut hätte. Nicht als ob man den Wiener Autor bisher gering eingeschätzt hätte. Er galt uns bisher als ein Meister der Wiener Skizze. Nun erweist er sich als Novellist von recht beträchtlichen Qualitäten. Ohne Vorwort und ohne Nachwort ist eine nur wenige Wochen dauernde Episode künstlerisch geformt. Sie tritt so plastisch hervor, daß die beiden Gestalten uns vertraut werden wie die Figuren eines großen Romans. Auch die Art des Erzählens mag vorbildlich sein für Novellisten. Alles Sprung- und Skizzenhafte ist peinlichst vermieden, ebenso wie alles Schwerfällige. Mag sein, daß Hirschfeld an dieser bedeutenden Novelle mühsam gearbeitet hat. Sie ist trotzdem ein Dichtwerk, und die Grundideen wie ihre Durchführung sind zweifelsohne mehr erfüllt als erfunden. Wenn Hirschfeld auf diesen Bahnen bleibt, dann wird von ihm noch viel die Rede sein.

